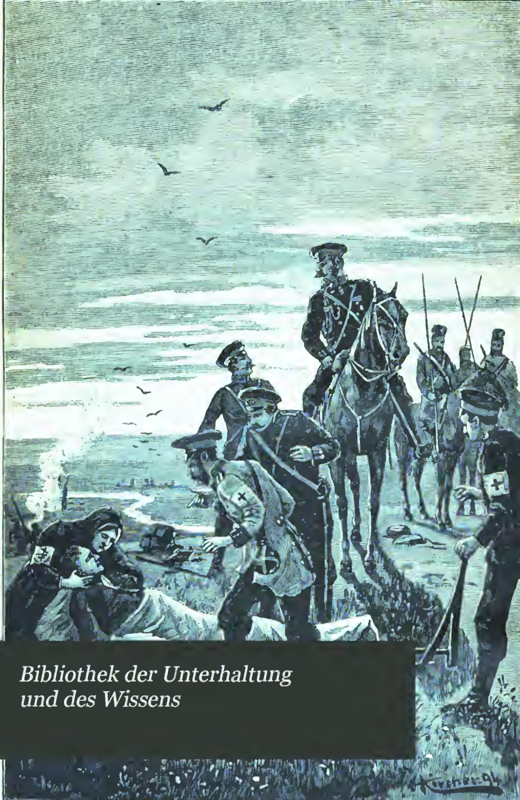
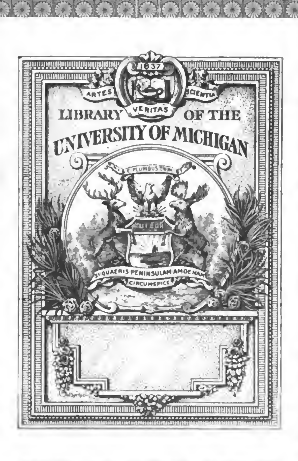
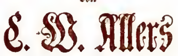

Bibliothek der Unterhaltung
und des Wissens


1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

Unser Bismarck

von



C. W. Allers

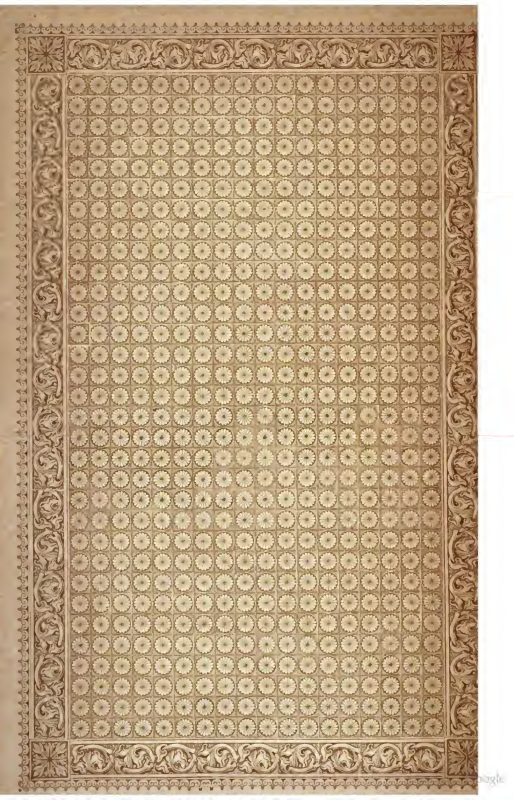
Text von Hans Kraemer.

Etwa 280 Seiten Text mit über 200 teilweise ganzseitigen Text-illustrationen und 42 Extra-Vollbildern.

In 14 Lieferungen à 2 Mark.

Verlag der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Durch die meisten Buchhandlungen zu beziehen.



Bibliothek

der

Unterhaltung und des Wissens.



Zu der Erzählung „Bezimeno“ von A. D. Borum. (S. 114)
Originalzeichnung von A. Kircher.

Bibliothek
der
Unterhaltung
und des
Wissens.

Mit Original-Beiträgen
der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten,
sowie zahlreichen Illustrationen.

Jahrgang 1895.
Dritter Band.

Stuttgart, Berlin, Leipzig.
Union Deutsche Verlagsgesellschaft.



Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.



Inhalts-Verzeichniß.





Unter dem Schwerte der Themis.

Roman

von

Reinhold Ortmann.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Das Verächtliche in Dora's Worten trieb dem Staatsanwalt das Blut bis über die Stirn hinauf in's Gesicht. „Du weigerst Dich also geradezu, meine Wünsche zu erfüllen? Du willst es bis zum Aeußersten treiben?"

„Ich will mir die Freiheit meines Willens bewahren," erwiederte sie kalt. „Du mußt mich bisher sehr wenig gekannt haben, wenn Dich das in Erstaunen zu setzen vermag."

„In der That — es scheint so! Aber die Täuschung dürfte, wie mich dünkt, eine gegenseitige gewesen sein. Denn ich bin nicht der Mann, Dora, der sich auf Kosten seiner Würde zum willfährigen Spielzeug in den Händen eines koketten und launenhaften Mädchens machen ließe. Wenn ich jetzt von Dir gehen muß ohne einen anderen Bescheid als den, welchen Du mir soeben gegeben hast, dann —"

„Nun?" fragte sie, da er zaudernd innehielt. „Laß mich das Fürchterliche getrost vernehmen! Du hast diesen lächerlichen Auftritt ja herbeigeführt, damit wir uns aussprechen.

Sprechen wir uns also gründlich aus! Zu einer Wiederholung der ganzen Scene würdest Du mich schwerlich bereit finden."

„So wartest Du vielleicht schon mit Ungeduld auf das Wort, das Dir Deine heißersehnte Freiheit wiedergibt? Wenn es so ist, solltest Du wenigstens auch den Muth dazu haben, Dich offen zu der Wahrheit zu bekennen! Alles, was Du heute gethan hast, Dein Erscheinen in diesem Anzuge, Dein auffälliges Benehmen in dem Champagnerzelt, Deine Koketterien mit diesem Sandory, es sollte nur den Bruch herbeiführen, nach dem es Dich verlangt. Gestehe mir das zu und sei versichert, daß ich noch Selbstachtung genug besitzen werde, um zu thun, was meine Mannesehre mir gebietet."

„Ich habe nichts zu gestehen und nichts zu leugnen," fiel sie ihm hart in die Rede. „Wenn es Dir aber Deinen Entschluß erleichtert, an eine solche Berechnung in meiner Handlungsweise zu glauben, so thue es immerhin. Es gibt für mich keine Veranlassung, Dir zu widersprechen."

Die Thür des kleinen Zimmers wurde von draußen geöffnet, und Franz Norrenberg's gelbes, angstvolles Gesicht lugte scheu herein.

„Um Gottes willen, Kinder, man kann euch ja draußen hören," flüsterte er ihnen zu. „Sei vernünftig, Dora — und Sie, lieber Sohn —"

Aber der Staatsanwalt, der ersichtlich auf's Aeußerste gereizt war, ließ ihn nicht zu Ende reden. „Ich habe wohl keinen Anspruch mehr auf diesen ehrenvollen Namen, Herr Norrenberg," sagte er in dem hochfahrendsten Ton, über den er verfügte. „Nach der Erklärung, die ich soeben aus dem Munde Ihrer Tochter vernommen, sehe ich für mich keinen Grund mehr, mich hier noch länger aufzuhalten. Sie werden mir gestatten, Ihnen meine weiteren Entschließungen auf brieflichem Wege mitzutheilen. Guten Abend!"

Er stürzte hinaus, und als Franz Norrenberg Miene machte, ihm eilig zu folgen, offenbar in der Absicht, den Wüthenden durch Bitten und Vorstellungen umzustimmen, hielt ihn ein energischer, fast befehlender Zuruf seiner Tochter zurück.

„Willst Du uns vielleicht zum Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit machen, Vater?“ fragte sie scharf. „Möchtest Du den Herrn Staatsanwalt am Ende fußfällig bitten, mich doch um des Himmels willen zu seiner Gattin zu machen?“

Der Bankier preßte die Hände zusammen. Mit einem hilflosen, verzweifelten Blick sah er zu seiner schönen Tochter auf. „Dahin also ist es gekommen, Dora!“ jammerte er. „Du hast es wirklich so weit getrieben? Und was soll nun werden — was soll nun werden?“

„Mein Gott, es wird geschehen, was in solchen Fällen eben immer geschieht. Die Leute werden ein wenig klatschen und zuletzt die Geschichte von dieser zurückgegangenen Verlobung über irgend einer anderen Tagesneuigkeit vergessen. Dergleichen passirt am Ende doch nicht zum ersten Mal.“

„Aber es darf nicht sein, Dora — so begreife doch, daß es nicht sein darf! Du hättest dieser Unterredung ausweichen sollen, denn ihr waret jetzt Beide leidenschaftlich aufgeregt und wißt wohl kaum, was ihr gesprochen habt. Morgen wirst Du anders darüber denken, und auch Lengfeld wird die Sache dann hoffentlich weniger tragisch nehmen. Wenn Du ihm ein gutes Wort gibst —“

Dora's schneidendes Auflachen machte ihn verstummen.

„Ich sollte ihn um Verzeihung bitten — ich? Ach, wenn Du wüßtest, wie glücklich ich bin, daß dieses Joch nicht mehr auf meinen Schultern liegt! Nein, wenn er sich jetzt winselnd zu meinen Füßen wände, ich würde dies zerrissene Band nicht wieder anknüpfen!“

Ihre Gestalt erschien noch stolzer und prächtiger in

der triumphirenden Freude, von der sie ganz erfüllt war. Schweigend und mit gesenktem Haupte stand Franz Norrenberg ein paar Sekunden lang da, dann trat er in sichtlich schwer erkämpftem Entschlusse dicht an sie heran und faßte ihre Hand.

„Und soll ich Dir auch sagen, Dora, warum Du es nicht thun würdest? Weil Du diesen Anderen zu lieben glaubst, diesen Elenden, der gekommen ist, uns Alle zu Grunde zu richten."

Sie starrte mit erstauntem Blick in ihres Vaters zuckendes Gesicht. „Von wem sprichst Du?" fragte sie. „Doch nicht von Deinem Freunde Sandory?"

„Mein Freund — er? Ich sage Dir, Dora, daß ich keinen Menschen auf Erden so hasse, wie ihn. Wenn ich ihn mit einem Wunsch aus der Welt schaffen könnte, die Hälfte meines eigenen Lebensrestes gäbe ich mit Freuden dafür hin."

Nie hatte sie den stillen Mann mit solcher Erbitterung von einem Nebenmenschen sprechen hören. Ihr weiblicher Scharfsinn hatte sie längst erkennen lassen, daß er gegen Sandory eine mit geheimer Furcht gemischte Abneigung empfand; durch den Ausbruch eines so wilden Hasses aber wurde sie nun doch überrascht und erschreckt.

„Und das Alles, weil er mir vielleicht besser gefällt, als dieser Lengfeld, mit dem ich mich auf Dein Zureden verlobt hatte, als ich noch keinen wirklichen Mann gesehen? Wahrhaftig, Deine Zuneigung für den Herrn Staatsanwalt muß von einer ganz außerordentlichen Wärme gewesen sein."

Franz Norrenberg schüttelte den Kopf. „Das hat nichts mit Deinem Verlobten zu schaffen, Dora! Und wenn in Deinem Herzen nur noch ein kleiner Rest von kindlicher Liebe für mich ist, so wirst Du mir versprechen, fortan diesem Menschen auszuweichen, von dem uns nichts Anderes als Unglück kommen kann."

„Das ist ein sonderbares Verlangen! Du selber hast Sandory in unser Haus gebracht. Hundertmal hat er sich mit Wärme Deinen Freund genannt, ohne daß Du je einen Widerspruch dagegen erhoben hättest. Er ist reich und gebildet. Die ganze Stadt schwärmt von seinem Geist, seiner Ritterlichkeit und seiner hochherzigen Denkungsart. Jedenfalls ist er ein Mann, der hier nicht seines Gleichen hat. Und ich sollte ihn jetzt mit einem Male unfreundlich behandeln, ohne daß ich auch nur ahnen könnte, warum?"

„Ich verlange nicht, daß Du unfreundlich gegen ihn bist. Aber ich habe heute Abend mit Schrecken gesehen, wie weit die Vertraulichkeit in eurem Verkehr bereits gediehen ist. Das muß ein Ende haben, Dora, denn wenn Du etwa geglaubt hast, daß er jemals werden könnte, was Dir bis heute Lengfeld gewesen ist —"

Das junge Mädchen wandte sich mit einer unmuthigen Bewegung nach der Thür. „Willst Du, daß ich Dir hier eine Beichte ablege, Vater? Dazu sind wir doch wohl weder am rechten Ort, noch in der rechten Stimmung. Und ich finde, daß mir schon mehr als zuviel von dem Vergnügen dieses Festes geraubt worden ist. Da ich mich innerhalb der nächsten drei Stunden jedenfalls noch nicht verloben werde, ist es für das, was Du mir etwa weiter sagen willst, wohl auch morgen früh genug."

„Dora, nur noch ein Wort!" bat er angstvoll; aber sie war bereits an ihm vorüber auf die Schwelle getreten, und schon in der nächsten Minute hatte er sie im Gewühl des Saales verloren.

Als er sie endlich wiedersah, befand sie sich an Rudolph Sandory's Seite, heiter und strahlend, wie wenn nichts geschehen wäre, den Frieden ihres Herzens zu stören.

Elftes Kapitel.

Es war lange nach Mitternacht, als der eigentliche Ball, auf den hundert junge Herzen längst mit Sehnsucht gewartet hatten, endlich mit einer lustigen Polonaise eröffnet wurde. Dora Norrenberg mochte mit Sicherheit erwartet haben, daß Sandory sie zu diesem ersten Tanz auffordern würde; aber er kam nicht, und nachdem sie zweimal einen Korb ertheilt hatte, durfte sie den dritten Bewerber, obwohl er ein ihr wenig sympathischer Mensch war, nicht mehr fortschicken, wenn sie nicht in Gefahr gerathen wollte, sitzen zu bleiben. Aber ihr Kavalier hatte wenig Veranlassung, sich seiner kaum erhofften Eroberung zu freuen, denn Dora zeigte sich während des Rundganges von ihrer unliebenswürdigsten Seite. Während er umsonst verzweifelte Anstrengungen machte, sie für irgend einen Gesprächsgegenstand zu interessiren, hingen ihre heißen Blicke unverwandt an dem auffallend schönen Paare, das an der Spitze des bunten Reigens schritt. So fremdartig sich auch das blonde Bürgerkind aus der deutschen Renaissancezeit neben dem dunkelbärtigen Orientalen ausnehmen mochte, der sie um mehr als Haupteslänge überragte, ihre Vereinigung bot nichtsdestoweniger ein Bild, das jedes Malerauge entzückt haben würde. Der Tanzordner hatte sicher die glücklichste Wahl getroffen, als er Rudolph Sandory ersuchte, die Führung der Polonaise zu übernehmen, und Margarethe durfte sich wohl ein wenig geschmeichelt fühlen, daß sie vor allen Anderen dazu ausersehen war, an dieser für ein weibliches Empfinden immerhin nicht ganz bedeutungslosen Auszeichnung theilzunehmen.

Aber sie war trotzdem nicht mehr so fröhlich, als sie es beim Beginn des Festes gewesen. So oft ihr Sandory eine seiner Artigkeiten sagte, wurde sie verlegen, weil sie

sich ihres vorigen allzu freien Benehmens schämte, und die kleine Anwandlung von Reue, die sie unter Walther Sartorius' vorwurfsvollem Blick empfunden, regte sich zu ihrem Verdruß noch mehr als einmal in dem jungen Herzen. Er war nicht gekommen, sie um einen Tanz zu bitten. Ihre Karte war schon ganz mit mehr oder weniger unleserlichen Namen bedeckt; aber sie hatte sich vorgenommen, daß sie ihm ohne Rücksicht auf frühere Bewerber den Vorzug geben würde, wenn er sich doch noch entschließen sollte, sie aufzufordern.

Eine Kränkung, einen tiefgehenden Schmerz hatte sie ihm ja vorhin keineswegs zufügen wollen. Denn der Groll, welchen sie gegen ihn empfand, weil er ihrer Meinung nach nicht den Muth besaß, sich offen für die gerechte Sache ihres Vaters zu erklären — dieser wunderliche Groll, der sie nun schon wiederholt gerade in entscheidenden Augenblicken bestimmt hatte, den jungen Doktor schroff und abweisend zu behandeln — er mußte doch wohl noch nicht tief genug Wurzel gefaßt haben in ihrer Seele, daß sie über einen Kummer des ehemaligen Freundes hätte Genugthuung fühlen können. Wenn es Angesichts der väterlichen Feindschaft zwischen ihnen jetzt auch nicht mehr sein durfte wie früher, wo sie ja überhaupt noch ein Kind gewesen war, so brauchte er doch nicht gerade zu glauben, daß sie von Haß gegen ihn erfüllt sei. Die erbetene Rose hatte sie ihm nicht gegeben, daran war ja nun einmal nichts mehr zu ändern, selbst wenn es ihr jetzt aufrichtig leid gethan hätte — einen Tanz aber brauchte sie ihm trotz der veränderten Verhältnisse wohl nicht abzuschlagen, und es war am Ende doch ein Zeichen von Gleichgiltigkeit auf seiner Seite, daß er nicht einmal den Versuch machte, eine solche Gunst zu erlangen.

Sie war verstimmt, obwohl sie es sich selber nicht eingestehen mochte, und sie verhielt sich auch darum Sandory

gegenüber schweigsamer, als es sonst ihre Gewohnheit war. Ja, sie hörte vielfach nur mit halbem Ohr auf seine Worte, und der Sinn mancher bedeutsamen Aeußerung, die wohl darnach angethan gewesen wäre, sie stutzig zu machen, ging ihr darum vollständig verloren.

Er aber war viel zu scharfblickend und zu klug, um einen ungünstigen Augenblick für seinen entscheidenden Angriff zu wählen. Er hütete sich wohl, ihr durch allzu beharrliche Huldigungen lästig zu fallen und zog sich gleich nach Beendigung des ersten Tanzes zurück, um ohne kleinliche Eifersucht auch anderen Verehrern das Feld freizugeben.

„Sie scheinen sich lieber in Deutschland als in Indien aufzuhalten, edler Fürst," sagte Dora in erzwungenem Scherz, als er sich ihr jetzt mit seinem unveränderlichen gelassenen Lächeln näherte. „Ich aber möchte wahrlich nicht Schuld daran sein, daß irgend ein blondes Gretchen in Sehnsucht nach Ihnen vergeht."

„Sie würden nicht an die Aufrichtigkeit meiner grenzenlosen Bewunderung glauben können," erwiederte er ohne Verlegenheit, „wenn ich mich völlig blind stellen wollte für andere Schönheit. Die Rose bleibt die Königin der Blumen, auch wenn das stille Veilchen die Menschen gelegentlich mit seinem Dufte erfreut."

„Doch soll es Leute geben, die überhaupt viel lieber demüthige Veilchen als dornenbewehrte Rosen brechen. Sie mögen zu bedauern sein; aber über den Geschmack ist nun einmal nicht zu streiten."

Sandory begnügte sich, ihr statt aller weiteren Antwort tief in die brennenden Augen zu sehen, und dann zog er sie so ungestüm in den Wirbel einer raschen Polka hinein, daß Dora kaum Athem genug behalten hätte, dies unbequeme Gespräch fortzusetzen.

„Genug!" sagte sie endlich leise, indem sie ihre Hand

mit etwas festerem Druck auf seinen Arm legte. „Ich kann nicht mehr. Lassen Sie uns lieber ein wenig promeniren."

Sie traten in den Speisesaal, der sich an den großen Festraum anschloß und in dem zahlreiche lustig tafelnde Gruppen an kleinen Tischen saßen. In dem breiten Mittelgang wandelten schon viele andere Paare gleich ihnen auf und nieder, und sie mußten ihre Stimmen bis zu leisem Flüstern dämpfen, wenn sie nicht von ihrer Umgebung belauscht werden wollten.

Dora war es, die zuerst von dem folgenschweren Ereigniß dieser Ballnacht sprach, nachdem sie minutenlang vergebens auf eine Frage Sandory's gewartet hatte.

„Lengfeld hat seine Drohung zur Wahrheit werden lassen," sagte sie, „den Skandal, auf den ich mich gefaßt machen sollte, er hat ihn wirklich herbeigeführt."

„Ah, in der That? Welche Geschmacklosigkeit! Sie sollten ihn empfindlich dafür büßen lassen, damit ihm künftig solche Neigungen vergehen."

Er hatte das ohne Ueberraschung gesagt und in einem so leichten Ton, als handle es sich wirklich nur um irgend eine ganz gleichgiltige Begebenheit, die morgen wieder vergessen sein würde. Da er seine Begleiterin nicht ansah, entging ihm auch der seltsame, unmuthig forschende Blick, mit welchem sie über sein Gesicht hinstreifte.

Dora wartete abermals, ob er noch etwas Weiteres hinzufügen würde; da es nicht geschah, fuhr sie in nachdrücklicherem Tone fort: „Und Sie fragen mich nicht einmal, was es gegeben hat? Noch vor Kurzem schienen Sie eine etwas lebhaftere Theilnahme für mein Geschick zu empfinden."

„Ich wollte nicht indiskret sein, und ich denke doch, daß es nicht gerade ernsthaft ist — nicht wahr?"

„So ernsthaft, als es nur immer sein kann. Zwischen

ihm und mir ist es aus — ganz aus! Darüber konnte kein Zweifel mehr bestehen, als er vorhin in heller Entrüstung das Fest verließ."

„Er wird wiederkommen, Sie um Verzeihung zu bitten — seien Sie versichert, daß er es thun wird."

„Nein, er wird es nicht thun. Und wenn er ehrlos genug wäre, es zu versuchen, so würde ich ihn nicht einmal anhören. Aber es scheint, als ob Ihnen eine Versöhnung zwischen mir und meinem ehemaligen Verlobten erwünschter wäre, als ein Bruch."

„Mir? O gewiß nicht! Wenn Sie ganz sicher sind, daß Sie das erhoffte Glück an seiner Seite nicht gefunden haben würden —"

Ungeduldig schüttelte Dora den stolzen Kopf.

„Nur nichts von solchen Phrasen — ich bitte Sie darum! Was ich gethan habe, war einfach eine Nothwendigkeit, eine Pflicht der Selbsterhaltung. Sie sollten es doch wahrlich am besten wissen, daß ich nicht anders konnte."

„Und der Herr Staatsanwalt war es, der das entscheidende Wort gesprochen hat?"

„Er oder ich — ich weiß es nicht mehr. Und was ist auch daran gelegen. Genug, daß es aus ist und daß ich frei bin, endlich — endlich frei."

„Aber Ihr Vater — er wird sich nur schwer in diese Wendung der Dinge finden."

„Ich werde harte Kämpfe zu bestehen haben, darüber bin ich mir vollkommen klar — Kämpfe mit meinem Vater und vielleicht noch mehr mit der hämischen Bosheit dieses erbärmlichen Haufens, der sich bei uns die gute Gesellschaft nennt. Ich fürchte mich nicht davor, aber es ist am Ende doch kein angenehmes Bewußtsein, ganz allein zu stehen gegen so Viele. Soll ich Ihnen ehrlich bekennen, daß ich eigentlich ein wenig auf Ihren Beistand, auf Ihre Freundschaft gerechnet hatte?"

„Ich aber brauche Ihnen hoffentlich nicht erst zu versichern, daß Sie unumschränkt über beides gebieten können."

Das klang viel mehr wie eine konventionelle Redensart, als wie eine aus dem Herzen kommende Betheuerung, und wieder streifte Dora die Züge ihres stattlichen Kavaliers mit jenem mißtrauisch forschenden Blick.

„Nun, wir werden ja sehen," sagte sie ziemlich rauh. „Darf ich für einen der nächsten Tage Ihren Besuch erwarten?"

„Befehlen Sie, und ich werde gehorchen. Bin ich denn nicht Ihr getreuer Sklave?"

„Ach, lassen wir doch jetzt diese Maskenscherze! Ich fange nachgerade an, den Geschmack daran zu verlieren. Also Sie werden morgen kommen? — Nein — nicht morgen! Diese ersten vierundzwanzig Stunden möchte ich ganz für mich allein haben. Aber übermorgen! Um die Mittagszeit! Wollen Sie mir das versprechen?"

„Mit meinem Manneswort!"

„Gut! So lassen Sie uns jetzt in den Tanzsaal zurückgehen. Und tanzen Sie meinetwegen weiter mit Ihrem blonden Gretchen! Vielleicht ist es in der That besser, daß man Sie nicht beständig in meiner Gesellschaft sieht."

Wenige Minuten später war er entlassen, aber als er gleich darauf Margarethe zu der vorhin bewilligten Mazurka abholen wollte, gab sie ihm einen Korb. Sie habe Herzklopfen, sagte sie unsicher, und ihr Vater wünsche, daß sie ein wenig raste. Später, nach der Pause, wolle sie ihm gern einen anderen Tanz gewähren, wenn ihm überhaupt daran gelegen sei.

Sandory hatte keinen Grund, sich gekränkt zu fühlen, denn er sah, daß sie wirklich neben ihrer Mutter sitzen blieb. Er gerieth unversehens wieder an Herrn Franz Eschenbach, der merkwürdigerweise noch immer da war

und ihn eine Viertelstunde lang mit allerlei naiven Fragen über das gesellschaftliche Leben in Sankt Petersburg langweilte.

Dann gab es eine große Tanzpause mit deklamatorischen und musikalischen Vorträgen. Ein Konzertflügel, der bis dahin hinter den Kulissen verborgen gewesen war, wurde auf die Bühne geschoben, und verschiedene Dilettanten beiderlei Geschlechts produzirten sich zu ihrem eigenen und ihrer Anverwandten lebhaftem Vergnügen.

Sandory hatte den Hamburger Privatgelehrten endlich abgeschüttelt und sich in unauffälliger Weise wieder den Plätzen der Ruthardt'schen Damen genähert. Dicht hinter dem Stuhl der rundlichen Frau Doktor stehend, hörte er, wie sie nach einem recht mittelmäßigen Klaviervortrage zu ihrem schweigsamen Töchterchen sagte: „Das hättest Du viel besser gemacht, Grethe! Am Ende solltest Du auch eine von Deinen Sonaten spielen."

„Um keinen Preis, Mutter! Ich bin doch keine Künstlerin, die sich vermessen dürfte, öffentlich aufzutreten."

„Aber ich sah, daß Du ein Notenheft mitgenommen hast. Geschah das denn nicht in bestimmter Absicht?"

„Es war die ‚Winterreise'. Ich hoffte, daß Sigismund etwas daraus singen würde, und ich hätte ihn dann natürlich begleitet. Aber er ist ja, wie es scheint, schon längst ohne Abschied fortgegangen."

„Wenn Sie Ihrem Bruder eine solche Gunst erweisen wollten, mein Fräulein, würden Sie dann nicht vielleicht damit einverstanden sein, daß meine unwürdige Person an die Stelle des Flüchtlings tritt? Ich habe diese Lieder zufällig öfters gesungen, und ich hoffe, Sie durch meinen Vortrag wenigstens nicht geradezu zu kompromittiren."

Mit dieser überraschenden Frage hatte sich Sandory plötzlich in das Gespräch gemischt.

Margarethe versuchte wohl, sich gegen die Erfüllung seines Verlangens zu sträuben; aber sie fand darin bei der Mutter, die, wie alle ihresgleichen, nicht wenig eitel auf die Talente der Tochter war, nicht die genügende Unterstützung. Unt als nun gar noch einige andere Damen, die Sandory's Worte gehört hatten, ebenfalls zu bitten anfingen, gab das junge Mädchen in dem Gefühl, daß ein längeres Weigern jetzt wie Ziererei ausgesehen hätte, mit schwerem Herzen nach.

Eine lebhafte Bewegung ging durch die Gesellschaft, als ein Komitémitglied verkündete, daß Herr Rudolph Sandory die Anwesenden durch einige Lieder erfreuen werde, und daß Fräulein Ruthardt die Liebenswürdigkeit haben wolle, ihn auf dem Flügel zu begleiten. Dieser interessante Fremde, dessen ritterliche Gestalt von den guten Waldenbergern ohnedies bereits mit allen erdenklichen Tugenden und Vorzügen ausgeschmückt wurde, war also auch ein Künstler! Man würde sich jetzt gewiß nicht mehr im Geringsten gewundert haben, wenn er sich nun zugleich als Dichter und Komponist produzirt hätte.

„Und immer diese kleine Ruthardt!“ hieß es flüsternd in vielen Variationen überall, wo die Mütter heirathsfähiger Töchter Gelegenheit hatten, die Köpfe zusammenzustecken. „Man sollte es kaum für möglich halten, daß dies unschuldig aussehende Ding sich so gut darauf versteht, einen Mann an sich zu fesseln.“

Die Empfindungen der vielbeneideten Margarethe aber waren sehr weit von freudiger Genugthuung entfernt, als sie am Arme Sandory's das kleine Seitenpförtchen durchschritt, welches in den engen, nur von einer Rothlampe beleuchteten Bühnengang führte. So deutlich fühlte er das Erbeben ihrer feinen Gestalt, daß er es für geboten hielt, ihr zuzuflüstern: „Fürchten Sie nichts, mein liebes Fräulein! Ich bin zwar kein großer Sänger, aber musi-

kalisch ziemlich sicher und nicht leicht aus der Fassung zu bringen. Wir werden bei diesen Liedern ebenso gut harmoniren, wie in allem Anderen. Dessen bin ich ganz gewiß."

Man begrüßte sie mit Applaus, als sie auf der offenen Scene erschienen. Margarethe wagte keinen Blick in den Saal hinunter zu werfen. Sandory aber verbeugte sich mit edlem Anstand und trat, nachdem er dem jungen Mädchen die Noten auf dem Flügel zurechtgelegt hatte, mit seinem gewohnten siegesgewissen, fast etwas ironischen Lächeln bis dicht an die Rampe vor. Seine weiche, biegsame und doch markige Baritonstimme durchtönte kraftvoll den weiten Raum, und schon bei den ersten Versen:

„Fremd bin ich eingezogen,
Fremd zieh' ich wieder aus —"

waren die erwartungsvoll lauschenden Zuhörer ganz und gar gewonnen. Die Begleitung zwar klang erst etwas zaghaft und schüchtern, aber auch sie wurde allgemach ausdrucksvoller und beredter. Sandory's Zuversicht, daß es keine musikalische Disharmonie zwischen ihm und Margarethe geben würde, erwies sich als vollkommen berechtigt. Das schwermüthig süße Lied von dem Lindenbaum, „Am Brunnen vor dem Thore," gelang ihnen bereits so tadellos, daß stürmischer Beifall dem weichklingenden Nachspiel Margarethens folgte, und noch in keinem Konzertsaal hatte man ein innigeres Zusammenfließen von Gesang und Begleitung wahrgenommen, als bei dem himmelhoch jubelnden, bald todestraurigen „Frühlingstraum":

„Ich träumte von bunten Blumen, so wie sie blühen im Mai,
Ich träumte von grünen Wiesen, von lustigem Vogelgeschrei.
Doch als die Hähne krähten, da ward mein Auge wach,
Da war es kalt und finster — es schrien die Raben vom Dach."

Man verlangte von allen Seiten nach einer weiteren Zugabe, doch als Sandory neben den Stuhl Margarethens

trat, flüsterte sie ihm bittend zu: „Lassen Sie es genug sein! Mir klopft das Herz vor Angst, und ich habe die anderen Lieder wohl auch nicht genügend geübt."

Er schlug das Notenheft ohne Weiteres zu und reichte ihr den Arm. Da fiel sein Blick auf eine lange schwarze Gestalt, die zwischen den Kulissen stand und ihm allerlei Zeichen machte.

„Was in aller Welt treiben Sie denn hier, Herr Eschenbach?" rief er lachend. „Möchten Sie uns etwa auch durch einen kleinen Vortrag erheitern?"

„Bei Leibe nicht, mein verehrter Herr Sandory! Aber da Sie doch ein so bewundernswürdiger Sänger sind, möchte ich Ihnen eine große Bitte aussprechen. Sie haben lange in Rußland gelebt, und für meinen Geschmack gibt es gar nichts Schöneres, als diese einfachen russischen Volkslieder. Da war neulich Jemand in Hamburg, der uns einige davon vorsang. Namentlich eins war darunter — ich glaube, er nannte es das ‚Lied der Wolgaschiffer' — wenn Ihnen das vielleicht zufällig bekannt sein sollte — und wenn Sie die Freundlichkeit haben wollten, es zu singen — Sie würden mir wirklich eine große Freude machen."

Er sah sehr drollig aus in dem Eifer, mit dem er sein Anliegen vorbrachte, und Sandory schien eben in großmüthiger Gebelaune.

„Das Liedchen, das Ihnen so sehr gefallen hat, kenne ich allerdings, und wenn Fräulein Ruthardt so liebenswürdig sein will, hier ein paar Minuten zu verziehen, will ich es Ihnen zum Besten geben."

Er kehrte, von rauschendem Applaus empfangen, an den Flügel zurück und sang, indem er sich selbst begleitete, eine einfache Weise von jenem etwas getragenen, schwermüthigen Charakter, der den meisten russischen Volksliedern eigen ist.

Aber während des Vortrages umdüsterte sich in augenfälliger Weise sein eben noch so heiteres Gesicht. Seine Brauen zogen sich zusammen; alle Züge seines Antlitzes schienen härter und schärfer zu werden. Auch seine Stimme verlor seltsamerweise plötzlich den Wohllaut, der die Zuhörer bisher entzückt hatte. Mit einem rauhen Beiklange, fast heiser, kamen die letzten Töne über seine Lippen, und er brach rasch ab, obwohl das Lied sicherlich mehr als die eine Strophe hatte. In dem Moment, wo er sich unter etwas verlegenem Beifall der Festgesellschaft erhob, verschwand Eschenbach lautlos von seinem Platze hinter den Kulissen. Vielleicht wollte er sich der peinlichen Nothwendigkeit entziehen, Sandory gegen seine Ueberzeugung etwas Angenehmes zu sagen, vielleicht auch fürchtete er, daß Jener ihn das offenbare Mißlingen des Vortrages durch irgend eine boshafte Bemerkung entgelten lassen würde. Seine magere Gestalt verlor sich eben in dem kleinen, halbdunkeln Gange, als Sandory Margarethe den Arm bot, um sie in den Saal zurückzuführen.

„Sie haben sich zu viel zugemuthet," sagte sie schüchtern, durch sein verdüstertes Gesicht zum Mitleid bewegt, „man kann zu so vorgerückter Stunde und in dieser Hitze unmöglich lange hintereinander singen."

„Ich hätte den alten Narren mit seinen Wolgaschiffern zum Teufel schicken sollen," knirschte er, und dabei war etwas in seiner Stimme wie in seinen Augen, das Margarethe bisher noch nicht an ihm wahrgenommen, und das sie geradezu mit Angst vor ihm erfüllte. Sandory aber sah die Bestürzung auf ihrem Gesicht, und er mochte finden, daß sie mit diesem scheuen Ausdruck noch kindlich liebreizender aussah, denn zuvor. Ehe Margarethe ahnen konnte, was er beabsichtigte, ehe sie auch nur eine Hand zu erheben vermochte, um ihn von sich abzuwehren, hatte er sie in dem engen Gange leidenschaftlich an sich gerissen.

Sie sah mit Entsetzen sein Gesicht, das ihr in diesem Augenblicke schrecklich verzerrt erschien, dicht über dem ihrigen und fühlte seine Lippen in brennendem Kuß auf ihrem Munde.

Der Aufschrei des Schreckens, der sich aus ihrer Kehle drängen wollte, wurde erstickt von diesem Kusse, und als er sie dann freigab, taumelte sie todtenbleich gegen die Wand zurück, mit wankenden Knieen und einer Ohnmacht nahe. Sie gewahrte wohl, daß seine Lippen sich bewegten; wie aus weiter Ferne hörte sie durch ein seltsames Rauschen und Brausen hindurch den Klang stürmischer, zärtlicher Worte, aber sie verstand den Sinn dieser Worte nicht, und dann, während mit einem Mal eine purpurne Gluth vom Kinn bis zu den blonden Stirnlöckchen hinauf über ihr weißes Gesicht flammte, streckte sie gebieterisch den Arm gegen ihn aus.

„Gehen Sie! — Verlassen Sie mich auf der Stelle! — Oder ich rufe um Hilfe, so laut ich kann.“

Nur einen Moment zauderte Sandory. Er hatte Angesichts ihrer bisherigen Widerstandslosigkeit eine so schroffe Zurückweisung wohl nicht mehr erwartet. Aber es mochte etwas in ihren Zügen sein, das ihn doch an den Ernst der Drohung glauben ließ, denn er änderte plötzlich sein Benehmen.

„Verzeihen Sie mir!“ sagte er weich. „Ich weiß nicht, wie es über mich gekommen ist, ich schwöre Ihnen, daß es nicht meine Absicht war, Sie zu beleidigen. Wenn ich die harte Strafe wirklich verdient habe, so verbannen Sie mich aus Ihrer Nähe, bis es mir gelungen ist, Ihre Vergebung zu erringen. Aber nehmen Sie mir nicht jede Hoffnung, Sie zu versöhnen! Lassen Sie es wenigstens nicht vor all' diesen Leuten offenbar werden, daß Sie mir zürnen!“

Ob nun seine Bitte wirklich einen gewissen Eindruck

auf sie gemacht hatte, oder ob sie nur den Wunsch hatte, ein peinliches Aufsehen zu vermeiden — jedenfalls bestand Margarethe nicht mehr darauf, daß er allein in den Saal zurückkehrte. Den Arm, den er ihr darreichte, nahm sie zwar nicht an, aber sie trat doch mit Sandory zugleich wieder unter die Gesellschaft, von der sie mit Lobsprüchen förmlich überschüttet wurde.

Sicherlich hörte sie kaum den zehnten Theil von all' den schönen Dingen, die ihr da über ihr Spiel gesagt wurden. Sie vermochte sich nicht einmal zu einem freundlichen Lächeln zu zwingen, und als sie an der anderen Seite des Saales die hohe Gestalt ihres Vaters gewahrte, flog sie, unbekümmert um die Zurückbleibenden, auf ihn zu.

„Ich bin so müde und abgespannt," flüsterte sie. „Wenn es Dir nicht ein zu großes Opfer ist, lieber Vater, möchte ich Dich bitten, daß wir jetzt nach Hause gehen."

„Ein Opfer?" lachte er. „Aber Kind, glaubst Du etwa, daß ich mich zu meinem Vergnügen so lange in diesem Narrengewimmel aufgehalten hätte? Sieh nur zu, daß Du Deine unersättliche Mutter fortbringen kannst. Ich werde euch unterdessen die Garderobe besorgen."

Wenige Minuten später waren sie auf dem Heimwege. Die Mutter, die sich angeblich himmlisch amüsirt hatte, plauderte unausgesetzt. Margarethe aber sagte kein Wort. Sie wünschte ihren Eltern, sobald sie daheim angekommen waren, gute Nacht und hatte es dann so eilig, sich in ihr Stübchen zurückzuziehen, daß Frau Ruthardt ihr mit einem kleinen Kopfschütteln nachsah und sich in der Stille ihres Herzens die Frage vorlegte, ob es nicht doch vielleicht besser gewesen wäre, Herrn Rudolph Sandory auf seine Bitte eine abschlägige Antwort zu geben.

Zwölftes Kapitel.

Die Letzten, welche das Kostümfest verlassen hatten, waren draußen von einem häßlichen, kalten, durchdringenden Regen empfangen worden, und während des ganzen nächsten Tages dauerte dieser abscheuliche Regen fort. Mit brennenden Schläfen, aber innerlich fröstelnd hatte Sigismund am Morgen den gewohnten Weg in das Komptoir zurückgelegt, und das unbehagliche Frösteln lief ihm auch in dem überheizten Raume noch immer den Rücken hinab, sobald er durch das Fenster zu seiner Linken auf den engen, düsteren, regennassen Hof und auf den schmalen, bleigrauen Himmelsstreifen blickte, der wie ein schmutziger Fetzen darüber hing.

Er fühlte sich körperlich krank, und beim Erwachen war es ihm sogar gewesen, als ob er seinem trostlosen Tagewerk heute unmöglich nachgehen könne. Wenn er sich schließlich doch dazu aufgerafft hatte, so war es nicht so sehr das Pflichtgefühl, als die Furcht gewesen, die ihm geholfen hatte, seine Schwäche zu überwinden — jene bohrende, gedankenlähmende Furcht des bösen Gewissens, die er erst seit sechsunddreißig Stunden kannte. Er wähnte, daß die Gefahr einer Entdeckung größer und drohender werden müsse, sobald er aus dem Komptoir fortblieb, und er würde sich darum wahrscheinlich auch dann an sein Pult geschleppt haben, wenn sein Befinden noch viel übler gewesen wäre.

Als er unter dem frischen Eindruck seines Gespräches mit Elli ihrer verzweifelnden Mutter das Geld gegeben hatte, das ihm nicht gehörte, mußte er sich in einem Zustande befunden haben, den er heute überhaupt nicht mehr begriff. Frau Pollnitz hatte mit feierlichen Eiden gelobt, daß sie die ganze Summe noch vor Ablauf einer Woche zurückerstatten würde, und für die Einzahlung bei der Versicherungsgesellschaft war es, wie er wußte, auch nach

Ablauf von zehn Tagen noch früh genug. Diese einfache Erwägung hatte genügt, alle seine Bedenken zum Schweigen zu bringen, und erst in der Einsamkeit seines Zimmers war ihm dann das zermalmende Bewußtsein gekommen, daß er eine Unredlichkeit begangen hatte. Wenn die Sache an den Tag kam, war er ein Ehrloser, der seines Vaters rechtschaffenen Namen befleckt hatte!

Brennende Scham und ein Gefühl marternder Angst peinigten ihn unaufhörlich, und er hätte es vielleicht vorgezogen, seinem Chef schon in der ersten Stunde aus freien Stücken ein offenes Bekenntniß abzulegen, wenn er damit nicht auch zugleich den guten Namen der beiden schutzlosen Frauen hätte preisgeben müssen. Um so grausamer folterte ihn nun die Furcht, daß irgend ein verhängnißvoller Zufall vorzeitig eine Entdeckung herbeiführen könne. Denn wenn er es auch für ganz unzweifelhaft hielt, daß ihm Frau Pollnitz das veruntreute Geld innerhalb der bezeichneten Frist auf Heller und Pfennig zurückgeben würde, so gab es doch tausend Möglichkeiten, die seine That schon vorher an's Licht bringen konnten. Und es stand in ihm als unumstößliche Gewißheit fest, daß solche Entdeckung für ihn gleichbedeutend sein würde mit einem Todesurtheil. Schon der Gedanke an die Unmöglichkeit, mit dem Brandmal der Schande seinem Vater gegenüber zu treten, mußte ihn nothwendig zu einem solchen Schlusse führen, auch wenn er sich stark genug geglaubt hätte, den unauslöschlichen Schimpf vor der ganzen übrigen Welt zu ertragen.

— — — — — — — — — — — —

Franz Norrenberg kam an diesem Vormittag gegen seine Gewohnheit erst zu ziemlich später Stunde in das Komptoir, das er sonst als einer der Ersten zu betreten pflegte. Sein Aussehen war geradezu mitleidswürdig; sein Gang schleppend und müde, wie der eines zum Tode ermatteten Kranken. Er schritt langsam zwischen

den Pulten der Buchhalter hin nach der Thür seines Privatkabinets; neben dem Arbeitsplatz Sigismund's aber blieb er stehen.

Der junge Mann wagte nicht zu athmen, während er, ohne ihn zu sehen, den Blick des Bankiers auf sich ruhen fühlte. Er hatte eben mit der Abfassung eines trockenen Geschäftsbriefes begonnen und nun schrieb er tief gesenkten Hauptes in fliegender Hast, nur um über die unerträgliche Qual dieser endlosen Sekunden hinweg zu kommen. In seinem schmerzenden Kopfe brauste und wirbelte es, daß er meinte, die Schläfen müßten ihm zerspringen. Er hatte in diesem Augenblick nicht mehr den geringsten Zweifel, daß Norrenberg Alles wissen müsse, und es überkam ihn mitten in seiner entsetzlichen Angst eine fast unwiderstehliche Versuchung, laut hinauszuschreien: „Ja — ja, ich habe es gethan! Werft mich in's Gefängniß, ich habe das Geld nicht abgeliefert, ich bin ein Dieb!"

„Was für sinnloses Zeug ist es, das Sie da schreiben, Ruthardt!" klang ihm wie aus weiter Ferne eine leise, schwache Stimme an das Ohr. „Und Ihre Hand zittert — sind Sie denn krank?"

Sigismund hob verwirrt den Kopf. Er wollte den Bankier ansehen, aber eine Scheu, die stärker war als sein Wille, zog seine Augen auf das mit fast unleserlichen Schriftzügen bedeckte Briefblatt zurück.

„Ich — nein, durchaus nicht, Herr Norrenberg!" stotterte er, „eine Gedankenlosigkeit — ich bitte um Entschuldigung — ich werde den Brief noch einmal schreiben."

„Das dürfte allerdings nothwendig sein. Und wenn Sie sich etwa doch unwohl fühlen sollten, so gehen Sie ruhig nach Haus. In einem Bankgeschäft hat man keinen Nutzen von Leuten, die nicht im Stande sind, ihre Gedanken zusammen zu halten."

Damit ging er weiter, und die Thür seines Arbeits-

zimmers fiel hinter ihm in's Schloß. Sigismund athmete tief auf, aber er fühlte erst jetzt die bleierne Schwere, die ihm in Kopf und Gliedern lag. So mußte einem Menschen zu Muth sein, der, zwischen den Schienen liegend, einen langen Eisenbahnzug hat über sich hinwegbrausen hören, in jeder Sekunde des fürchterlichsten Todes gewärtig, und der nun plötzlich inne wird, daß ihm nichts geschehen sei, daß er die nervenzerreißende Angst ohne alle Noth erduldet.

Er begann den neuen Brief, und er war erstaunt, daß er ihn ganz fehlerlos zu Ende gebracht hatte, obwohl ihm eigentlich jetzt noch weniger als vorhin zum Bewußtsein gekommen war, was er schrieb. Mechanisch verrichtete er ebenso auch die anderen Arbeiten, die ihm von einem der Prokuristen, seinem nächsten Vorgesetzten, aufgetragen wurden, und in tödtlicher Langsamkeit schlich Stunde um Stunde des düsteren Regentages dahin.

Wie es geschehen war, daß er Abends nach dem Schluß des Komptoirs seine Schritte statt nach dem elterlichen Hause nach der Wohnung der Schauspielerinnen gerichtet hatte, darüber vermochte Sigismund sich selber kaum Rechenschaft abzulegen. Er hatte aus dem Theaterzettel an einer Straßenecke ersehen, daß weder Mutter noch Tochter an diesem Abend beschäftigt waren, und dann war er, ohne nachzudenken, weiter und weiter gegangen, bis er vor dem alten, unansehnlichen Gebäude stand, in dem all' sein Glück und all' sein Unglück ihren Anfang genommen. Unschlüssig zauderte er vor dem offenen Thorweg, denn er hatte ja eigentlich gar keinen stichhaltigen Vorwand, den Damen seinen Besuch zu machen. Elli hatte das gestrige Fest so frühzeitig verlassen, daß es fast wie Ironie aussehen würde, wenn er sich etwa erkundigte, wie ihr die Strapaze bekommen sei, und es mußte ihm außerdem als ein Gebot des Zartgefühls erscheinen, Frau Pollnitz nach Möglich-

keit aus dem Wege zu gehen, so lange die Geldangelegenheit sich noch in der Schwebe befand.

Doch was vermochten zuletzt alle derartigen Erwägungen gegen das schmerzlich-süße Sehnen seines jungen Herzens, gegen die Allmacht einer überschwenglichen ersten Liebe? Ganz langsam, Stufe um Stufe, stieg er die knarrende, ausgetretene Treppe empor. Auf jedem Absatz nahm er sich vor, wieder umzukehren, und dann hatte er mit einem Male den Griff des Glockenzuges in der Hand, von einem wonnigen Erbeben durchzuckt bei dem wohlbekannten blechernen Anschlag der Klingel.

Verhaltenen Athems lauschte er auf das Näherkommen des leichten Schrittes, der sein Herz so oft hatte in rascheren Schlägen klopfen lassen, wenn er harrend hier draußen stand. Aber er lauschte umsonst, denn drinnen blieb es todtenstill. Er wußte, daß die Damen keinen Verkehr in der Stadt unterhielten und an freien Abenden beinahe niemals ausgingen. Darum wagte er es, nach Verlauf einiger Minuten abermals und etwas stärker als zuvor zu klingeln. Da öffnete sich in dem darunter befindlichen Stockwerk eine Thür.

„Wünschen Sie etwa zu Frau Pollnitz?“ tönte eine scharfe Weiberstimme zu ihm herauf. „Da können Sie freilich lange klingen, ohne daß Ihnen Jemand aufmacht.“

„So sind die Damen ausgegangen?“ fragte Sigismund, der sich wie auf einem Unrecht ertappt fühlte, verlegen; aber die Frau, die jetzt einige Stufen hinaufgestiegen war und neugierig über das Geländer spähte, lachte laut auf.

„Ausgegangen, ja wohl, aber auf Nimmerwiederkehr! Ausgerückt sind sie mit Sack und Pack schon in aller Herrgottsfrühe. Meine Miethe habe ich ja noch mit genauer Noth gekriegt, aber ich denke, mancher Andere, bei dem sie das Bezahlen vergessen haben, wird mit Schmerzen an sie denken.“

Sigismund starrte die Frau an, als rede sie in einer ihm unbekannten Sprache. Dann schüttelte er den Kopf und brachte mit Anstrengung heraus: „Abgereist, sagen Sie? Aber es ist ja unmöglich. Das Alles ist doch wohl nur ein Scherz?"

„Wenn es Ihnen so spaßig vorkommt — meinetwegen! Der Direktor, der auch mit einem Vorschuß hängen geblieben ist, schien die Sache weniger lustig zu finden. Er war heute Nachmittag hier, weil er meinte, sie könnten irgend etwas Werthvolles zurückgelassen haben. Na, da hat er sich denn allerdings geschnitten. Er wollte ihnen die Polizei und den Staatsanwalt auf den Hals bringen, wie er sagte; aber er wird wohl nicht viel Glück damit haben, denn das Schauspielervolk ist ja ohnedies mit allen Hunden gehetzt."

Sigismund hörte nichts von all' den Beschimpfungen, mit denen das Weib die Abwesenden überschüttete; er hörte nur das eine furchtbare Wort, und ihm war, als ob ihn Jemand mit der stumpfen Seite eines Beiles auf den Hinterkopf geschlagen hätte.

„Es ist also wahr?" stammelte er. „Sie sind fort — wirklich fort?"

Und dann, als die Frau in ihrer drastischen Weise die Wahrheit des Gesagten noch einmal bekräftigt hatte, lüftete er ganz mechanisch wie zum Danke seinen Hut und stieg die Treppe hinab, ohne etwas Weiteres zu fragen, ja, ohne überhaupt etwas zu denken. Es kam ihm nicht in den Sinn, seinen Schirm aufzuspannen, als er auf die Straße hinaustrat, denn er fühlte ja nichts von den Regentropfen, die ihm eiskalt in's Gesicht schlugen. Er achtete auch nicht darauf, wohin er seine Schritte lenkte, und mit lautloser Lippenbewegung wiederholte er sich nur immer auf's Neue das einzige Wort: „Fort!"

Nun stand er auf dem Markte, ohne daß er sich eigent-

lich der Absicht bewußt geworden wäre, dahin zu gehen. Aber er mußte doch wohl irgend einem dunklen, fast instinktiven Antrieb gefolgt sein, als er diese Richtung eingeschlagen hatte, denn in dem Augenblick, wo er den „König von Spanien" vor sich liegen sah, schoß ihm Rudolph Sandory's Name durch den Kopf.

Das Weib hatte gelogen — es mußte gelogen haben, aber in Waldenberg gab es nur einen einzigen Menschen, bei dem er sich Gewißheit darüber holen konnte, und dieser eine war der uneigennützige Freund der Schauspielerinnen, Rudolph Sandory.

Sigismund beschleunigte seine Schritte, und als ihm der Pförtner sagte, daß Herr Sandory oben auf seinem Zimmer sei, fühlte er schon eine Erleichterung, wie wenn all' dies Unbegreifliche sich nun innerhalb der nächsten Minuten aufklären und in etwas ganz harmlos Selbstverständliches verwandeln müsse.

Ein gelangweiltes „Herein!" antwortete ihm auf sein Klopfen, und von dem Ruhebett her, auf dem er rauchend und lesend gelegen hatte, streckte ihm Sandory die weiche, wohlgepflegte Hand entgegen.

„Sie entschuldigen wohl, wenn ich mich nicht zu Ihrer Begrüßung erhebe, lieber Freund! Das gestrige Fest steckt mir noch ein wenig in den Gliedern. Da — nehmen Sie sich eine Cigarre oder eine Cigarette — ganz nach Ihrem Gefallen! Und wenn Sie Lust haben, irgend etwas zu trinken —"

„Ich danke für Alles, Herr Sandory! Ich bin nur heraufgekommen, weil ich Sie um eine Auskunft bitten möchte. Aber Sie dürfen mich nicht auslachen. Es ist doch sicherlich nicht wahr, daß Frau Pollnitz und ihre Tochter die Stadt verlassen haben?"

Er schämte sich fast, das unsinnige Geschwätz jenes boshaften Weibes auszusprechen. Sandory wandte ihm

sein Gesicht zu und sagte lächelnd: „Gewiß ist es wahr, mein bester Herr Ruthardt! Sie sind auf und davon wie ein paar rechte Zigeunerinnen. Nicht einmal mir, ihrem besten Freunde, haben sie ein Wort des Abschieds gegönnt. Ich hätte mich beinahe darüber geärgert, wenn es mich nicht gleichzeitig so sehr belustigt hätte. Es war doch ein ganz verteufeltes Weib, diese dicke Anstandsdame und zärtliche Mutter Ihres ausgezeichneten Stadttheaters."

Sigismund saß ihm gegenüber mit geisterhaft großen Augen und zitternden Lippen. Er drehte seinen Hut zwischen den Händen und schluckte, als ob ihm etwas Fremdes in der Kehle säße, das ihn am Sprechen verhinderte. Sandory nahm sich eine neue Cigarette, und indem er sie sehr aufmerksam betrachtete, bevor er sie anzündete, plauderte er weiter: „Uebrigens war es fast vorauszusehen, daß dies eines schönen Tages das Ende sein würde. Sie steckten ja bis über die Ohren in Schulden, und man hätte ein Vermögen daran wenden können, um sie herauszureißen. Die Bedürfnisse solcher Damen gehen immer in's Ungemessene. Das ist wie ein Faß ohne Boden. Diese kleine Elli mit ihren Märchenaugen dürfte noch Manchen ruiniren."

„Sie meinen also, daß es sich um eine Flucht handelt — um eine wirkliche Flucht, und daß sie — daß sie nicht wiederkommen werden?"

„Sie werden sich hüten. Die undankbaren Waldenberger, die Fräulein Elli's Talent und besonders ihre Schönheit so wenig zu würdigen verstanden, werden nie mehr des Glückes theilhaftig werden, Mutter oder Tochter in ihren Mauern zu sehen."

„So wissen Sie vermuthlich auch nicht, wohin sich die Damen gewendet?"

„Nein! Wer seinen Gläubigern durchgehen will, pflegt nicht an die große Glocke zu hängen, welches Reiseziel er

sich auserſehen hat. Aber ich vermuthe nach gewiſſen Andeutungen, daß Frau Pollnitz ihr Heil diesmal im Auslande verſuchen wird. Noch in den letzten Tagen war ſie eifrig bemüht, eine größere Geldſumme aufzutreiben, und wenn ihr das mit Hilfe von Fräulein Elli's ſchönen Augen wirklich gelungen ſein ſollte, ſo dürften ſie ſich vorausſichtlich aufgemacht haben, den ſagenhaften Gatten und Vater jenſeits des großen Waſſers zu ſuchen."

Sigismund Ruthardt legte für einen Moment die Hand an die Stirn. Dann ſtand er auf.

„Ja, ich glaube wohl, daß es ſo iſt, und ich bitte um Entſchuldigung, daß ich Sie geſtört habe. Aber was Ihre Aeußerungen über Fräulein Elli betrifft, ſo möchte ich Ihnen doch ſagen, daß Sie ſich in einem Irrthum befinden. Selbſt wenn die Mutter unehrenhaft gehandelt haben ſollte, auf die Tochter kann gewiß nicht der geringſte Makel fallen. Ich bitte Sie von Herzen, das allen Leuten zu wiederholen, die in der Folge vielleicht geneigt ſein könnten, Fräulein Pollnitz etwas Uebles nachzuſagen."

Seine Stimme bebte ganz ſeltſam, während er die letzten Worte ſprach. Ohne daß er es beabſichtigte oder deſſen auch nur inne wurde, war eine gewiſſe düſtere Feierlichkeit in ſeinem ganzen Weſen.

Sandory ließ ihn bis zur Thür gehen; dann richtete er ſich aus ſeiner bequemen Lage empor und rief ihn an: „Hören Sie, mein lieber Herr Ruthardt, bleiben Sie doch noch ein wenig! Nachdem ich Ihnen Ihre Fragen nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen beantwortet habe, möchte ich nun auch meinerſeits gerne Einiges von Ihnen erfahren. Aber Sie ſollen mir zuvor beſtätigen, daß Sie mich für Ihren Freund — für Ihren aufrichtigen Freund halten. Können Sie das über ſich gewinnen?"

„Müßten Sie es denn nicht für eine Beleidigung nehmen, wenn ich verneinte?"

„Nun also! Und als Ihr Freund würde ich mich geradezu eines Verbrechens schuldig machen, wenn ich Sie in solchem Zustande fortgehen ließe. Es ist ja wahrhaft erbarmungswürdig, wie diese Geschichte Sie mitnimmt. Davon, daß es schon so tief bei Ihnen säße, hatte ich wirklich keine Ahnung."

„Aber Sie sind im Irrthum," stammelte Sigismund, „ich gebe Ihnen die Versicherung —"

„Nichts da!" wehrte Sandory ab. „Glauben Sie einen Mann von meiner Erfahrung hintergehen zu können? Die ganze Herzenstragödie steht Ihnen ja auf dem Gesicht geschrieben. Und was da etwa noch fehlt, kann ich mir aus der Erinnerung an meine eigenen Jugendeseleien leicht genug ergänzen. Dergleichen müssen wir Alle durchmachen, das ist wie ein Naturgesetz. Und man braucht es, wie der Stahl den Hammer braucht, wenn es Einem auch zuerst nicht ganz leicht wird, das einzusehen. Also fassen Sie Vertrauen zu mir, mein Junge, und reden Sie sich Alles von der Seele weg! Das ist das Beste, was man in solcher Lage thun kann."

Aber Sigismund schüttelte verneinend den Kopf.

„Ich zweifle nicht, daß Sie es gut meinen, aber wenn es sich auch so verhielte, wie Sie annehmen — davon kann man nicht sprechen, Herr Sandory!"

„So will ich Ihnen die Beichte leicht machen; es ist genug, wenn Sie Ja oder Nein dazu sagen. Also diese kleine Nixe hat Sie am Narrenseil herumgeführt, hat Ihnen eingeredet, daß sie Ihre Liebe erwiedert —"

Jetzt fiel ihm der junge Kaufmann beinahe heftig in's Wort: „Fräulein Elli hat nichts derartiges gethan, ich schwöre es Ihnen. Sie ist so wenig einer Lüge, als irgend einer anderen unlauteren Handlung fähig. Ich kann es nicht zugeben, daß man sie beschimpft."

„Geben Sie mir Ihre Hand, mein junger Freund!

Ihre Ritterlichkeit macht Ihnen Ehre, und ich liebe Sie darum, wie viel Thorheit auch immer darin stecken mag. Also Fräulein Elli hat Sie nicht verrathen. Aber sie ist jedenfalls abgereist, ohne Ihnen Lebewohl zu sagen, und sie wird nach aller menschlichen Voraussicht niemals wiederkommen. Das Idyll ist also zu Ende, und es hilft nichts, die Ohren hängen zu lassen. Oder haben Sie etwa noch einen anderen Grund, diese plötzliche Abreise der Frau Pollnitz zu betrauern?"

Sigismund drehte sein Gesicht zu Seite. „Verlangen Sie nicht, daß ich mich darüber ausspreche. An dem, was einmal geschehen ist, läßt sich ja doch nichts mehr ändern."

„Also wirklich! Nun, diese zärtliche Mutter ist nicht bedenklich gewesen, das muß man ihr lassen? Sie haben ihr also Geld gegeben — vielleicht eine große Summe?"

„Quälen Sie mich nicht — ich bitte Sie! Ich kann — ich darf es doch nicht sagen."

„Aber, zum Henker, junger Mann, warum dürfen Sie es denn nicht? Etwa aus Rücksicht auf diese Person, die Sie hintergangen hat, wie eine ganz gemeine Betrügerin? Sie sehen doch, daß ich es nicht schlecht mit Ihnen im Sinne habe. Aus bloßer Neugier appellire ich sicherlich nicht an Ihr Vertrauen."

„Nun wohl, ich will nicht, daß Sie meinem Schweigen eine Deutung geben, die etwas Kränkendes für Sie hat. Ja, es ist, wie Sie vermuthen; und das Geld, das ich ihr gegeben habe — es war nicht einmal das meine. — Und nun lassen Sie mich gehen! Wenn das Idyll zu Ende ist, wie Sie sagen, frommt es auch nicht, noch viele Worte darüber zu machen."

„Sehr schön! Aber wenn ich Sie nun gehen lasse, was werden Sie dann thun?"

„Was für einen Menschen in meiner Lage selbstverständlich ist, Herr Sandory!"

„Auf gut deutsch: Sie werden sich eine Kugel vor den Kopf schießen oder dergleichen? Das Leben ist ja in solchem Fall immer das Erste, was ihr jungen Leute wegzuwerfen pflegt."

„Ich habe nur noch die Wahl zwischen dem Gefängniß oder dem Tode. Und ich glaube wohl, daß Sie sich ebenso entscheiden würden wie ich, wenn Sie das Unglück hätten, in meiner Haut zu stecken."

„Schwerlich! Man müßte mir denn zuvor die unumstößliche Ueberzeugung beibringen können, daß mit einem solchen Pistolenschuß auch wirklich Alles zu Ende sei. Aber ich gebe zu, daß ich kein mustergiltiges Vorbild bin, und wir wollen meine Person darum ganz bei Seite lassen. — Jenes Geld war das Eigenthum Ihres Vaters?"

„Nein! Es war mir von meinem Chef anvertraut worden, damit ich eine binnen Kurzem fällige Versicherungsprämie davon bezahle."

„Und wie groß war die Summe?"

„Zweitausend Mark."

„Die Sie dem Weibe natürlich bis auf den letzten Groschen ausgeliefert haben?"

„Ja! Frau Pollnitz versprach das Darlehen innerhalb einer Woche zurück zu erstatten, und ich hoffte, daß eine Entdeckung vorher nicht erfolgen würde."

„Ein Genie — diese Schauspielerin! Sie haben keine Aussicht, den Betrag zu ersetzen, auch wenn Sie sich Ihrem Vater entdecken?"

„Meinem Vater?" rief Sigismund schmerzlich aus. „Ah, wenn Sie ihn kennten, so hätten Sie diese Frage nicht an mich gerichtet."

„Gut denn! So werde ich Ihnen das Geld geben — leihweise natürlich und gegen die Verpflichtung, daß Sie es mir zurückzahlen, sobald Ihre Mittel es Ihnen gestatten."

Sigismund eilte auf ihn zu und erfaßte mit beiden Händen seine Rechte.

„Das ist ein großmüthiges Anerbieten. Ich danke Ihnen dafür aus der Tiefe meines Herzens. Aber annehmen kann ich es nicht.“

„Wie? Haben Sie sich in die poetische Vorstellung des Todtschießens schon so verliebt, daß Sie sich nicht mehr davon losmachen können? Dann habe ich mich in der Schätzung Ihres Charakters allerdings getäuscht, junger Mann!“

„Sie sollten mir nicht zürnen, denn es würde mir sehr weh thun, gerade Ihnen, der Sie so edelmüthig gegen mich gewesen sind, eine schlechte Meinung zu hinterlassen. Aber Sie müssen doch einsehen, daß ich nicht anders kann. Ich würde vielleicht erst nach Jahren im Stande sein, Ihnen das Darlehen zurückzugeben. Und wenn Sie es auch daraufhin wagen wollten — was wäre mir am Ende damit geholfen? Ob meine Unredlichkeit öffentlich bekannt wird oder nicht, aus meinem eigenen Bewußtsein kann ich sie doch nicht mehr tilgen. Und was ist an dem Dasein eines Menschen gelegen, der sich selber verächtlich geworden ist?“

Sandory stand auf und trat dicht vor den Verzweifelnden hin. „Nun hören Sie mich einmal an, junger Freund, und sagen Sie mir nachher auf Ehre und Gewissen, ob ich Recht habe oder nicht. Alles, was Sie sich und mir da von verlorener Selbstachtung und dergleichen einreden wollen, ist gar nicht Ihr Ernst. Denn Ihr Vergehen war die Dummheit eines verliebten Thoren, aber keine Schlechtigkeit. Tausend Andere würden in der nämlichen Versuchung genau so kläglich unterlegen sein wie Sie, und mit der Angst, die Sie bis zu diesem Augenblick ausgestanden haben, ist Ihr Verbrechen hinlänglich gebüßt. Aber es paßt Ihnen gar nicht schlecht, daß Sie in Ihrer

unverzeihlichen Schuld einen so tragischen Vorwand haben für Ihre verrückten Selbstmordabsichten. Als Sie hörten, daß der Gegenstand Ihrer Anbetung Ihnen für immer entschwunden sei, da kamen Sie ohne Weiteres zu dem Schluß, daß nun eben einfach Alles aus sei, und daß von einem Leben ohne Elli überhaupt nicht die Rede sein könne. Ein Pistolenschuß oder ein Sprung in's Wasser ist für einen verrathenen Liebhaber in Ihren Jahren immer der nächstliegende und selbstverständlichste Ausweg; man braucht im Grunde nicht viel mehr Muth dazu, als man nöthig hat, um sich einen Zahn ausziehen zu lassen, und dann ist etwas so verlockend Romantisches, etwas so wundersam Hirnumnebelndes in dem Gedanken an eine so poetische Rache. Im Allgemeinen ist es wohl kaum der Mühe werth, solche Schwächlinge, aus denen doch selten was Rechtes wird, der Welt zu erhalten. Um Sie aber wäre es schade, denn Sie sind ein talentvoller Mensch und können sich bei einiger Selbstzucht mit der Zeit wohl noch zu einem Charakter entwickeln. Darum fragen Sie sich noch einmal ernstlich, ob es nicht vielmehr die knabenhafte Verzweiflung über den Verlust der Geliebten, als die Reue über Ihr vermeintliches Verbrechen ist, die Ihnen den Revolver in die Hand drücken will. Und dann erinnern Sie sich gefälligst, daß auch noch andere Leute außer Ihnen auf der Welt sind — zum Beispiel Ihr Vater und Ihre Mutter; Leute, die es wahrscheinlich nicht um Sie verdient haben, daß Sie ihnen einen solchen Kummer zufügen. Bieten Sie Ihre dichterische Phantasie auf, um sich die Scenen vorzustellen, deren Schauplatz Ihr Elternhaus sein würde, und wenn Sie das Alles gethan haben, dann schämen Sie sich ein bischen und danken Sie dem Himmel, daß hier zufällig Jemand ist, der Ihnen aus der Patsche helfen will. Aber vergönnen Sie sich nicht zu viel Zeit zum Ueberlegen, denn mir ist an einem Manne nichts so

gründlich verhaßt, als haltlos umhertappende Gefühlsduselei! — Hier sind zwei Tausendmarkscheine und da ist der Schreibtisch, an welchem Sie mir den Schuldschein ausfertigen können. Soll ich Ihnen das Ding zur Unterschrift aufsetzen? — Ja oder Nein? — Ich erwarte eine klare, bündige Antwort, wie sich's von Mann zu Mann geziemt."

Sigismund fühlte sich zerknirscht wie ein gezüchtigter Knabe. „Nun denn, ja!" brachte er nach einem tiefen Athemzuge heraus. „Ich werde redlich versuchen, das Vertrauen zu rechtfertigen, das Sie in meinen Charakter setzen."

Ohne eine weitere Antwort für nöthig zu halten, ließ sich Sandory vor dem Schreibtisch nieder und warf mit raschen Federzügen einige Zeilen auf ein Blatt Papier.

„So! Das kann ich Ihnen nicht ersparen, denn Alles in der Welt muß seine Ordnung haben. Ich werde Sie nicht um die Rückzahlung drängen; aber Sie sollen doch eingedenk bleiben, daß Sie mein Schuldner sind. Schreiben Sie Ihren Namen darunter und stecken Sie das Geld ein. Vielleicht können Sie die Einzahlung bei der Versicherungsgesellschaft noch heute leisten. Dann ist die dumme Geschichte ein- für allemal abgethan."

Mit unsicherer Hand leistete Sigismund die verlangte Unterschrift. Vor seinen Augen krochen die Buchstaben so wirr durcheinander, daß er Mühe gehabt haben würde, den Wortlaut des Scheines zu erfassen, auch wenn er überhaupt daran gedacht hätte, ihn zu lesen. Noch bevor er die Feder aus der Hand gelegt, hatte ihm Sandory das Papier auch schon wieder fortgezogen, um es zu rascherem Trocknen ein paarmal in der Luft zu schwenken und es dann nachlässig zusammen zu falten. Als wünsche er, den Besucher nun so schnell als möglich los zu werden, reichte er ihm darauf zum Abschied die Hand.

„Keine Redensarten mehr, wenn ich bitten darf! Das ist erledigt, und bis zu dem Tage, an dem Sie mir das Geld zurückbringen, ist davon zwischen uns nicht mehr die Rede.“

Er schob ihn fast aus der Thür, und dann streckte er sich wieder bequem auf dem Ruhebett aus, um bei einer frischen Cigarette die vorhin unterbrochene Lektüre von Neuem aufzunehmen.

Dreizehntes Kapitel.

Das Dienstmädchen, dem er seine Karte gegeben hatte, führte Rudolph Sandory in den kleinen Damensalon der Norrenberg'schen Villa, und schon wenige Augenblicke später trat Dora durch die entgegengesetzte Thür in das Gemach. Sie hatte sowohl in ihrer ganzen äußeren Erscheinung, wie im Ausdruck ihres Gesichts heute sehr wenig Aehnlichkeit mit jener heißblütigen, ausgelassenen Bacchantin, der vor zwei Tagen die jungen Herren der Waldenberger Gesellschaft ihre Huldigungen zu Füßen gelegt hatten. Ein dunkles Kleid von beinahe gesuchter Einfachheit umschloß ihre prächtige Gestalt; ihr Haar war ganz schlicht gescheitelt und am Hinterkopf ohne alles kokette Raffinement zu einem dicken Knoten aufgesteckt; auf ihrem Antlitz aber lag ein herber Ernst, der das Harte und Herrische darin auffallend stark hervortreten ließ. Es war, als ob ihr darum zu thun gewesen sei, so unvortheilhaft als möglich auszusehen; ein einziger Blick in den Spiegel mußte sie jedenfalls belehrt haben, daß heute beinahe Alles aus ihrer Erscheinung verwischt war, was derselben sonst den Reiz einer pikanten, wenn auch fremdartigen Schönheit gegeben.

„Ich hoffe, daß ich den rechten Zeitpunkt getroffen habe, mein gnädiges Fräulein,“ sagte Sandory, indem er Miene

machte, ihr die Hand zu küssen. „Nur Ihr ausdrückliches Verbot hielt mich ab, mich schon gestern nach Ihrem Befinden zu erkundigen."

Dora hatte ihm ihre Hand fast sogleich wieder entzogen, und ohne daß ihr Gesicht seinen ernsten Ausdruck verlor, deutete sie auf einen der Sessel.

„Gewiß, wir hatten es ja verabredet, daß Sie erst heute kommen sollten," erwiederte sie in jenem kurzen, entschlossenen Ton, der ihm keinen Zweifel darüber lassen konnte, daß Sie irgend etwas Bedeutsames im Sinne habe. „Ich wünschte mit Herrn Georg Lengfeld zuvor vollkommen im Reinen zu sein."

„Ah, deshalb also! Und hat Ihre Erwartung sich erfüllt?"

„Ja! Mein Vater erhielt gestern Mittag von dem Staatsanwalt diesen Brief."

Sie reichte ihm ein zusammengefaltetes Blatt, das sie in der Kleidertasche getragen.

Als Sandory wie in übergroßem Zartgefühl zögerte, es auseinander zu schlagen, fuhr sie fast ungeduldig fort:

„Lesen Sie! Denn Sie sind doch gekommen, mir beizustehen — nicht wahr?"

„Gewiß! Und wenn Sie befehlen —"

Er überlas den in sehr gleichmäßigen und korrekten Schriftzügen, offenbar nach einem sorgfältig ausgearbeiteten Entwurf niedergeschriebenen Brief, und gab ihr dann mit einem Kopfschütteln das Papier zurück.

„Eine richtige Absage — und dazu in der denkbar nüchternsten Form. Es ist mir geradezu unbegreiflich, wie ein Mensch so sein eigenes Glück mit Füßen treten kann. Dieser Staatsanwalt ist der trockenste Philister, den ich je gesehen habe, und dazu ein ausgemachter Narr."

Um Dora's Lippen zuckte es höhnisch, aber sie be-

wahrte vollkommen ihre gelassene, beinahe geschäftsmäßig kühle Haltung.

„Wenn diese Charakteristik zutreffend ist, müssen Sie es doch wohl verstehen, daß ich einem solchen Menschen meine Zukunft nicht anvertrauen konnte. Diese tragisch-lächerliche Episode meines Lebens liegt also fertig und abgeschlossen hinter mir.“

„Ihr Vater hat ihm bereits geantwortet? Und er hat in die Aufhebung des Verlöbnisses gewilligt?“

„Was blieb ihm denn Anderes übrig? Wir haben es dem Herrn Staatsanwalt überlassen, die Lösung unserer Beziehungen der Welt gegenüber ganz nach seinem Ermessen zu erklären.“

„Das war sehr unvorsichtig. Zwischen den Zeilen seines Briefes ist ja deutlich genug zu lesen, daß er sich für schwer beleidigt hält und von hochgradiger Erbitterung gegen Sie und Ihren Vater erfüllt ist. Von seiner Ritterlichkeit aber habe ich keine allzu hohe Meinung, und ich fürchte, er wird Sie nicht schonen.“

„Das ist auch meine Ansicht. Er wird sich überall als den Verrathenen aufspielen, denn er hat ja kein Empfinden für die Kläglichkeit der Rolle, die er damit freiwillig übernimmt.“

„So hätten Sie in seinem wie in Ihrem Interesse ein anderes Arrangement herbeiführen sollen, mein verehrtes Fräulein.“

„Ein anderes Arrangement? Was verstehen Sie darunter, Herr Sandory?“

„Nun, Sie müssen doch in Betracht ziehen, daß hier gewissermaßen Ihr guter Ruf auf dem Spiele steht. Ob sich der Herr Staatsanwalt durch seine Darstellung nun lächerlich macht oder nicht — jedenfalls kann er Sie dadurch kompromittiren, und es dürfte Ihnen nachher sehr schwer fallen, die Welt, die das Häßlichste immer am

liebsten glaubt, eines Anderen zu belehren. Man trifft in solchen Fällen, wenn ein Bruch nun einmal ganz unvermeidlich geworden ist, doch wenigstens eine gütliche Vereinbarung hinsichtlich der Form, in welcher er sich der Oeffentlichkeit gegenüber vollzieht."

Er sprach in einem freundlich wohlwollenden, fast väterlichen Ton. In seinem ganzen Benehmen aber war eine Zurückhaltung, die er sich bei dem Verkehr mit Franz Norrenberg's Tochter bisher nicht auferlegt hatte. Dora sah ihm sekundenlang fest in's Gesicht; dann schüttelte sie mit energisch abweisender Geberde den Kopf.

„Mir sind derartige Komödien in tiefster Seele zuwider. Und was kann uns auch schließlich daran gelegen sein, die Welt zu täuschen? Ist mein guter Name wirklich bedroht, so müßte man doch wohl auf ein anderes Mittel sinnen, ihn unangetastet zu erhalten."

Sandory fuhr mit der Rechten wie nachdenklich durch seinen langen seidenweichen Bart. Nicht der leiseste Anflug von Befangenheit zeigte sich in seinem Benehmen. „Ja, wenn es nur so leicht wäre, die hunderttausend Köpfe der giftzüngigen Fama zu zertreten!" meinte er. „Glauben Sie mir, das ist ein aufreibender und widerwärtiger Kampf, der selbst im günstigsten Fall nur mit einem Pyrrhussiege endigen kann."

Dora saß kerzengerade auf ihrem Stuhl; das herrische, in diesem Moment geradezu unschöne Antlitz hatte die steinerne Unbeweglichkeit einer Maske angenommen. „Nein," unterbrach sie den Sprechenden schroff, „an einen derartigen Kampf habe ich selbstverständlich nicht gedacht. Mögen doch die Leute glauben und reden, was sie wollen, wenn ihnen nur der Vorwand genommen ist, mich durch ihr hämisches Mitleid zu beschimpfen! Das allein ist es, was ich nicht ertragen könnte und davor sollen Sie mich bewahren."

In leichtem Erstaunen hob Sandory den Kopf. „Ich? Ja, ich bin natürlich ganz zu Ihren Diensten; aber wie ich es anfangen sollte —"

Er stand auf, da auch Dora sich von ihrem Sitz erhoben hatte. Ihr Gesicht schien fast blutlos, und es war, als ob ihr stark entwickeltes Kinn sich noch weiter vorgeschoben hätte.

„Sie verstehen mich nicht — so lassen Sie mich etwas deutlicher reden! Sie sind es, der mich kompromittirt hat, und Ihre Pflicht ist es, meinen guten Namen wiederherzustellen — wenn Sie kein Schurke sind!"

Weder Bestürzung noch Zorn, sondern einzig eine grenzenlose Verwunderung war es, die sich in Sandory's Zügen ausprägte.

„Verzeihen Sie mir die Schwerfälligkeit meines Begriffsvermögens, Fräulein Norrenberg, aber ich verstehe Sie in der That jetzt noch viel weniger als vorher. Wann, in aller Welt, und wodurch hätte ich Sie kompromittirt?"

„Wenn Sie die Stirne haben, eine solche Frage an mich zu richten, ist es wohl müßig, Ihnen Antwort darauf zu geben. Es war also niemals Ihre Absicht, sich um meine Hand zu bewerben?"

„Aber, mein verehrtes Fräulein, eine so ungewöhnliche Frage —"

„Was kümmert es Sie, ob sie ungewöhnlich ist oder nicht? Wenn es mir gefällt, meine weibliche Würde wegzuwerfen — Sie wären doch wohl der Letzte, der sich darüber aufhalten dürfte. Sie sollen mir nur antworten, kurz und bündig, mit einem einfachen Ja oder Nein! Dazu wenigstens wird Ihr Mannesmuth doch wohl noch ausreichen."

„Wenn ich die Frage denn wirklich als ernsthaft gemeint ansehen soll — nein, mein gnädiges Fräulein, ich

habe einen so vermessenen Gedanken bisher in der That nicht gehegt."

Die Hände des Mädchens hatten sich zu Fäusten geballt. Etwas von der blutgierigen Wildheit eines sprungbereiten Raubthiers funkelte in ihren Augen.

„Gehen Sie!" stieß sie hervor. „Gehen Sie auf der Stelle — sonst schlage ich Ihnen in's Gesicht!"

Rudolph Sandory bückte sich nach seinem Hut und wandte sich zur Thür. „Sie müssen nothwendig etwas zur Beruhigung Ihres aufgeregten Nervensystems thun, Fräulein Norrenberg," sagte er freundlich, als er schon die Hand auf dem Drücker hatte. „Ich werde mir erlauben, Ihren Herrn Vater darauf aufmerksam zu machen."

Damit verließ er das Zimmer, gleichmüthig, wie er es betreten hatte. Als er den Garten durchschritt, sah er Franz Norrenberg's gebrechliche Gestalt langsam die Straße heraufkommen. Er wich den Begegnungen mit seinem alten Freunde sonst keineswegs aus; heute aber schien ihm sehr wenig an einem Zusammentreffen gelegen zu sein, denn er beschleunigte seine Schritte und schlug dann, nachdem er die Gartenthür hinter sich zugeworfen hatte, die entgegengesetzte Richtung ein.

„Wie klug sie es angelegt hatte!" dachte er. „Der Alte sollte uns mitten in einer rührenden Liebesscene überraschen. Aber ich muß mich ergebenst bedanken, Fräulein Tigerkatze! Bei einem Weibe, das man lieben soll, sind die Krallen jedenfalls überflüssig."

Und er wirbelte das spanische Rohr mit dem silbernen Knopf zwischen den Fingern wie ein zwanzigjähriger Jüngling.

— — — — — — — — — — — — — —

„Wo ist meine Tochter?" fragte der Bankier, sobald er das Haus betrat. „Sie hat eben einen Besuch gehabt, nicht wahr?"

„Jawohl, erst in diesem Augenblick ist Herr Sandory fortgegangen. Und das Fräulein ist noch drinnen in dem kleinen Salon."

Norrenberg ließ sich kaum Zeit, den Ueberrock abzustreifen. Die Adern an seinen Schläfen lagen wie dicke blaue Stränge unter der gelben Haut, als er bei seiner Tochter eintrat. Dora mochte ihn bereits durch das Fenster erblickt haben und darauf vorbereitet sein, daß er sie sogleich aufsuchen würde. Jedenfalls hatte sie in der kurzen Zeit, die seit Sandory's Entfernung vergangen war, ihre äußerliche Ruhe vollständig zurückgewonnen, und von der furchtbaren Erregung der letzten Minuten war keine Spur mehr auf ihrem Gesicht.

„Dieser Mensch ist bei Dir gewesen, Dora, versuche nicht, es zu leugnen, denn ich habe ihn mit meinen eigenen Augen gesehen. Du empfängst also hinter meinem Rücken seine Besuche!" stieß Norrenberg hervor.

„Ist es meine Schuld, daß Du abwesend warst?" gab sie gleichmüthig zurück. „Ich würde ihn sonst in Deiner Gegenwart empfangen haben."

„Nein, das hättest Du nicht!" rief der Bankier, dessen Brust in keuchenden Athemzügen arbeitete und der an allen Gliedern zitterte in seinem überschäumenden, ohnmächtigen Zorn. „Denn ich würde ihn zur Thür hinausgeworfen haben — den Schurken — den Dieb!"

„Dann bedaure ich um so mehr, daß er bereits freiwillig gegangen war. Du bist so verschwenderisch mit Deinen Schmähworten und Drohungen, wenn er nicht dabei ist, daß ich nachgerade den lebhaften Wunsch empfinde, Du möchtest ihm das Alles auch einmal in's Gesicht hinein wiederholen."

„Wünsche Dir das lieber nicht, Dora! Es würde dabei nichts Gutes herauskommen — weder für ihn, noch für uns!"

„Eine sehr dunkle Warnung. Und Du weißt, Vater, daß ich mich vor Gespenstern nicht fürchte."

„Du könntest es in diesem Fall lernen, mein Kind! Es gibt Gespenster, die am hellen Tage umgehen und die Einen bis in die Nacht des Wahnsinns treiben können. Aber Du wirst mich nicht zur Verzweiflung bringen wollen mit Deinem lieblosen Trotz. Was kann dieser Mann noch von Dir begehren, und was hast Du mit ihm zu schaffen? Ist es denn nicht genug mit dem Verhängniß, das er bereits über Dich heraufbeschworen hat — der elende, gewissenlose Geselle?"

„Und wenn es nun gerade dieses Verhängniß wäre, das mich an ihn fesselt?"

„Es gibt nichts, das Dich an ihn fesseln könnte — nichts! Eher dürftest Du Dich an einen hergelaufenen Vagabunden von der Landstraße fortwerfen, als an ihn. Denn er ist ein Ausgestoßener, ein Verfehmter — er besudelt die Hand, die er berührt, und er würde das Weib, das verblendet genug wäre, sich an ihn zu hängen, unfehlbar mit sich hinabreißen in den Abgrund der Schmach und Schande."

Es geschah nicht oft, daß Franz Norrenberg sich einer so pathetischen Ausdrucksweise bediente. Nur das verzweifelte Bestreben, seine Tochter vor der unglückseligen Verirrung zu bewahren, der er sie so nahe sah, gab ihm in diesem Augenblick Worte ein, die seiner Rede sonst völlig fremd waren. Es durfte ihn nicht einmal befremden, wenn seine eindringliche Beschwörung Dora viel weniger zu erschüttern, als in mitleidiges Staunen zu versetzen schien.

„Mein Gott, wie schrecklich das klingt!" sagte sie fast geringschätzig. „Man sollte darnach beinahe glauben, daß Dein Freund Sandory geradezu ein verkappter Verbrecher ist."

Franz Norrenberg kämpfte einen kurzen, schweren Kampf.

Aber die Liebe zu seinem Kinde, für das er bis zu dieser Stunde ja schon so viel Schwereres gethan, behielt den Sieg.

„Du nennst es beim rechten Namen," erwiederte er dumpf. „Ja, er ist ein Verbrecher!"

Er sah nicht, daß es wie triumphirende Freude in ihren dunklen Augen aufleuchtete, oder er wußte diesem sprühenden Blick, der sich an seine Lippen heftete, wenigstens nicht die rechte Deutung zu geben. Die scheinbare Ruhe, mit der sie seine Enthüllung aufnahm, brachte ihn vielmehr vollends zur Verzweiflung.

„Das ist eine sehr schwere Anklage," sagte sie langsam, „eine Beschuldigung, die so abenteuerlich klingt, daß ich ihr wohl nicht ohne Weiteres Glauben schenken kann, selbst wenn sie aus Deinem Munde kommt. Was für ein Verbrechen ist es denn, das Sandory begangen haben soll?"

„Frage mich darnach nicht! — Glaubst Du, daß ich es bis heute als Geheimniß bewahrt haben würde, wenn ich es verrathen dürfte?"

„Und das soll mir genügen? Du mußt mich für ein sehr thörichtes und unreifes Kind halten, wenn Du das erwarten konntest, Vater! Ist es wirklich Deine Absicht, Dich auf diese Andeutung zu beschränken, so soll mir Sandory selbst Auskunft geben. Noch heute werde ich sie von ihm fordern."

„Nein!" schrie er. „Nein — das wirst Du nicht thun! Gibt es denn gar nichts von kindlicher Ehrfurcht mehr in Deinem Herzen? Habe ich darum ein ganzes Leben voll Sorge und freudloser Arbeit für Dich aufgewendet, daß Du es jetzt wagen darfst, mich wie einen Lügner und Verleumder zu behandeln?"

„Du hast keinen Grund, mir Vorwürfe zu machen. Wenn ich in einer Verbindung mit Sandory das einzige Glück meines Lebens erblickte, könntest Du dann von mir fordern, daß ich auf Deinen bloßen Wunsch hin, nur aus

kindlicher Liebe, dieses Glück zum Opfer brächte? Hieße das nicht Wucherzinsen für erwiesene Wohlthaten begehren? Und daß mich ein leeres Wort, eine Anschuldigung, die in der Luft schwebt, von der Berechtigung Deines Wunsches nicht überzeugen kann — darfst Du mir das verübeln? Ja, wenn dieser Mann, den Du jetzt in seiner Abwesenheit einen Verbrecher nennst, ohne Dein Vorwissen in unser Haus gekommen wäre! Aber Du selbst hast ihn mir zugeführt. Wußtest Du denn damals nichts von seiner angeblichen Schuld?"

„Wie Du mich marterst, Dora! Ja, ich wußte davon. Aber wie hätte ich ahnen können, daß Du, die verlobte Braut eines Anderen —"

„Du hast also den Verbrecher an Deinem Tische bewirthet," fiel sie ihm unerbittlich in die Rede, „Du hast ihn in den Häusern unserer Bekannten als Deinen Freund vorgestellt, Deine Empfehlung war es, die ihm alle Thüren erschlossen hat. Und nun mit einem Male soll ich Dir glauben, daß er der verächtlichste der Menschen sei — ich soll es Dir glauben ohne jeden Beweis, ja, ohne daß Du mir auch nur offenbarst, worin sein Verbrechen bestand!"

„Und wenn ich es Dir nun offenbarte — würdest Du Dich dann von ihm lossagen?"

„Sobald es sich dabei um eine Ehrlosigkeit handelt, gewiß!"

„Nun denn — dieser Mensch, der sich jetzt Sandory nennt, ist ein Dieb, ein gemeiner Dieb. Man würde ihn auf der Stelle in's Gefängniß werfen, wenn man seinen richtigen Namen wüßte."

„Ah — und das ist die Wahrheit? Du bist dessen ganz gewiß?"

„Bei meinem Leben schwöre ich Dir, Dora, es ist die Wahrheit!"

„So nenne mir seinen Namen!" drängte sie mit fieberi-

schem Eifer, „sage mir, wann er jene strafbare That begangen hat, wo und gegen wen? Nachdem Du mir soviel verrathen hast, kann es Dir doch nicht schwer fallen, mir auch das Letzte noch zu enthüllen."

Aber Franz Norrenberg schüttelte müde den Kopf. „Ich habe Dir schon viel mehr gesagt, als ich durfte. Wenn Dir auch das noch nicht genügt, so besitze ich kein weiteres Mittel, Dich vor dem Verderben zu retten."

Sie gab es noch nicht auf, ihn durch Bitten und Ueberredungsversuche zum Sprechen zu bewegen; doch er blieb bei seinem unerschütterlichen Nein.

„Es ist ein Geheimniß, das ich mit mir in's Grab nehmen werde; denn ich — ich habe einen Eid geleistet, es niemals preiszugeben."

Als sie sah, daß es unmöglich sein würde, noch irgend etwas aus ihm heraus zu bringen, änderte Dora plötzlich ihre Haltung. Wie wenn sie erst jetzt unter der zermalmenden Last der furchtbaren Erkenntniß zusammenbräche, warf sie sich in einen Sessel.

„Laß mich allein, Vater!" bat sie tonlos. „Das muß ich mit mir selber auskämpfen."

„Mein armes, geliebtes Kind! Den ganzen armseligen Rest meines jämmerlichen Lebens würde ich mit Freuden hingegeben haben, wenn ich Dir das hätte ersparen können. Aber es mußte ja sein! Ich durfte Dich doch nicht blindlings in Dein Verderben rennen lassen."

„Nein, das durftest Du wohl nicht. Und ich danke Dir, wenn Du mich auch vielleicht etwas früher hättest aus meiner Blindheit reißen sollen. Nun, dem Himmel sei Dank, es war wenigstens noch nicht zu spät."

Sie duldete seine zärtliche Umarmung und den liebevollen Kuß, den er auf ihre Stirn drückte; aber sobald er mit seinen müden Schritten das Zimmer verlassen hatte, sprang sie in leidenschaftlicher Wildheit empor und schüttelte

ihre geballten Fäuste wie gegen einen unsichtbaren Feind, während es zwischen den fest zusammengepreßten Zähnen hervorzischte: „Nun habe ich Dich — nun habe ich Dich! Und nun sollst Du mir Alles, Alles bezahlen!"

Vierzehntes Kapitel.

„Zwei Briefe für den Herrn Doktor, und einer für das Fräulein! — Wünsche gehorsamst guten Morgen!"

Mit seinem stadtbekannten freundlichen Grinsen, das niemals breiter und behaglicher war, als wenn ihm Doktor Ruthardt's hübsches Töchterchen selber die Hausthür aufthat, hatte der alte Postbote Margarethen die eingelaufenen Briefschaften überreicht. Verwundert und neugierig betrachtete sie das für sie bestimmte Billet, dessen Umschlag von sehr feinem Papier, aber ohne jedes Abzeichen war. Die Handschrift, deren markige Züge nur von einem Manne herrühren konnten, war ihr völlig unbekannt, und es ließ sich ihr unter solchen Umständen gewiß kein Vorwurf daraus machen, daß sie den Brief rasch uneröffnet in die Tasche schob, als sie den Schritt ihres Vaters hinter sich auf der Treppe vernahm.

„Guten Morgen, Väterchen!" rief sie ihm entgegen, und ihr schlechtes Gewissen verrieth sich in der großen Zärtlichkeit, mit der sie ihn auf beide Wangen küßte. „Da sind zwei Sachen für Dich. Hoffentlich stehen nur angenehme Neuigkeiten darin."

Der Doktor sah heute ungewöhnlich ernst aus. Auf seiner Stirn war eine Falte, die er sonst nur mit nach Haus brachte, wenn ihm einer seiner Patienten gestorben war. Sachte schob er sein Töchterchen zurück.

„Angenehme Neuigkeiten könnte ich brauchen. Wartet schon Jemand im Vorzimmer?"

„Nein, es ist ja erst sieben Uhr. Und Du hast doch

wohl nicht schon so früh eine Widerwärtigkeit gehabt, lieber Vater?"

„Keine, die Dich etwas anginge, kleiner Grünschnabel! Geh hinauf und mache Dich nützlich! Deine Mutter ist eben dabei, einen großen Korb zu packen. Ich fürchte, sie will sich wieder auf Krankenvisiten begeben. Sieh wenigstens zu, daß für uns auch noch eine Kleinigkeit zu essen übrig bleibt."

Er fuhr mit der Hand über ihren blonden Scheitel und ging weiter; aber bevor er die Thür seines Sprechzimmers erreicht hatte, wandte er sich noch einmal nach ihr um.

„Hast Du Walther Sartorius kürzlich gesprochen, Margarethe?"

Es traf sich glücklich, daß sie eben eine Stecknadel vor sich auf den Dielen liegen sah. Indem sie sich darnach bückte, konnte sie dem Vater wenigstens ihr thörichtes Erröthen verbergen.

„Ob ich ihn gesprochen habe? Nein — das heißt, ja — auf dem Kostümfest habe ich allerdings ein paar Worte mit ihm gewechselt."

„Er hat sonst keinen Versuch gemacht, die alten freundschaftlichen Beziehungen mit Dir oder mit Sigismund wieder anzuknüpfen?"

„Nein! Du hattest es ihm ja auch verboten."

„Wenn ich es nicht schon gethan hätte, müßte ich es wohl jetzt thun. Du brauchst nicht gerade unfreundlich gegen ihn zu sein, falls er Dir einmal zufällig in den Weg kommen sollte, denn gegen den jungen Menschen selbst hege ich nicht den geringsten Groll. Aber es wäre mir doch lieb, wenn solche Begegnungen nach Möglichkeit vermieden würden. Die Familie Sartorius ist für uns künftighin am besten nicht mehr vorhanden."

Er trat in sein Zimmer und Margarethe stieg langsam zu ihrer Mutter hinauf. Sie wußte selber nicht recht,

warum ihres Vaters Worte, die ja keineswegs unfreundlich gewesen waren, sie in eine so betrübte Stimmung versetzt hatten. Aber die Niedergeschlagenheit mußte ihr wohl vom Gesicht zu lesen sein, denn Frau Ruthardt, die vor einem mit allerlei guten und kräftigen Eßwaaren bedeckten Tische stand, erkundigte sich sogleich, was ihrer Grethe denn Uebles widerfahren sei.

„O es ist nichts," meinte Margarethe mit erheuchelter Gleichgiltigkeit, wenn auch mit recht unsicherer Stimme. „Der Vater wollte mir verbieten, einen Verkehr mit Walther Sartorius zu unterhalten. Aber es war ein überflüssiges Verbot, denn von einem solchen Verkehr ist ja ohnedies keine Rede."

„Das will ich hoffen," erklärte die Mutter sehr bestimmt, und ihr gutmüthiges Gesicht bewölkte sich zusehends. „Es wäre wenigstens eine unerhörte Dreistigkeit von dem jungen Manne, wenn er sich uns auch jetzt noch aufdrängen wollte."

Margarethe antwortete nichts und war ihrer Mutter eine Zeitlang schweigend behilflich, die einzelnen sorgfältig abgetheilten Portionen in den großen Marktkorb zu packen, mit dem man des Doktors Dienstmädchen beinahe täglich hinter ihrer rundlichen Herrin einherschreiten sah. Dabei ließ es Frau Ruthardt nicht an den nöthigen Anweisungen fehlen und begleitete die meisten von ihnen noch mit einer beweglichen Schilderung des Elends, das sie da oder dort angetroffen.

Als Alles beinahe fertig war, erinnerte sie sich, daß sie trotz alles Ueberlegens etwas vergessen hatte.

„Richtig — zu Tolzmanns muß ich ja auch einen Kuchen mitnehmen und irgend eine Kleinigkeit aus dem Spielwaarenladen. Der zweite Junge hat heute seinen Geburtstag. Lieber Gott — das arme Kind! Fünf Geschwister, von denen die beiden jüngsten noch nicht einmal

laufen können — der Mann seit sechs Wochen keine Arbeit, und die Frau krank am Gelenkrheumatismus! Es ist ein Jammer, daß so etwas in der Welt vorkommen muß. Weißt Du, Grethe, den Rest von dem Schweinebraten könnten wir wohl lieber mit in das Packet für die Tolzmanns legen. Wickle ihn nur wieder aus, für die alte Prippenow mit ihrem schwachen Magen ist er doch vielleicht zu schwer."

„Eigentlich finde ich es sehr ungerecht, Mutter," sagte Margarethe schüchtern, während sie dem Befehl gehorchte. „Er kann doch im Grunde gar nichts dafür."

Verwundert sah Frau Ruthardt auf. „Wer kann nichts dafür? Der Schweinebraten oder der Prippenow'n ihr schwacher Magen?"

„Ach, nicht doch! Sprachen wir denn nicht eben von Walther Sartorius?"

„Das war ja schon vor einer Viertelstunde — es muß Dir sehr am Herzen liegen. Nun, ich will Dir etwas sagen, mein Kind! Wenn heute Einer Deinen Vater auf der Straße hinterrücks überfiele und ihm einen Messerstich oder so 'was versetzte, möchtest Du dann mit einem solchen Schurken oder mit Jemandem von seiner Familie noch irgend etwas zu schaffen haben?"

„Nein, gewiß nicht! Aber das ist doch auch gar kein passender Vergleich. Bei dem ganzen Streit zwischen dem Stadtrath Sartorius und dem Vater handelt es sich ja blos um eine Meinungsverschiedenheit wegen der dummen Wasserleitung."

„So? Um eine Meinungsverschiedenheit? Weißt Du auch, was der Stadtrath Sartorius gestern gethan hat? Er war als Vertreter des Magistrats in der Stadtverordnetensitzung, wo über das neue Projekt endgiltig Beschluß gefaßt werden sollte. Und als sich die Gegner seines Planes auf die von Deinem Vater ausgearbeitete Denk-

schrift beriefen, da hatte er den Muth, mit versteckten, aber für Jedermann hinreichend verständlichen Worten anzudeuten, daß der Doktor Ruthardt wahrscheinlich für seine Agitation bezahlt sei und dies Alles gegen seine bessere Ueberzeugung geschrieben habe. Ist das nicht ganz dasselbe und noch viel schlimmer, als wenn ein Strolch aus dem Hinterhalt über einen arglosen Spaziergänger herfällt? — Nun, zum Glück waren in der Versammlung Männer, die eine so schändliche Verleumdung Deines Vaters nicht stillschweigend duldeten. Nach dem Bericht, den uns einige Ohrenzeugen noch gestern Abend erstatteten, hat der Herr Stadtrath Sartorius mit seinem hinterlistigen Angriff sich selber recht schlechte Dienste geleistet. Denn er mußte es geschehen lassen, daß ihm sehr harte Dinge gesagt wurden, und schließlich wurde auch sein Projekt mit großer Stimmenmehrheit abgelehnt. Aber seine That bleibt nichtsdestoweniger in ihrer ganzen Schändlichkeit bestehen, und die Herren, die es für ihre Pflicht hielten, Deinen Vater davon zu unterrichten, meinten, er solle den feigen Ehrabschneider ohne Weiteres vor die Schranken des Gerichtes fordern."

Die kleine Frau hatte sich tüchtig in Hitze geredet, aber auch auf Margarethens Gesicht flammte die Entrüstung.

„Und wird er es thun?" fragte sie in athemloser Spannung.

„Nein, das entspricht nicht seiner Art. Als die Herren von der Genugthuung sprachen, die er sich unter allen Umständen verschaffen müsse, meinte er nur: ‚Der Stadtrath Sartorius hat soeben bewiesen, daß er ein Lump ist. Mit Lumpen aber lasse ich mich grundsätzlich nicht ein, weder im Guten noch im Bösen!' — Den Anderen mag es ja wohl den Eindruck gemacht haben, als ob die Sache damit für ihn erledigt sei. Auch zu mir hat er nicht weiter darüber gesprochen. Aber ich weiß ihn zu verstehen, selbst

wenn er schweigt, und ich kenne sein Gesicht. Es hat ihn schwer getroffen, sage ich Dir, und es wird eine gute Weile dauern, ehe er es ganz verwunden hat. Denn der Stadtrath Sartorius war sein Freund, und wenn Dein Vater von einem Manne, den er einmal für seinen Freund gehalten hat, sagen muß, daß er ein Lump ist, so kostet ihn das ein Stück von seinem Herzen. — Warum er Dir aber verboten hat, mit Jemand zu verkehren, der zum Hause des Stadtraths gehört, wirst Du nun doch hoffentlich verstehen."

„Ja, liebe Mutter, und es ist gut, daß ich Alles erfahren habe. Nun weiß ich doch, wie ich mich zu verhalten habe, wenn er es noch einmal wagen sollte, sich mir zu nähern."

Der große Korb war bis zum Rande gefüllt. Frau Ruthardt hüllte ihre kleine behäbige Gestalt in einen altmodischen Radmantel, unter dem sich am besten allerlei Packete und Packetchen verbergen ließen; stehenden Fußes trank sie eilig noch ein Täßchen Kaffee und machte sich dann, von dem heimlich seufzenden Dienstmädchen gefolgt, auf den Weg in die „Armenpraxis", wie es Doktor Ruthardt zu nennen pflegte.

Traurig und bekümmert, wie sie es seit langer, langer Zeit nicht gewesen war, ging Margarethe ihren häuslichen Verrichtungen nach. Den Brief mit der unbekannten Handschrift hatte sie längst vergessen, und nach Verlauf von Stunden erst wurde sie durch ein Rascheln des Papiers in ihrer Tasche wieder an ihn erinnert. Ohne besondere Neugierde zog sie ihn hervor und löste den Umschlag. Aber was sie da las, war denn doch in hohem Maße darnach angethan, ihre Theilnahme zu erregen.

Das Schreiben lautete:

„Sehr verehrtes Fräulein!

Bevor ich diese Stadt — wahrscheinlich auf immer —

verlasse, liegt es mir ob, eine äußerst peinliche, doch leider unabweisbare Pflicht zu erfüllen. Ein Zufall, für dessen Herbeiführung ich dem Schicksal in diesem Augenblick keineswegs dankbar bin, hat mich zur mithandelnden Person in einer Angelegenheit von sehr ernster Bedeutung werden lassen. Es ist möglich, daß ich dabei nicht von allem Anbeginn vollkommen korrekt verfahren bin, aber der gewiß verzeihliche Wunsch, einem von mir hochverehrten Manne schweren, vielleicht unheilbaren Kummer zu ersparen, durfte die leisen Bedenklichkeiten meines Gewissens anfänglich wohl zum Schweigen bringen. Erst durch meinen neuerdings gefaßten Entschluß, wieder in die weite Welt hinaus zu gehen, werde ich vor die unerbittliche Nothwendigkeit gestellt, ohne Rücksicht auf die Trübsal, die daraus entstehen könnte, den strengen Geboten der Pflicht zu folgen. Es ist mir leider nicht möglich, mich auf dem Papier deutlicher über diesen traurigen Konflikt und seine Ursachen auszusprechen; aber der Umstand, daß ich mir überhaupt herausnehmen darf, Sie damit zu behelligen, muß Sie bereits ahnen lassen, um wen es sich handelt. In der That stehen die hier in Frage kommenden Personen Ihrem Herzen so nahe, daß ein Kummer, von dem Jene betroffen würden, auch Sie nur zu sehr in Mitleidenschaft ziehen müßte. Der Gedanke, daß Sie dann vielleicht in mir den eigentlichen Urheber des ganzen Unglücks erblicken und meiner mit noch tieferem Abscheu gedenken würden, als es wohl schon ohnedies der Fall ist, verschärft das Peinvolle meiner Lage fast bis zur Unerträglichkeit. Keinen hochherzigeren Beweis verzeihender Großmuth könnten Sie mir gewähren, als wenn Sie mir Gelegenheit gäben, mich persönlich mit Ihnen auszusprechen, ehe ich in der leidigen Sache jenen entscheidenden Schritt thue, der so verhängnißvolle Folgen haben kann, und den ich darum so gern vermieden hätte, wenn man mir eine Möglichkeit dazu zeigen

könnte. Man sagt ja, daß Frauenherzen in solchen Fällen erfinderischer seien, als der Verstand des Mannes, dem die unverrückbaren Schranken des Pflichtbewußtseins den Blick einengen. Vielleicht vermag Ihre Kindesliebe wirklich den rettenden Ausweg zu entdecken, den ich bisher vergebens zu finden suchte. Halten Sie sich versichert, mein verehrtes Fräulein, daß Niemand glücklicher darüber sein würde als ich, der Ihnen und den Ihrigen von ganzem Herzen nur das Allerbeste wünscht.

Aber die Zeit drängt, und ich darf nicht daran denken, Sie in Ihres Vaters Hause aufzusuchen, wenn nicht zugleich Alles, was ich so gern bis zum letzten, grausamsten Augenblick verschweigen möchte, offenbar werden soll. Deshalb wage ich es, Sie noch für den heutigen Tag um eine kurze Unterredung an drittem Orte zu bitten. Ich werde Sie zwischen elf und zwölf Uhr Vormittags in jener Villenstraße außerhalb der Stadtmauer erwarten, wo ich Sie am Tage meiner Ankunft in Waldenberg zum ersten Mal gesprochen. Und ich verpfände Ihnen mein Ehrenwort, daß ich von nichts Anderem zu Ihnen sprechen werde, als von dieser Angelegenheit, die mir jetzt noch allein am Herzen liegt. Wenn Sie trotzdem nicht erscheinen und mir auch bis elf Uhr keine Antwort in den ‚König von Spanien‘ senden, so nehme ich an, daß Sie mich dadurch stillschweigend ermächtigen, lediglich nach den Geboten der Pflicht zu handeln, und ich werde Ihnen auch dafür dankbar sein, weil ich den Gedanken an die unvermeidlichen Folgen dieses Handelns dann wenigstens ohne quälenden Selbstvorwurf werde ertragen können.

In tiefer Verehrung Ihr treuester Diener

Rudolph Sandory.“

Zum dritten Male schon hatte Margarethe diesen räthselhaften Brief gelesen, ohne etwas Anderes zu begreifen, als daß sich irgend ein furchtbares Geheimniß hinter seinen

unverständlichen Andeutungen verberge. Ihr Herz klopfte so ungestüm, und ihre Kniee zitterten so, daß sie sich niedersetzen mußte. Rathlos und verzweifelt starrte sie auf das unglückselige Blatt, dessen kalte, starre Schriftzüge sie vor eine so schwere Entscheidung stellten. Ein Blick auf die Wanduhr hatte sie belehrt, daß es schon einige Minuten über Elf war. Sie hatte also nicht einmal Zeit, ernstlich mit sich selber zu Rathe zu gehen. Für eine Botschaft in den „König von Spanien" war es zu spät, denn Sandory mußte, um das verabredete Stelldichein seinerseits inne zu halten, das Hotel längst verlassen haben. Ihre Mutter, der sie sich vielleicht anvertraut haben würde, befand sich irgendwo im Armenviertel der Stadt, wo sie gewiß stundenlang vergeblich nach ihr gesucht hätte; sonst aber gab es keinen Menschen, den sie um Rath und Beistand hätte angehen können.

Und mit jeder Sekunde, die sie hier in unthätigem Zaudern verstreichen ließ, konnte die unbekannte Gefahr, die ihr desto schrecklicher schien, je weniger sie ihre wahre Beschaffenheit ahnte, zum unabwendbaren Verhängniß werden. Daß dieser Brief nicht geschrieben worden sei, nur um sie ohne Noth zu ängstigen und zu erschrecken, dünkte sie um so gewisser, je öfter sie ihn las. Hier mußte es sich wirklich um das Glück ihrer Familie, um das Wohl oder Wehe eines ihrer nächsten Angehörigen handeln, und wenn sie jetzt aus falschem Schicklichkeitsgefühl den rechten Augenblick versäumte, beschwor sie damit vielleicht ein namenloses Unheil über Diejenigen herauf, die sie auf Erden am zärtlichsten liebte.

Das war eine Vorstellung, die sie nicht lange zu ertragen vermochte. Sie barg den verhängnißvollen Brief und eilte auf ihr Zimmer, um sich hastig zum Ausgehen fertig zu machen. Schon nach wenig Minuten kam sie in Hut und Jacke herab, ertheilte der alten Aufwärterin, die

jetzt ganz allein im Hause zurückblieb, die nöthigen Anweisungen für die Fertigstellung des Mittagessens und machte sich mit todesbangem Herzen auf den Weg.

Je näher sie der von Sandory bezeichneten Straße kam, desto ängstlicher wurde ihr zu Muth, und ihre Füße wollten sie zuletzt kaum noch tragen. Sie fürchtete sich vor dieser Unterredung, wie wenn sie zu ihrer Hinrichtung ginge, und doch wiederholte sie sich immer und immer wieder den einzigen Wunsch: „Wenn er des Wartens nur noch nicht überdrüssig geworden ist! Wenn ich ihn nur noch finde!“

Die Besorgniß wenigstens, daß Sandory bereits gegangen sein könnte, war eine grundlose gewesen. Schon von Weitem gewahrte sie seine hohe Gestalt, wie er anscheinend gemächlich unter den Bäumen dahinschritt, welche die Straße schmückten. Sonst war es hier draußen, wie gewöhnlich, ganz menschenleer, und er hätte für eine ungestörte Aussprache wirklich kaum einen geeigneteren Ort vorschlagen können, als diesen. Da er gewiß schon lange auf sie gewartet hatte, war es kein Wunder, daß er ihrer nun sofort ansichtig geworden war und ihr mit etwas beschleunigten Schritten entgegenkam.

Gerade vor der Villa Franz Norrenberg's trafen sie zusammen.

„Ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind, Fräulein Ruthardt,“ redete Sandory mit einer freundlich ernsten Zurückhaltung, wie sie der seltsamen Form der Einladung wohl entsprach, das junge Mädchen an. „Es ist mir wahrlich schwer genug geworden, Ihnen ein solches Opfer anzusinnen.“

„Soeben erst habe ich Ihren Brief gelesen,“ erwiederte Margarethe, ohne ihn anzusehen, hastig. „Sie können sich denken, daß er mich in große Bestürzung versetzt hat, und daß ich es für meine Pflicht halten mußte, Ihrer Aufforderung zu folgen. Aber ich bitte Sie nun auch dringend,

mir so schnell als möglich zu sagen, was Sie mir mitzutheilen wünschen."

„Gewiß, ich werde Sie nicht lange mit unnützen Vorreden quälen," versicherte er, indem er dicht an ihrer Seite dahinschritt und sich beim Sprechen ein wenig zu ihr herabbeugte, wie um ihr seine gedämpfte Stimme dadurch besser verständlich zu machen. „Sie ahnen bereits, daß es sich um Ihren Bruder handelt?"

Margarethe schüttelte den Kopf.

„Nein, aus den Andeutungen Ihres Briefes ließ sich das nicht ersehen. Und wie sollte ich auf Sigismund gerathen haben, da ich doch nicht im Geringsten begreife, was das Alles bedeutet."

„So hören Sie! Ihr unerfahrener Bruder ist hier in schlechte Gesellschaft gerathen. Er hat hinter dem Rücken Ihrer Eltern lebhaften Verkehr mit Damen vom Theater unterhalten und sich dadurch schließlich zu leichtfertigen, ja, unehrenhaften Handlungen verführen lassen."

„Das ist nicht wahr!" fuhr Margarethe unwillig auf. „Es mag sein, daß er in seiner Unerfahrenheit und in seiner Neigung zur Schwärmerei etwas gethan hat, das thöricht ist; einer Schlechtigkeit aber, einer Ehrlosigkeit ist er nicht fähig."

„Daß Sie so von ihm denken, ist begreiflich, aber ich muß Ihren Glauben an die Makellosigkeit seines Charakters leider zerstören. Was er gethan hat, war nicht nur moralisch verwerflich, sondern es würde ihn im Fall einer Entdeckung auch vor den Strafrichter gebracht haben."

„Und was — was hat er begangen?"

„Er hat eine größere Summe unterschlagen, die ihm von seinem Chef, dem Bankier Norrenberg, zum Zwecke einer Zahlung anvertraut worden war. Sie werden trotz Ihrer Unkenntniß der betreffenden Gesetzesbestimmungen wissen, mein liebes Fräulein, daß solche Vergehen sehr

streng geahndet werden, um so strenger, wenn nicht die Noth, sondern lediglich ein Hang zu ausschweifenden Vergnügungen als Triebfeder der verbrecherischen Handlung anzusehen ist."

Die Bestimmtheit seiner niederschmetternden Mittheilung schloß ja eigentlich jeden Zweifel an ihrer Richtigkeit aus, aber Margarethe konnte sich doch immer noch nicht entschließen, daran zu glauben.

„Es ist unmöglich," beharrte sie. „Vielleicht spricht der Schein gegen ihn, oder er ist das Opfer eines unglücklichen Verhängnisses geworden. Er, der von jeher für seine Person so anspruchslos war und nie ein Bedürfniß nach besonderen Vergnügungen hatte —"

„Sie dürfen mich nicht mißverstehen. Ich sagte ja schon, daß auch ich ihn nur für einen Verführten halte. Lediglich die Schwäche seines Charakters war es, die ihn zu Fall gebracht hat. Die traurige Thatsache selbst bleibt aber leider bestehen, was man auch immer an mildernden Umständen für die Beurtheilung des Falles ersinnen mag. Und Ihr Bruder ist sich, wie Sie aus diesem Dokument ersehen mögen, der Schwere seines Vergehens vollkommen bewußt."

Er hatte seiner Brieftasche ein Papier entnommen, das er Margarethe überreichte. Dies Blatt war nun freilich eine furchtbare und unzweideutige Bestätigung alles dessen, was sie soeben gehört, denn da stand der Name Sigismund Ruthardt in der wohlbekannten Handschrift ihres Bruders unter einem Schuldbekenntniß von zweifelloser Klarheit.

Das kurze Schriftstück, welches mit der Bezeichnung „Schuldschein" versehen war, lautete:

„Hierdurch bestätige ich, daß ich am heutigen Tage von Herrn Rudolph Sandory eine Summe von zweitausend Mark als zinsfreies Darlehen empfangen habe, welchen

Betrages ich bedurfte, um eine von mir gegen den Bankier Herrn Franz Norrenberg begangene Unterschlagung in gleicher Höhe zu decken. Ich bekenne, daß ich ohne die Hilfe des Herrn Sandory einer Entdeckung meines Vergehens und einer gerichtlichen Bestrafung nicht mehr hätte vorbeugen können; es wird mir also eine Ehrenpflicht sein, das Darlehen zurückzuzahlen, sobald meine Mittel es mir gestatten."

„Das ist schrecklich!" brachte sie mit bebenden Lippen hervor. „Alles Andere hätte ich eher für möglich gehalten, als das."

Sandory verwahrte das Dokument wieder sehr sorgfältig in seiner Brieftasche. Eine ganze Weile gingen sie stumm nebeneinander her. Es war, als ob er die schreckliche Neuigkeit eine Zeitlang auf Margarethens Gemüth wirken lassen wolle, ehe er zu dem eigentlichen Zweck dieser Unterredung überging. Vielleicht auch wollte er sie nur durch sein Schweigen zwingen, ihn darnach zu fragen.

Und als ihr die Stille unerträglich wurde, sagte sie denn auch in der That: „Sie haben ihn also gerettet — die Gefahr einer Entdeckung ist nicht mehr vorhanden. Wie aber soll ich dann die Andeutungen in Ihrem Briefe verstehen, die mich so sehr beunruhigt haben? Es kann doch unmöglich Ihre Absicht gewesen sein, ihm an dem einen Tage beizustehen, nur um ihn an dem nächsten zu verderben."

„Eine solche Absicht liegt mir selbstverständlich ganz fern. Ich liebe den jungen Mann trotz seiner Fehler, als ob er mein Bruder wäre, und wie an einem Bruder gedachte ich an ihm zu handeln. Als er vor einigen Tagen völlig verzweifelt zu mir kam, fest entschlossen, sich der Schmach einer Bestrafung durch freiwilligen Tod zu entziehen, da würde ich, um ihn an der Ausführung eines solchen Entschlusses zu hindern, unbedenklich noch viel größere Opfer gebracht haben — nicht so sehr seinetwegen, als um

Ihres edlen Vaters willen, den ich aufrichtig verehre. Aber ich würde Beiden einen sehr schlechten Dienst geleistet haben, wenn ich mich einfach mit der Hergabe des Geldes, das ja für mich nur einen sehr geringfügigen Betrag darstellt, hätte begnügen wollen. Für jene charakterschwachen Naturen, denen Ihr Bruder nun einmal zugezählt werden muß, kann nichts so leicht verhängnißvoll werden, als der unerwartet glückliche Ausgang einer ersten Verirrung. In der Hoffnung, daß ein ähnlicher günstiger Zufall sich auch künftig noch zu rechter Zeit einstellen werde, unterliegen sie nur um so sicherer jeder neuen Versuchung. Die schwere Verantwortung für eine solche Folge meines Eingreifens durfte ich unmöglich auf mich nehmen. Aber es kostete mich harte Kämpfe, zu einem Entschluß zu gelangen. Der Bankier Norrenberg ist mir befreundet, und wenn ich ihn unter vertraulicher Mittheilung des Vorgefallenen ersucht hätte, den jungen Mann für die Folge strenger zu beaufsichtigen, ihm jedenfalls nie mehr eine erhebliche Geldsumme anzuvertrauen, so würde er wohl mir zu Liebe Ihrem Bruder nichts von seiner Kenntniß verrathen haben. Aber ich konnte mich doch nicht entschließen, diesen Weg einzuschlagen, denn Sigismund's Schuld hätte immerhin einen weiteren Mitwisser gehabt, und sein Prinzipal würde niemals aufgehört haben, ihn mit geheimem Mißtrauen zu betrachten."

„Wie gut ist es, daß Sie es nicht gethan haben!" fiel Margarethe aufathmend ein. „In einer wie bedauernswerthen Lage würde sich mein armer Bruder für alle Zukunft Herrn Norrenberg gegenüber befunden haben!"

„So blieb mir also nur noch die Möglichkeit, Herrn Doktor Ruthardt Alles zu offenbaren."

„Wie? Meinem Vater?" rief das junge Mädchen zum Tode erschrocken. „O, Sie kennen ihn nicht, Herr Sandory, wenn Sie daran im Ernst gedacht haben. So gut und

edel er ist, so streng und unerbittlich kann er auch sein. Ich habe es oft gehört, mit welcher Verachtung er sich über Leute ausgesprochen hat, die etwas Ehrloses begangen hatten. Er würde Sigismund sicherlich niemals verzeihen, würde sich gewiß für immer von ihm lossagen. Und welch' ein furchtbarer Kummer wäre es für ihn! Nein — nein — nein! Kein Pflichtgefühl konnte Ihnen gebieten, eine solche Grausamkeit zu begehen."

„Aehnliche Befürchtungen, mein liebes Fräulein, kamen auch mir, zumal es gerade der Gedanke an den Zorn seines Vaters war, der Ihrem Bruder seiner Versicherung nach die Selbstmordabsichten eingegeben hatte. Ich brachte also die Stimme meines Gewissens zum Schweigen und entschied mich für die letzte aller vorhandenen Möglichkeiten, nämlich dafür, künftighin selber die Aufsicht über die Lebensführung des schwachen jungen Mannes zu übernehmen. Es wäre eine schwere und verantwortliche Aufgabe gewesen, mit der ich mich da belastet hätte, aber ich glaube wohl, daß es mir möglich geworden wäre, sie mit gutem Gelingen zu lösen. Denn ich besitze das Vertrauen Ihres Bruders, und er ist im Grunde eine fügsame, leicht zu lenkende Natur. So würde ich sein Schifflein wohl glücklich an allen Klippen und Untiefen vorbei geführt haben, bis er moralisch hinreichend erstarkt wäre, um das Steuer selber zu lenken. Es wäre für ihn gewiß der annehmbarste Ausweg gewesen."

„Und warum sind Sie nun mit einem Male anderen Sinnes geworden?" fragte Margarethe in angstvoller Spannung. „Was hat Sie dahin gebracht, Ihren hochherzigen Entschluß zu bereuen?"

Sandory zauderte mit der Antwort, und es war wie ein leiser Klang von Wehmuth in seiner Stimme, als er endlich sagte: „Nicht weil ich ihn bereute, habe ich ihn aufgegeben, sondern weil ich über der Sorge für einen

Anderen ganz vergessen hatte, daß ich auch nur ein Mensch bin — ein schwacher Mensch mit einem fühlenden und leidenden Herzen."

„Sie müssen verzeihen, wenn ich Sie nicht verstehe. Können Sie sich nicht etwas deutlicher erklären?"

„Ich hätte es gern vermieden, Fräulein Ruthardt, denn ich habe Ihnen brieflich mein Wort gegeben, nur von der Angelegenheit Ihres Bruders zu sprechen, und ich möchte meinem Gelöbniß nicht untreu werden."

„Aber es handelt sich ja doch auch um nichts Anderes, als um ihn. Weshalb haben Sie mich hierher beschieden, wenn Sie nun in Räthseln zu mir sprechen wollen?"

„Wohl, Sie haben Recht. Und wir können ja auch die Beweggründe unerörtert lassen, die mich bestimmen, diese Stadt schon in den nächsten Tagen und auf Nimmerwiederkehr zu verlassen."

„Sie wollen fort — das stand schon in Ihrem Briefe. Und deshalb sollen nun mein Vater und mein armer Bruder für ihr ganzes Leben unglücklich werden?"

„Wenn Sie die Güte hatten, meiner früheren Darlegung mit einiger Aufmerksamkeit zu folgen, so werden Sie begreifen, daß ich eine Verantwortung für die weiteren Geschicke des jungen Herrn Ruthardt nur so lange auf mich nehmen kann, als ich in seiner Nähe weile. Mit dem Augenblick, da ich von hier abreise, ist auch meine Macht über Ihren Bruder zu Ende, und darum muß ich — nachdem ich mich einmal in einem gewissen Sinne zu seinem Mitschuldigen gemacht habe — in jenem Augenblick die Aufgabe, ihn zu überwachen, in andere Hände legen."

„Sie wollen also, ehe Sie fortgehen, mit meinem Vater sprechen und ihm dies schreckliche Papier zeigen, wie Sie es mir gezeigt haben?"

„Es ist meine Pflicht, Fräulein Ruthardt, eine Pflicht,

der ich mich nur auf Kosten meiner eigenen Gewissensruhe entziehen könnte."

„Aber es darf nicht geschehen — niemals darf es geschehen! Ihre Absicht ist gewiß die allerbeste, denn Sie haben sich ja bis jetzt sehr edel und freundschaftlich gegen meinen Bruder benommen; aber Sie würden mit einem solchen Schritt gerade das Gegentheil von dem erreichen, was Sie beabsichtigen. Mein Vater würde ihn verstoßen, so daß er fortan ganz sich selbst überlassen wäre. Wir Anderen aber, die wir doch völlig unschuldig sind, würden mit ihm unglücklich werden. Sie können nicht bei Ihrem Vorsatz beharren, wenn ich Sie bitte — recht von Herzen bitte, davon abzustehen."

„Fordern Sie mein Vermögen, Fräulein Margarethe, fordern Sie mein Leben, und ich werde mich nicht weigern, es hinzugeben! Eine Bitte wie diese aber kann ich nicht erfüllen. Der Wahlspruch meines Lebens lautet: ‚Zuerst die Pflicht!' Bis zu dieser Stunde bin ich ihm niemals mit Bewußtsein untreu geworden. Es würde mich für immer aller Selbstachtung berauben, wenn ich gerade in diesem Fall schwach genug wäre, dem Drängen meines unvernünftigen Herzens nachzugeben."

Der schmerzlich bewegte Ton, in dem er das sagte, nahm ihr noch mehr als der Inhalt seiner Worte die Hoffnung, daß es ihr gelingen werde, ihn von seinem unglückseligen Vorhaben abzubringen. Dennoch gab sie den Versuch nicht ohne Weiteres auf. Große Thränen zitterten an ihren Wimpern, während sie ihm neue, noch beweglichere Vorstellungen machte, und mit aller Festigkeit, die sie noch in den Klang ihrer Stimme zu legen vermochte, erklärte sie endlich, daß sie selber die Bürgschaft für ihres Bruders künftige Rechtschaffenheit übernehmen wolle.

Aber es war Alles vergeblich, denn Sandory schüttelte mit wehmüthig-ernstem Lächeln den Kopf.

„Sie bedenken nicht, mein verehrtes Fräulein, daß Sie da etwas versprechen, was über Ihr Vermögen geht. Ihr Bruder würde Ihnen in der Folge seine Geheimnisse ebenso wenig anvertrauen, als er es bisher gethan hat, und Sie würden von einer neuen Verirrung sicherlich erst erfahren, wenn es zu spät wäre, die Folgen abzuwenden. Das ist keine Aufgabe für ein junges Mädchen. Nur Ihrem Vater kann sie zufallen, nachdem es mir leider unmöglich geworden ist, sie durchzuführen."

Da endlich konnte die Frage nicht mehr unausgesprochen bleiben, die sie so lange in einer fast instinktiven Scheu unterdrückt hatte.

„Und warum ist es Ihnen unmöglich? Weshalb müssen Sie nun plötzlich fort, während es doch noch vor Kurzem Ihre Absicht war, sich dauernd in Waldenberg niederzulassen?"

„Was sind Hoffnungen, was sind Entwürfe, Fräulein Margarethe! Ich glaubte ja auch, damit fertig zu werden; aber es geht nicht, es ist stärker als ich. Ich muß in einer neuen Umgebung, in Abenteuern und Gefahren Vergessenheit zu finden suchen für den Gram, den ein kläglich zerronnener Glückstraum in mir hinterlassen."

Margarethens Kopf hatte sich tief gesenkt, so daß Sandory nicht erspähen konnte, was bei seinen elegisch klingenden Worten in ihren Zügen vorging. Aber er mußte seiner Sache trotzdem sehr sicher sein, denn er wartete ruhig darauf, daß sie eine weitere Frage thun würde. Und er wartete in der That nicht vergebens.

„Es mag Ihnen sehr thöricht vorkommen, Herr Sandory," sagte sie nach einem langen Schweigen so leise, daß er sich nun wirklich herabbeugen mußte, um sie zu verstehen, „aber ich möchte Sie doch fragen, ob Ihr Entschluß, abzureisen, vielleicht in irgend welchem Zusammenhange steht mit — mit meiner Person?"

„Das können Sie noch fragen?" gab er zurück, und kein Schauspieler hätte den bitteren Schmerz einer verschmähten Liebe überzeugender zum Ausdruck bringen können. „Ich wollte Sie nicht mehr damit belästigen, und es kommt mir gewiß nicht in den Sinn, Ihnen einen Vorwurf daraus zu machen — aber darüber, daß ich nur Ihretwegen mein unstetes Wanderleben wieder aufnehme, konnten Sie doch wahrlich nicht im Zweifel sein."

„Und so wäre ich es — ich, auf die alle Schuld für den Jammer fiele, den Ihre Abreise nach sich ziehen soll? O, das ist grausam! So hart können Sie sich nicht an einem wehrlosen Mädchen rächen wollen!"

„Wer spricht von Rache, Fräulein Ruthardt! Sie haben mich schroff und bestimmt zurückgewiesen, als ich Ihnen in einem unbewachten Augenblick die heißen Empfindungen meines Herzens verrieth. Das war namenlos schmerzlich für mich; aber es war unzweifelhaft Ihr gutes Recht, und ich müßte ein ganz erbärmlicher Geselle sein, wenn ich den Wunsch hätte, mich dafür an Ihnen zu rächen. Aber ich kann nicht länger in Ihrer Nähe leben, nachdem ich weiß, daß es für mich nichts mehr zu hoffen gibt, ich kann nicht die Luft derselben Stadt mit Ihnen athmen, kann das Haus nicht sehen, unter dessen Dache Sie verweilen, ohne daß es immer auf's Neue wie mit scharfen Messern in meinem Herzen wühlt. Meine Liebe zu Ihnen ist nicht von jener leichten Art, die sich mit einer Abweisung abfindet wie mit einer beliebigen anderen vereitelten Hoffnung. Ich werde an der Enttäuschung unter allen Umständen zu tragen haben bis an mein Lebensende; aber wenn ich hier bliebe, würde ich wahrscheinlich eines schönen Tages verrückt darüber werden."

Er sprach jetzt ohne alles Pathos, in einem weichen, natürlich klingenden Ton, der etwas sehr Eindringliches und Ueberzeugendes hatte. Ueber Margarethe ging ein

Erschauern, und mächtig drängte das Blut nach ihrem Herzen. Daß er sie so lieben könnte — nein, das hätte sie nimmermehr für möglich gehalten. Es war etwas Beängstigendes für sie in dem Gedanken und doch zugleich etwas Berauschendes, etwas, das sie insgeheim beinahe wünschen ließ, er möchte noch weiter so zu ihr reden.

Und der schöne dunkelbärtige Mann an ihrer Seite wußte, daß jetzt der rechte Augenblick gekommen war, die so lange bewahrte Zurückhaltung aufzugeben. Als bereite es ihm ein schmerzliches Vergnügen, die frischen Wunden in seinem Herzen von Neuem bluten zu machen, sprach er ihr mit all' der warmen, bilderreichen Beredtsamkeit, die durch sein biegsames Organ nur um so unwiderstehlicher wurde, fort und fort von seiner Liebe, die für ihn schon seit Wochen gleichbedeutend geworden sei mit seinem Dasein überhaupt. Nicht um seine Zuhörerin zu gewinnen, denn er schien die erlittene Zurückweisung noch immer als eine unwiderrufliche zu betrachten, sondern als ob es ihm lediglich darum zu thun sei, die Beleidigung, die er ihr auf dem Kostümfest zugefügt, in einem milderen Lichte erscheinen zu lassen, schilderte er ihr die unbezwingliche Macht dieser Leidenschaft, die blitzartig über ihn gekommen sei, als er sie hier in dieser nämlichen Straße zum ersten Male gesehen, die bei jeder neuen Begegnung mächtiger in ihm aufgeflammt sei, und deren verzehrende Gluthen nicht eher in ihm erlöschen würden, als mit seinem letzten Athemzuge. Um ihretwillen allein war er in Waldenberg geblieben, das er ursprüglich schon nach kurzem Aufenthalt wieder hatte verlassen wollen; um ihretwillen allein hatte er, der verwöhnte Weltmann, sich in die engen Verhältnisse der kleinen Stadt gefunden, und um ihretwillen würde er mit Freuden sein Leben hier beschlossen haben, wenn ihm das köstliche Glück zu Theil geworden wäre, ihre Liebe zu gewinnen.

Margarethe hatte ihn nicht unterbrochen, aber Sandory selbst schien mit einem Male zu der Erkenntniß zu kommen, wie zwecklos das Alles sei.

„Verzeihen Sie mir, Fräulein Margarethe!" bat er. „Ich habe mich gegen meine ursprüngliche Absicht hinreißen lassen, von Dingen zu sprechen, die Ihnen nur peinlich sein können. Doch Sie sind nun auch für alle Zukunft davor gesichert. Ich glaube nicht, daß wir uns jemals im Leben wiedersehen werden."

„Das ist Ihr unwiderruflicher Entschluß? Und wann wollen Sie reisen?"

„Morgen. Ich würde den Anschluß an den nächsten Dampfer des ostasiatischen Lloyd sonst nicht mehr erreichen."

„Wenn ich Sie nun aber bäte, mir zu Liebe noch eine kurze Zeit zu bleiben?"

„Ihnen zu Liebe? O, Sie ahnen nicht, mein Fräulein, wie viel Grausamkeit gegen mich in diesen kleinen drei Worten ist. Was thäte ich nicht Ihnen zu Liebe! Und doch — könnten Sie Ihre Macht über mich mißbrauchen, um meine Qualen zwecklos zu verlängern?"

„Aber es — es könnte doch vielleicht sein — daß ich — daß ich während dieser Zeit — zu einer anderen — ach, ich weiß ja nicht, wie ich es Ihnen sagen soll —"

Sie war in Thränen ausgebrochen. Stürmisch erfaßte Sandory ihre Hand und zog sie von dem zuckenden Gesichtchen herab.

„Ist es denn möglich, daß ich Sie recht verstehe, Margarethe? So wäre doch noch nicht alle Hoffnung für mich verloren? Es gibt eine Stimme in Ihrem Herzen, die für mich spricht? O, ich beschwöre Sie, seien Sie aufrichtig gegen mich! An Ihren Lippen hängt in diesem Augenblick vielleicht die Entscheidung über mehr als ein Menschenschicksal."

Nur die furchtbare, rathlose Seelenangst war es gewesen, die Margarethen jene letzten Worte erpreßt hatte. Sie hatte gewiß nicht die Absicht gehabt, ihm irgend welche Versprechungen zu machen, denn unter all' den widerstreitenden Gedanken und Empfindungen, die in ihrer jungen Seele um die Herrschaft kämpften, war die stärkste doch noch immer ein unbezwingliches Grauen vor der Leidenschaft dieses Mannes, deren wilde Gluth sie gefühlt hatte, als er sie sekundenlang in seinen Armen gehalten.

Nun aber hatte er sie mit einer klug berechneten Wendung wieder an den eigentlichen Zweck ihrer Hierseins, an die schreckliche Verantwortung erinnert, die sie mit einer verneinenden Erwiederung auf sich nahm. Mit einer furchtbaren Deutlichkeit sah sie das Bild ihres unglücklichen Bruders vor sich, wie er mit durchschossener Stirn leblos am Boden lag; und dann erinnerte sie sich an die kummervolle Falte, die sie heute Morgen zwischen ihres Vaters Augenbrauen gesehen; sie dachte an den bitteren Schmerz, der ihm bereits durch den tückischen Verrath seines ehemaligen Freundes zugefügt worden war, und es stand plötzlich als eine unumstößliche Gewißheit in ihr fest, daß für sie kein Opfer zu schwer sein dürfe, um den neuen, härteren Schlag von seinem Haupte abzuwenden.

„Lassen Sie mich nicht in dieser Ungewißheit, Margarethe!“ drängte Sandory von Neuem. „Sie haben gehört, daß ich alle meine Hoffnungen begraben, daß ich jeden vermessenen Gedanken an Ihren Besitz aufgegeben hatte. Darum wecken Sie nicht aus flüchtigem Mitleid in mir eine beglückende Zuversicht, die sich später abermals als Täuschung erweisen könnte. Zum zweiten Male — das schwöre ich Ihnen — könnte ich solche Täuschung nicht überwinden. Wenn Sie mich jetzt auffordern, zu bleiben, so werde ich Sie überhaupt nie mehr verlassen, denn durch eine solche Aufforderung hätten Sie sich mir für immer

zu eigen gegeben. Darum frage ich noch einmal, Margarethe: soll ich gehen?"

Er hielt noch immer ihre Hände fest, und es war ihr, als ob von dort aus ein Gluthstrom durch ihren Körper riesele. Sie drehte den Kopf zur Seite, um ihm ihr Gesicht nicht zeigen zu müssen, und ihre Kindesliebe gab ihr den Muth, das entscheidungsschwere Wort auszusprechen, bei dessen Klang sie zusammenzuckte, als wäre es nicht von ihren eigenen, sondern von fremden Lippen gekommen.

„Nein!"

„Mein theures, geliebtes Mädchen!" flüsterte er. „Mein Kleinod! Meine Braut! So darf ich denn bei Deinem Vater um Dich werben?"

Margarethe hatte ihre Hände freigemacht und erglühend das Taschentuch an die Augen gedrückt, denn sie sah erst jetzt, daß Jemand die Straße heraufkam, der sie möglicherweise schon minutenlang beobachtet haben konnte.

„Lassen Sie mir Zeit!" flehte sie leise. „Nur noch ein paar Tage, damit ich mich in dies Alles hineinfinden kann. Ich werde es Ihnen ganz gewiß sagen, wenn der rechte Zeitpunkt gekommen ist."

„Du darfst über mich befehlen, wie es Dir gefällt, meine süße, kleine Herrin! Aber Du wirst meine heiße Sehnsucht nicht allzu hart auf die Probe stellen — nicht wahr?"

„Und mein Bruder? Sie werden seinen Fehltritt nun keinem Menschen mehr verrathen — am wenigsten meinem Vater?"

„Da ich nicht aus Waldenberg fortgehe, bin ich glücklicherweise nicht mehr dazu gezwungen. Ich werde ihm von nun an im wahren Sinne des Wortes ein Bruder sein. Das häßliche Geheimniß aber bleibt zwischen uns Dreien begraben."

Er begleitete sie bis an die alte Stadtmauer zurück,

wo sie ihn dringend bat, sie jetzt zu verlassen. Die Nähe vieler Vorübergehender hinderte ihn zu ihrer namenlosen Erleichterung an jedem Versuch einer Liebkosung, und so hastig machte sie sich von ihm los, daß ihm nicht einmal Zeit blieb, sie um ihre Einwilligung zu einem neuen Stelldichein zu befragen.

Rudolph Sandory aber war mit dem Gang der Ereignisse trotzdem vollauf zufrieden. Lächelnden Antlitzes begab er sich zum Frühstück in sein Hotel, und während er über den Marktplatz ging, sagte er vor sich hin: „Sie hat richtig während der ganzen Zeit hinter dem Fenstervorhang gestanden. Nun wird innerhalb der nächsten vierundzwanzig Stunden wohl so ziemlich die ganze Stadt von meiner Zusammenkunft mit der kleinen Grethe zu erzählen wissen."

Fünfzehntes Kapitel.

Das Glas Portwein, das sich Franz Norrenberg alltäglich zum Frühstück aus einer benachbarten Restauration in sein Komptoir bringen ließ, war heute unangerührt geblieben. Schlaff und verfallen saß der Bankier in seinem Schreibstuhl. Auch der rastlose Arbeitstrieb, dem seine Willenskraft bisher noch immer zum Siege über die stetig zunehmende körperliche Schwäche verholfen hatte, schien allmälig einzuschlummern. Ein großer Theil der Morgenpost lag noch unerledigt vor ihm auf der Platte des Schreibtisches, und wenn er sich auch von Zeit zu Zeit aufraffte, um in der unterbrochenen Thätigkeit fortzufahren, so legte sich ihm doch jedesmal schon nach Verlauf von wenig Minuten die dumpfe, lähmende Müdigkeit wieder auf Kopf und Glieder.

Da wurde an die verschlossene Thür geklopft, die aus dem Kabinet auf den Treppenflur hinaus führte. Mit

einem Stöhnen fuhr Franz Norrenberg empor. Das harte, kurze Pochen, das er nur zu gut kannte, wirkte auf seine Nerven, als hätte man mit einem eisernen Hammer unbarmherzig an sein krankes, schmerzendes Gehirn geklopft. Angstvoll irrte sein Blick umher, wie wenn er halb unbewußt nach einem Ausweg suche zur Flucht; dann aber, da der Einlaß Heischende sein Begehren noch ungestümer wiederholte, erhob er sich mühsam vollends, um zu öffnen.

„Ich glaubte, Sie hätten Besuch, da Sie mich so lange warten ließen," sagte Rudolph Sandory statt des Grußes. „Es ist übrigens das letzte Mal, daß ich hier hinten anklopfe. Diese Geheimnißkrämerei ist geradezu lächerlich."

„Versprechen Sie mir lieber, daß der heutige Besuch überhaupt Ihr letzter sein soll," erwiederte Norrenberg matt. „Ich muß gestehen, daß ich nicht erwartet hatte, Sie noch einmal hier zu sehen. Was können Sie denn jetzt noch von mir wollen?"

„Sie sollen es gleich erfahren. Zuerst etwas Geschäftliches! — Sie werden mir alle diese Effekten abkaufen. Ich habe die Umrechnung bereits besorgt. Es sind nach dem gestrigen Kurse genau zweihundertundvierzehntausend siebenhundert und sechzig Mark. Ich wünsche den ganzen Betrag in barem Gelde und zwar möglichst in Tausendmarkscheinen zu erhalten."

„Es ist unmöglich! Sie können sich denken, daß ich eine so große Barsumme nicht in Bereitschaft habe."

Sandory zog das versiegelte Packet, das er auf den Schreibtisch geworfen hatte, wieder zu sich heran.

„Ich gebe Ihnen also bis morgen Zeit, sie zu beschaffen. Senden Sie einen Ihrer Buchhalter mit dem Gelde in mein Hotel! Ich werde dem Ueberbringer alsdann die Effekten, deren Verzeichniß ich Ihnen hier zurücklasse, einhändigen."

„Aber ich weiß in der That nicht, ob es mir möglich sein wird —"

„Lassen Sie uns nicht viel unnütze Worte machen," wehrte Sandory kurz und fast befehlend ab. „Das Geschäft muß innerhalb der nächsten vierundzwanzig Stunden erledigt sein — hören Sie? Es muß erledigt sein. Was soll es also helfen, des Langen und Breiten darüber zu schwatzen!"

Der Bankier überflog das Verzeichniß der Werthpapiere und verwahrte es in einem Fach seines Schreibtisches. Es war eine stumme Erklärung des Einverständnisses, die dem Anderen vollkommen zu genügen schien; denn er betrachtete den Gegenstand ihres bisherigen Gespräches nunmehr offenbar als abgethan. Sich ein wenig in seinen Stuhl zurücklehnend und Franz Norrenberg fest in's Gesicht blickend, sagte er plötzlich in scharfem, feindseligem Tone: „Und nun zu etwas Persönlichem! Sie haben hinter meinem Rücken irgend eine Schurkerei angezettelt, weil Sie mich damit los zu werden hofften. Begehen Sie nun wenigstens nicht noch obendrein die Feigheit, es zu leugnen."

Der kranke, gebrochene Mann war viel zu stumpf und müde, um auch seinerseits eine kampfbereite Haltung anzunehmen.

„Ich wüßte nicht, was es da für mich abzuleugnen gäbe," erwiederte er beinahe theilnahmslos, „denn ich habe nichts gegen Sie unternommen."

„Sie haben die Staatsanwaltschaft oder die Waldenberger Polizei also nicht auf mich aufmerksam gemacht — haben keine anonyme Anzeige gegen mich erstattet oder durch Andere erstatten lassen?"

„Ich müßte von Sinnen gewesen sein, wenn ich es gethan hätte. Würde Ihr Verderben denn nicht auch das meinige sein?"

Sandory durchbohrte ihn fast mit den Augen; aber

der Ausdruck dieses schlaffen, gelben, von unheilbarer Krankheit gezeichneten Gesichts schien seinen ersten Verdacht zu entkräften.

„Wenn das die Wahrheit ist, dann haben Sie etwas noch Schlimmeres gethan — Sie haben geschwatzt."

„Nein. Was bringt Sie denn überhaupt auf eine solche Vermuthung?"

„Das will ich Ihnen sagen. Ich erhielt in der Frühe des heutigen Tages eine Vorladung vor das Polizeiamt, der ich natürlich sofort Folge leistete. Der Schwachkopf, dem man in diesem Krähwinkel die Leitung dieser Behörde anvertraut hat, fühlte plötzlich ein lebhaftes Bedürfniß, sich über meine persönlichen Verhältnisse und besonders über meine Vergangenheit zu unterrichten. Da man meine Papiere schon einmal gleich nach meiner Ankunft geprüft und selbstverständlich in bester Ordnung gefunden hatte, wagte er es nicht recht, mich als verdächtiges Individuum zu behandeln. Er bemühte sich vielmehr, bei seinen Fragen äußerst fein und diplomatisch zu Werke zu gehen; aber er war zu seinem Schaden bei Weitem der Dümmere von uns Beiden. Obwohl er ohne Zweifel entschlossen gewesen war, es mir zu verschweigen, wußte ich doch schon nach den ersten fünf Minuten, daß ich in einer anonymen Denunziation beschuldigt worden sei, einen falschen Namen zu führen und eine schwere Strafthat auf dem Gewissen zu haben. In wem aber sollte ich den Urheber dieses Schurkenstreiches vermuthen, wenn nicht in Ihnen, dem einzigen Menschen, der über meine Vergangenheit unterrichtet ist?"

Franz Norrenberg lauschte mit weit vorgeneigtem Oberkörper. Alle Stadien höchster Seelenangst ließen sich in dem Spiel seiner Gesichtsmuskeln verfolgen.

„Ich wiederhole, daß ich keinen Antheil daran habe," stieß er keuchend hervor. „Aber weiter — was ist weiter

geschehen? Es ist nichts entdeckt worden? Sie wurden unbehelligt entlassen?"

Sandory lächelte verächtlich. „Auf einen alten Fuchs muß man andere Hunde hetzen, als einen asthmatischen Mops, wenn man ihn fangen will. Unsere Unterhaltung hatte keine andere Folge, als daß die Herren von der Polizei bei ihrer Beendigung noch viel höflicher waren, als bei ihrem Beginn."

„Und Sie glauben, daß damit die Gefahr nun wirklich vorüber sei?"

„Ich weiß es nicht; denn ich konnte über den Inhalt der Denunziation keine volle Gewißheit erlangen. Ich vermuthe, daß sie direkt an die Staatsanwaltschaft gerichtet worden ist. Und man müßte eben abwarten, ob von dort aus weitere Schritte geschehen."

„Wie? Das wollen Sie abwarten? Ja, sehen Sie denn nicht ein, daß es unter solchen Umständen für Sie keine andere Rettung mehr gibt, als schleunige Flucht? Ich werde Ihnen auf Ihre Effekten sofort Alles geben, was sich an barem Gelde in meinen Kassen befindet, und den Rest werde ich Ihnen morgen unter irgend einer sicheren Adresse nachsenden. Nur fort müssen Sie, auf der Stelle fort!"

„Ereifern Sie sich nicht ohne Noth!" unterbrach ihn Sandory kalt. „Es sieht aus, als ob solche Aufregung Ihnen ernstlich schaden könnte. Was ich zu thun oder zu lassen habe, weiß ich ganz genau, und Sie wären gewiß der Letzte, von dem ich mich berathen ließe. Noch einmal frage ich Sie: haben Sie mich an irgend Jemand verrathen?"

„Nein — nein! Es ist ja doch mein eigenes Interesse, das mir Schweigen auferlegt."

„Sie haben also zu keinem Menschen von meiner Vergangenheit gesprochen, auch nicht zu Ihrer Tochter?"

Franz Norrenberg wollte mit derselben hastigen Verneinung antworten; doch unter Sandory's durchdringendem Blick blieb ihm das Wort in der Kehle stecken. Er wandte sein Gesicht ab, um diesen Blick nicht länger ertragen zu müssen, und sank noch hilfloser in sich zusammen.

„Also Fräulein Dora!“ fuhr der Andere mit unheimlicher Ruhe fort. „Und was haben Sie ihr erzählt?“

Da raffte der Bankier noch einmal all' seine Kraft zusammen. „Sie sind im Irrthum, wenn Sie glauben, daß meine Tochter die Denunziantin gewesen sei. Das ist ein wahnwitziger Gedanke! Woher nehmen Sie das Recht, ihr eine solche Handlungsweise zuzutrauen?“

„Aus meiner Kenntniß des weiblichen Herzens. Ein verschmähtes Weib ist noch ganz anderer Dinge fähig, selbst wenn es von Haus aus weniger furienhaft veranlagt wäre, als Ihr schönes Töchterchen.“

„Ein verschmähtes Weib? Sie hätten also meine Dora verschmäht — Sie?“

„Ich war leider durch die Umstände dazu genöthigt. Aber wir wollen uns nicht mit der Erörterung von nebensächlichen Dingen aufhalten. Die Beweggründe der jungen Dame liegen für mich so klar zu Tage, daß es keines Streites darüber bedarf. Es handelt sich für mich nur noch darum, zu erfahren, inwieweit sie mir mit ihren Rachegelüsten gefährlich werden kann. Also offen und ohne Hinterhalt: was haben Sie ihr erzählt?“

Franz Norrenberg wand sich auf seinem Stuhl wie in körperlichen Schmerzen.

„Es war beinahe nichts, was ich ihr gesagt habe,“ stöhnte er, „einige allgemeine Andeutungen, die nichts Bestimmtes errathen ließen. Ich hatte ja kein anderes Mittel mehr, sie aus dem Bann dieser unglückseligen Neigung zu befreien. Und vor meiner Vaterpflicht mußten am Ende doch alle Rücksichten verstummen.“

„Ich habe keine Veranlassung, mich mit Ihnen über Ihre Vaterpflichten auseinander zu setzen. Ueber Ihre Pflichten gegen mich aber werden wir sogleich in's Reine kommen. Zuvor nur noch eine Frage — und ich rathe Ihnen gut, wenn ich Ihnen empfehle, sie der Wahrheit gemäß zu beantworten: kennt Ihre Tochter den Namen, den ich damals führte, und weiß sie irgend etwas, das die Behörden bei weiteren Nachforschungen auf die richtige Fährte leiten könnte?"

„Nein — ich schwöre es Ihnen — nein! Ich habe ihr gesagt, daß es einen dunklen Punkt in Ihrer Vergangenheit gebe — sonst nichts! Und schon deshalb kann es nicht Dora gewesen sein, die jene Anzeige gegen Sie erstattet hat."

„Dann wäre also noch nichts verloren, und meine schöne Freundin hätte zu früh triumphirt. Selbstverständlich wird die Reihe des Verhörtwerdens nun an Sie kommen."

„An mich?" rief Norrenberg, sich mit beiden Händen an die Armlehne seines Sessels klammernd. „Hat man Ihnen auf der Polizei das gesagt?"

„O nein, so dumm ist man dort doch nicht gewesen. Aber man braucht nicht eben viel Scharfsinn, um zu diesem Schluß zu gelangen. Wenn Fräulein Dora sich nicht stark genug fühlte, mich aus eigener Kraft völlig zu vernichten, so hat sie diese ehrenvolle Aufgabe unzweifelhaft Ihnen zugedacht. Ich möchte wetten, daß Sie noch heute den Besuch eines Geheimpolizisten oder irgend eine Vorladung erhalten werden, um über Ihre angebliche Mitwissenschaft Auskunft zu ertheilen."

Der Bankier starrte wie ein Geistesabwesender vor sich hin. „Das wäre das Ende," kam es von seinen blutlosen Lippen. „Lieber den Tod!"

„O, es ist durchaus nichts Fürchterliches dabei. Sie

brauchen ja nur zu erklären, daß an jener Denunziation kein wahres Wort ist, und daß Sie von meiner Vergangenheit nur die allerschönsten und schmeichelhaftesten Dinge wissen. Wir haben uns bei früheren Unterhaltungen hinlänglich darüber verständigt, wie den Leuten unsere alte Freundschaft zu erklären sei, und dabei müssen Sie natürlich jetzt auch den Behörden gegenüber bleiben."

Aber der Andere schüttelte verzweifelnd den Kopf. „Ich könnte es nicht — schon der Gedanke an ein Verhör bringt mich fast um den Verstand. Ich habe nicht mehr Ihre Spannkraft und Widerstandsfähigkeit — Sie sehen ja, ich bin ein kranker Mann."

„Das sehe ich allerdings; aber ich habe, wie Sie begreifen werden, keine Lust, darunter zu leiden. Und nun geben Sie wohl Acht auf das, was ich Ihnen sagen werde, denn es dürfte sich mir nicht leicht eine Gelegenheit bieten, es zu wiederholen. Es ist im eigentlichsten Sinne des Wortes Ihr und Ihrer Tochter Schicksal, das Sie da in den Händen halten. Ob man uns wegen jener alten Geschichte jetzt noch den Prozeß machen könnte, ist fraglich; aber ich will nicht genöthigt sein, Waldenberg als ein Geächteter zu verlassen. Mehr als je bin ich entschlossen, meinen Platz in der guten Gesellschaft dieser Stadt zu behaupten. Welchen Grund ich dazu habe, mag Ihnen gleichgiltig sein. Es muß Ihnen genügen, daß ich es will. Gerade jetzt, wo ich auf dem Punkte bin, ein mit ungewöhnlichen Opfern und Mühen erstrebtes Ziel zu erreichen, würde ich den als meinen Todfeind ansehen, der mich absichtlich oder unabsichtlich um den Preis meiner Anstrengungen betröge. Und ich bin nicht der Mann, Nachsicht gegen meine Feinde zu üben. Selbst wenn man mich schon in der nächsten Stunde verhaftete, würde ich noch Zeit genug finden, Sie und Ihre Tochter erbarmungslos zu Grunde zu richten. Meine Vorbereitungen dazu

sind getroffen, und nun ist es in Ihre Macht gegeben, ob das Verhängniß über Ihr Haus hereinbrechen oder ob es gnädig daran vorübergehen soll. Der Augenblick, der mich nöthigt, von hier abzureisen, besiegelt Ihr Verderben. Sagen Sie das Ihrer schönen Tochter und hüten Sie sich, es zu vergessen, wenn Sie demnächst in die Lage kommen, Auskunft über mich zu ertheilen! Ich habe Versprechungen wie diese bisher noch nie unerfüllt gelassen. — Und nun genug! Morgen Mittag pünktlich um zwölf Uhr erwarte ich im ‚König von Spanien' Ihren Abgesandten mit dem Gelde. Es wird unser letztes Finanzgeschäft sein, und ich werde Sie dabei nicht betrügen." —

Auch als der Besucher ihn längst verlassen hatte, saß Franz Norrenberg noch immer als ein Bild des Jammers fassungslos vor seinem Schreibtisch. Wenn alles dies ihn vor zwei oder drei Jahren getroffen hätte, als er noch ein gesunder Mann und im Vollbesitz seiner Kräfte war, so würde er gewiß damit fertig geworden sein. Ja, er hätte dann auch wohl ein Mittel gefunden, sich des schrecklichen Peinigers schon am Tage seiner Ankunft wieder zu entledigen. In seinem jetzigen Zustande aber dachte er nicht einen Augenblick mehr daran, sich mit dem überlegenen Gegner zu messen. Von dem ganzen Gespräch, das sie soeben geführt hatten, war ihm eigentlich nichts Anderes im Gedächtniß haften geblieben, als die düsteren Drohungen seines ehemaligen Genossen. Er zweifelte so wenig an ihrer Ernsthaftigkeit, als an Sandory's Macht, sie zur Ausführung zu bringen. Und wenn er auch für seinen eigenen kargen Lebensrest vielleicht nichts mehr gefürchtet hätte — die Vorstellung, daß auch sein geliebtes Kind rettungslos in seinen tiefen Fall mitgezogen werden würde, zerriß ihm die Seele.

Er glaubte ja noch immer nicht daran, daß Dora die Verrätherin gewesen sei. Noch in derselben Stunde, wo

er ihr die Augen über den wahren Charakter des Mannes geöffnet hatte, an dem sie mit so unbegreiflicher Leidenschaft hing, war er, von Angst und Reue gefoltert, zu ihr zurückgekehrt und hatte sie beschworen, seine Mittheilungen als ein unverbrüchliches Geheimniß zu bewahren. Und nun sollte sie trotzdem jene heimtückische-Handlung begangen haben? An was in aller Welt hätte er dann noch glauben können, wenn sein flehentlicher Appell an ihre Kindesliebe so wenig Eindruck auf sie gemacht hatte, und wenn sie einer so unedlen, unweiblichen Rache fähig war? Für diese Tochter hatte er Jahr um Jahr im Schweiße seines Angesichts gearbeitet wie ein Tagelöhner, sie hatte keinen Wunsch gehabt, den er nicht erfüllt, keine Laune, der er sich nicht willig unterworfen hätte — und dies sollte nun sein Lohn sein? Nein, das war undenkbar, unmöglich!

Dann aber konnte ja auch Niemand auf den Gedanken kommen, ihn um Auskunft anzugehen. Eine ganz schwache Hoffnung, daß ihm das Schrecklichste vielleicht dennoch erspart bleiben würde, begann sich allgemach in ihm zu regen. Er fing an, das Gefährliche seiner Schwäche zu fühlen. Noch einmal raffte er Alles zusammen, was ihm von seiner einstigen Willenskraft geblieben war, und wie um sich selber durch den Klang seiner Stimme Muth zu machen, sagte er ganz laut: „Nun will ich arbeiten — es ist genug gegrübelt und gesorgt."

Auf einen Zug stürzte er das Glas Portwein hinab, obwohl er zuvor einen starken Widerwillen gegen das süßliche Getränk hatte niederkämpfen müssen. Seine geschwächten Nerven empfanden die Wirkung des Alkohols rascher und lebhafter, als die eines Gesunden. Ein trügerisches Gefühl von wiederkehrender Rüstigkeit durchströmte seinen Körper, während er sich auf's Neue dem kleinen Häuflein von Briefen zuwandte, das noch der Erledigung harrte.

Es waren trockene geschäftliche Korrespondenzen, und er brauchte sein Gehirn nicht anzustrengen, um sie mit den kurzen Bemerkungen für die Buchhalter zu versehen, denen sie später zur Bearbeitung zugewiesen werden sollten.

Da fiel ihm ein noch uneröffneter Brief in die Hände, dessen Schriftzüge ihn stutzig machten. Er kannte sie gut, denn erst vor wenig Tagen hatten ihm dieselben pedantisch regelmäßigen Buchstaben eine der bittersten Stunden seines Lebens bereitet. Das Schreiben rührte von Georg Lengfeld her; darüber hatte er von vornherein nicht den geringsten Zweifel. Was aber konnte ihm der Staatsanwalt jetzt noch mitzutheilen haben?

Er zauderte lange, bevor er den Umschlag löste — dann aber riß er ihn mit einem Male ungestüm herab und las:

„Sehr geehrter Herr!

Rücksichten persönlicher Natur bestimmen mich, Ihnen auf diesem, zunächst nicht amtlichen Wege zu eröffnen, daß an die Staatsanwaltschaft des Waldenberger Landgerichts, und zwar zu meinen Händen, eine anonyme Denunziation gelangt ist, in der auch Ihres Namens Erwähnung geschieht. Ich habe einigen Grund zu vermuthen, daß Ihnen der Verfasser oder die Verfasserin des Schriftstückes nicht unbekannt ist, glaube indessen, diesen Umstand so lange unerörtert lassen zu dürfen, als ich durch meine Amtspflicht nicht geradezu genöthigt werde, Nachforschungen nach der Person des Einsenders oder der Einsenderin anstellen zu lassen. Dagegen muß ich — wenn auch mit einem gewissen inneren Widerstreben, dessen letzte Ursache Sie begreifen werden — zu Ihrer Kenntniß bringen, daß in der erwähnten Zuschrift schwere Anschuldigungen gegen einen Mann erhoben werden, den ich bisher für einen intimen Freund Ihres Hauses halten mußte. Der Denunziant bezichtigt den angeblichen Privatier Rudolph San-

dory, sich hierselbst unter einem falschen Namen aufzuhalten und in Wahrheit identisch zu sein mit einem wegen schweren Verbrechens verfolgten und schon seit Jahren vergeblich gesuchten Individuum. Weder der richtige Name des angeblichen Sandory, noch die Art des behaupteten Verbrechens sind in der Zuschrift des Näheren bezeichnet; wohl aber findet sich die Bemerkung, daß der Bankier Franz Norrenberg in der Lage sei, über beide Punkte, wie über die ganze Vergangenheit ausführliche Angaben zu machen.

Es ist meine Pflicht, diese anonyme Denunziation genau so zu behandeln wie jede andere, mir in meiner amtlichen Eigenschaft zugekommene Anzeige, und ich habe demgemäß die Kriminalpolizei bereits mit der Einleitung der erforderlichen Nachforschungen beauftragt. Auch Ihnen, sehr geehrter Herr, wird eine Vernehmung in der Angelegenheit nicht erspart bleiben, und es ist Ihnen ohne Zweifel bekannt, daß jedes Verschweigen einer etwa zu Ihrer Kenntniß gelangten Strafthat für Sie selbst die unangenehmsten Folgen haben würde. Da es Ihnen aber möglicherweise peinlich ist, von einem Beamten der Kriminalpolizei in dieser Sache vernommen zu werden, so erkläre ich mich gern bereit, Sie während der Amtsstunden in meinem Bureau zu empfangen, damit Sie Ihre etwaigen Aussagen mir persönlich zu Protokoll geben können. Ich stelle Ihnen anheim, sich für den einen oder den anderen Weg zu entscheiden, muß aber ergebenst hinzufügen, daß eine polizeiliche Vorladung wahrscheinlich bereits innerhalb der nächsten vierundzwanzig Stunden an Sie gelangen wird, eine rasche Entscheidung also schon durch die Natur der Sache geboten sein dürfte.

Eine weitere Korrespondenz in dieser Angelegenheit müßte ich höflichst ablehnen, da ich selbstverständlich weder auf das Ermittelungsverfahren, noch auf den etwaigen

ferneren Verlauf der Sache eine andere Einwirkung zu üben vermag als die, welche mir durch die Pflichten meines Amtes auf das Bestimmteste vorgeschrieben ist.

Mit vollkommener Hochachtung

Georg Lengfeld."

Mit einem verzerrten Lächeln hatte Franz Norrenberg den Brief bis zu Ende gelesen. Nun drehte er das Blatt mechanisch in der Hand und betrachtete es von allen Seiten wie einen höchst merkwürdigen, nie zuvor gesehenen Gegenstand. Unzählige Male in dieser langen Zeit, die seit der Begehung seines Verbrechens verstrichen war, hatte er sich's ausgemalt, wie eines Tages das Verhängniß der Entdeckung über ihn hereinbrechen würde. Tausend verschiedene Möglichkeiten hatten sich in solchen trüben Stunden seinem erfinderischen Geiste dargestellt; aber die Art, wie es nun in Wahrheit an ihn heranschlich, diese langsame, tückische Art, war doch etwas ganz Neues, etwas, daran er nie gedacht hatte und das er trotz aller Vorbereitung noch kaum zu fassen vermochte.

Eines nur war ihm völlig klar und gewiß — nämlich, daß dies das Ende war, daß es jetzt kein Entrinnen mehr gab und keine Rettung. Die Zeiten, da er Geistesgegenwart und Verschlagenheit genug gehabt hätte, ein solches Verhör zu bestehen, ohne sich selber an's Messer zu liefern, waren längst vorüber. In den ersten fünf Minuten schon würde er sich verrathen haben, daran hegte er nicht den geringsten Zweifel. Es gab nach diesem Briefe des Staatsanwalts keine Hoffnung mehr — nicht einmal die Hoffnung, einen Aufschub, eine kurze Galgenfrist zu erlangen. Es blieb ihm nichts mehr, als sich auf das Letzte, das Aeußerste vorzubereiten.

Und seine Tochter war es, die ihn dem Verderben überlieferte! Mit so geringer Vorsicht war sie zu Werke gegangen, daß der Staatsanwalt sie sofort als die Ur-

heberin der Denunziation erkannt hatte. Deutlich genug war es ja zwischen den Zeilen seines Briefes zu lesen. Und wie er auch in seiner thörichten Liebe noch immer darnach suchte — nichts fiel dem unglücklichen Vater ein, das Dora's Handlungsweise hätte entschuldigen können. Er durfte sich der grausamen Erkenntniß nicht mehr verschließen, daß er bis zu diesem Augenblick wie ein Blinder neben ihr her gegangen war, daß sein vergöttertes Kleinod nichts Anderes war, als ein liebloses, rachsüchtiges, schlechtes Geschöpf. Kläglich zertrümmert sah er das Idol, dem er Alles geopfert hatte, vor seinen Füßen liegen, und vielleicht war es gerade das, was seinen siechen, hinfälligen Leib endlich völlig zusammenbrechen ließ.

Der junge Buchhalter, der in das Arbeitszimmer seines Prinzipals eingetreten war, um ihm eine Meldung zu erstatten, sah entsetzt, daß der Bankier lang ausgestreckt neben seinem Schreibstuhl auf dem Fußboden lag — das Gesicht nach unten gekehrt und einen zerknitterten Brief in der geballten rechten Hand. Das ganze Personal lief natürlich sofort zusammen, und kräftige Arme hoben den leichten, abgezehrten Körper auf das einfache Ruhebett. Man hielt ihn anfänglich für todt, denn er athmete nicht mehr in wahrnehmbarer Weise, und sein wächsernes Gesicht zeigte ganz das charakteristische Gepräge eines Leichenantlitzes. Dann aber ließ sich doch noch ein leiser Pulsschlag fühlen, wenn auch schwach und vielfach stockend, als ob er mit jedem Augenblick völlig aufhören müsse.

Sigismund Ruthardt machte sich sofort auf den Weg, um seinen Vater zu holen; der Prokurist aber übernahm die freudlose Aufgabe, sich nach der Villa hinaus zu begeben und Fräulein Dora auf schonende Art von der schweren Erkrankung ihres Vaters in Kenntniß zu setzen.

(Fortsetzung folgt.)



Bezimeno.

Erzählung aus dem letzten russisch-türkischen Kriege.

Von

A. D. Borum.

Mit Illustrationen von A. Kircher.

(Nachdruck verboten.)

1.

Es war schon ziemlich spät geworden; die wenigen Beamten, Lehrer, Kaufleute und Offiziere, welche das einzige Theehaus in Werzin, einer kleinen Gouvernementsstadt im östlichen Rußland, zu besuchen pflegten, hatten sich in ihre Pelze gehüllt und nach Hause begeben. Die bärtigen Aufwärter in hohen Stiefeln und rothen, durch einen Ledergürtel gehaltenen Kitteln gähnten wiederholt und schauten bald den langsam vorrückenden Zeiger der tickenden Gewichtsuhr an, welche neben dem schwarzen Muttergottesbild hing, bald den letzten und noch einzigen Gast, welcher vor seiner unberührten Theeschale, den Kopf zwischen die Hände gestützt, saß, und von schwerem Kummer und drückenden Sorgen erfüllt schien.

Es war ein noch junger, vielleicht einundzwanzigjähriger Mann, der Kleidung nach ein Gutsbesitzer, von angenehmen Gesichtszügen, aus denen ebenso Intelligenz und Gutmüthigkeit, als Leichtsinn, Schwäche und Genußsucht sprachen. Der Aufwärter hatte schon die entfernteren Naphthalampen

abgedreht und wartete nur den erlösenden Schlag der Sperrstunde ab, um seinen sonderbaren Gast mit süßer Höflichkeit hinauszukomplimentiren.

Da öffnete sich die Thür und zum Verdrusse des Aufwärters schob sich noch ein verspäteter Gast herein. Auch dieser war jung; etwa zwei oder drei Jahre älter, als der Andere; von leichter, selbstbewußter, vornehmer Haltung und militärischem Auftreten. Die Aehnlichkeit der Gesichtszüge Beider fiel auf, nur waren jene des späteren Ankömmlings abgelebter und zeugten nicht nur von überreich genossenen Freuden des Lebens, sondern auch von Leiden und Entbehrungen. Die Kleidung des Ankömmlings war die der besseren, ja der besten Stände, aber von jener gewissen eleganten Schäbigkeit, welche dem Erfahrenen vorsichtiges Fernhalten gebietet.

Der neue Gast sah sich, vornehm thuend, im dämmerigen Lokal um und fragte den Kellner, auf den in dumpfem Grübeln Dasitzenden weisend, leise: „Wer ist das?"

Der Aufwärter zuckte die Achseln, aber Derjenige, dem die Frage galt, hatte jetzt gerade das Haupt erhoben und blickte auf.

„Heilige Muttergottes von Kasan!" rief in unverstellter Freude der Zuletztgekommene aus. „Ossip Fedorowitsch Dragomow! Du bist es?"

Er eilte dem mehr Erstaunten als Erfreuten entgegen, um ihn mit stürmischen Liebkosungen zu erdrücken.

Aber Ossip wehrte ab. „Wie kommst Du hierher, Iwan Iwanowitsch Kuparenko?" entgegnete er, „und in diesem Aufzuge? Ich glaubte Dich in Sibirien an der chinesischen Grenze als Offizier der dortigen Schützen?"

„Gewesen — gewesen, Brüderchen!" antwortete Iwan. „Ich vertrug das Klima nicht. — Uebrigens, warum soll ich es meinem lieben Herrn und Milchbruder verschweigen? Man hat mich fortgejagt. Die Karten, ja, die Karten!"

„Die Du so besonders gut zu mischen verstehst," setzte ernst Ossip hinzu. „Und was treibst Du jetzt?"

„Nichts, Euer Wohlgeboren, mein lieber Herr Milchbruder; ich falle vorläufig meiner Mutter Praxenia, Deiner braven Amme, zur Last, und preise die heilige Mutter Gottes, daß sie mich hierher in Deine Arme geführt hat. Du wirst mir eine Anstellung auf Deinen Gütern gewähren. — Tschai! Thee mit Rum!" herrschte er den Aufwärter an, der sich mürrisch genähert hatte.

„Der Samowar brennt nicht mehr," war die Antwort.

„Schöne Wirthschaft," brummte Iwan. „Dann bringe Rum allein, ohne Thee."

„Ich erlaube mir, Euer Wohlgeboren aufmerksam zu machen," flötete der Kellner, „daß in wenigen Minuten das Lokal gesperrt werden muß."

„Sperre zu, wir bleiben da. Nicht wahr, Ossip?" sagte Iwan vertraulich zu dem sich bereits Erhebenden. „Geh, drücke einen Rubel in die schmierige Pfote dieses Aufwärters, ich habe zufällig kein Kleingeld."

Ossip lächelte und erfüllte das Verlangen. Mit tiefem Bückling brachte der Kellner ein Gläschen Rum, welches Iwan auf einen Zug leerte.

„Brr, ist das ein Zeug!" schalt er. „Habt ihr nicht Champagner in eurer Spelunke? — Ja? Dann sofort zwei Flaschen — aber französischen!"

Der Kellner eilte, einen so vornehmen Kunden rasch zu bedienen.

„Nun, großes Geld scheinst Du doch zu haben, Iwan!" meinte der Gutsbesitzer leichthin.

„Keine schmutzige Kopeke, Brüderchen; seit langer Zeit habe ich keinen Rubelschein gesehen," betheuerte Iwan. „Wenn Du mir mit einigen solchen aushelfen könntest, Milchbruder — Und was den Champagner anbetrifft,



Der Abenteurer hielt sein Glas dem Gutsbesitzer entgegen. (S. 92

so rechne ich es mir zur hohen Ehre an, Euer Wohlgeboren ergebenster Gast sein zu dürfen."

„Der alte Frechling bist Du geblieben, aber es sei," versetzte Ossip und schob dem Herabgekommenen einige Banknoten zu, welche dieser mit kavaliermäßiger Nonchalance zusammenballte und in die Tasche steckte, seinen Dank nur durch eine kaum merkliche Verbeugung ausdrückend.

Der Aufwärter entkorkte jetzt dienstfertig eine Flasche und schenkte die perlende Flüssigkeit ein.

Der Abenteurer hielt sein Glas dem Gutsbesitzer entgegen. „Auf das Wohl von Euer Wohlgeboren Braut, der schönen und hochherzigen Xenia! — oder vielleicht schon Frau?"

„Laß das!" entgegnete Ossip unwirsch. „Wer weiß, ob aus diesem Mehle Kuchen gebacken werden!"

„Ich staune über diese Rede, und dann gestehe ich meine Verwunderung, Euer Wohlgeboren hier in Civil zu sehen, während ich Dich als schmucken Gardeoffizier in Petersburg glaubte. Hieß es doch, Du habest die Eintrittsprüfung gemacht."

„Ich bin durchgefallen —"

„Durchgefallen? Trotz der Protektion des hochverehrten Herrn Onkels, des Obersten Pawel Abramowitsch Dragomow?"

„Dieser Protektion habe ich es zu danken, daß mir der Kaiser auf Vorschlag der Prüfungskommission gestattet hat, binnen Jahresfrist die Prüfung zu wiederholen."

„Nun also?"

„Der Termin ist da. Aber ich habe nichts gelernt. Die Liebe zu meiner schönen Cousine, gute Kameraden, Vergnügungen aller Art gaben mir immer Grund, den Beginn des Studiums aufzuschieben. Plötzlich entdecke ich mit Schrecken, wie spät es ist. Ich reise hierher; es soll

hier ein verabschiedeter Offizier wohnen, der es außerordentlich gut versteht, unglückliche Prüfungskandidaten für das Examen einzudrillen."

„Der alte Sojka? Er ist gestorben, Euer Wohlgeboren; vorige Woche hat ihm der Pope den Segen gegeben."

„Dann bin ich verloren!" murmelte Ossip.

„So tritt von der Prüfung zurück," tröstete Iwan. „Es gibt auch andere Menschen, die etwas gelten. Mußt Du denn gerade Offizier sein? Es ist ein glänzendes Elend, ich kenne das. Freilich, wenn man das nöthige Kleingeld dazu hat, wie Du, mag's anders sein. — Indessen erlauben mir Euer Wohlgeboren das aufrichtige Geständniß, daß Du — wie soll ich mich nur ausdrücken — nicht die rechte Eignung, das besondere Zeug zu einem Offizier besitzest. Du bist zu gut, zu edel, zu weich, zu —"

„Ich weiß schon," unterbrach ihn Ossip, bitter lachend. „Auch habe ich keine Lust dazu. Aber den Titel ‚Offizier' muß ich wenigstens führen dürfen; seit dem großen Zaren Peter sind alle männlichen Mitglieder unserer Familie zu hohen militärischen Ehren emporgestiegen, und nach dem Testamente meines Vaters hängt der Antritt meines Erbes von der Bedingung ab, die Offiziersabzeichen zu erhalten. Ja, noch mehr! Meines Vaters Bruder, eben der erwähnte Oberst Pawel, will seine Tochter Xenia nur einem Offizier geben."

Es entstand eine Pause, während welcher Ossip rasch zwei Gläser Champagner leerte.

„Schlimm — schlimm!" murmelte Kuparenko und trank bedächtig das prickelnde Naß. Dann erhellten sich seine Züge unter dem Einflusse einer plötzlichen Idee, er dachte einige Zeit nach, ein schlaues, zufriedenes Lächeln verzog seinen Mund, und er war mit seinem Plane fertig.

„In welcher Garnison soll die Prüfung stattfinden?" fragte er.

„Das ist gleichgiltig und mir freigestellt; für alle Fälle in einer Stadt mit höheren militärischen Behörden."

„Ich verstehe. Was meint Euer Wohlgeboren zu Tiflis oder Odessa?"

„Warum das? Dort kennt mich ja Niemand!"

„Eben darum. — Laß mich nur machen, Brüderchen, Du wirst Dein Offiziersexamen glänzend bestehen. Hast Du zufällig Deine Papiere bei Dir?"

Der Gutsbesitzer zog seine Legitimationen hervor, ohne die in Rußland Niemand eine Reise zu unternehmen wagt, und reichte sie kopfschüttelnd dem Abenteurer, welcher sie aufmerksam durchblätterte.

„Haare schwarz, Augen schwarz, Augenbrauen schwarz, Gesicht oval, Nase, Mund proportionirt, keine besonderen Merkmale — das paßt Alles auf uns Beide. Die Größe auch, Deine Lebensgeschichte kenne ich, es wird also gehen! Kennt Dich Jemand in Odessa?"

„Niemand!" entgegnete Ossip, der die Sache noch nicht verstand, „es sei denn der Adjutant Stupinski, der mit mir gleichzeitig bei der Prüfung im Vorjahre gewesen ist. Sein Regiment liegt in Odessa."

„Also sagen wir Tiflis. Dort sind wir Beide unbekannt. Euer Wohlgeboren macht also das Examen in Tiflis."

„Aber ich verstehe nicht —"

„Das heißt: ich mache es, natürlich unter dem Namen Ossip Fedorowitsch Dragomow. Sobald ich das Offizierspatent habe, bitte ich sofort um einen Urlaub nach Petersburg; der wird bewilligt. Auf der Reise dahin besuche ich Dich — Du hältst Dich natürlich bis dahin verborgen — übergebe Dir Dein Patent und die Uniform; Du setzest die Reise nach Petersburg fort, und dort ist es

Deine Sache, mit Hilfe von Onkel und Gönnern Deine Anstellung in einem in der Hauptstadt liegenden Regimente zu erwirken. Nach einigen Monaten lustigen Lebens trittst Du mit Titel und Ehren in die Reserve über, heirathest Deine Xenia, bewirthschaftest Deine Güter, und für den geschickten Kuparenko wird sich schon irgendwo ein Unterkommen finden. Ist das nicht Alles so sonnenklar wie Brunnenwasser? — Was meint dazu Euer Wohlgeboren?"

Es dauerte lange, bis der ehrliche Gutsbesitzer diesen schlau angelegten und in seiner Ausführung vollkommen durchführbaren Betrug erfaßt hatte; es dauerte noch länger, bis der schlaue und gewandte Verführer ihn zur Annahme desselben geneigt gemacht und alle seine Bedenken niedergeschlagen hatte. Dann aber überwog der Leichtsinn des jungen Mannes sein warnendes Gewissen; die Aussicht, mühelos durch einen kecken Streich in Besitz einer heißersehnten Würde zu gelangen, an welcher noch so werthvolle und theuere Nebenbedingungen hingen, war zu verführerisch. Der wiederholt bestellte Champagner that das Uebrige, und als Beide das Theehaus zu später Stunde verließen, waren sie in allen Einzelheiten einig.

2.

Es war im Frühjahr 1877. Im Jahr vorher hatten auf der Balkanhalbinsel die Serben ihre Waffen gegen die Macht des Halbmondes versucht und waren unterlegen. In ganz Rußland erhob sich die Stimme des Volkes für die unterdrückten Rassen- und Glaubensbrüder, man sprach vom Kriege, der auszubrechen drohe, von mobilisirten Truppen, zahlreiche Freiwillige rückten ein, man brauchte Offiziere, und nahm Jeden, der nur halbwegs tauglich war, an.

Ossip, der bei der Wittwe Praxenia Iwanowna Kuparenko, seiner ehemaligen Amme, ein bequemes Quartier

gemiethet und in banger Sorge und Aufregung ungeduldig Nachrichten aus Tiflis erwartete, verschlang mit nagender Furcht oder freudiger Hoffnung alle diese Gerüchte. Praxenia mußte ihm Alles erzählen, alle Zeitungen bringen, die aufzutreiben waren, denn er selbst zeigte sich nicht öffentlich. Da endlich eines Tages brachte der Telegraphenbote eine Depesche an Frau Praxenia:

„Prüfung glücklich bestanden; bin Offizier, habe um Urlaub nach Petersburg gebeten."

Wer war froher als Ossip. So war der erste Schritt zum langersehnten Ziele gethan, Iwan's Plan war gelungen. In verzehrender Ungeduld erwartete er die Ankunft des Milchbruders, um mit dem Patent in der Hand zu seinem stolzen Onkel und seiner liebenden Xenia zu eilen, die sein Glück aus den amtlichen Verordnungsblättern schon gelesen haben mochten, und ihn sicher erwarteten.

Aber Tage und Wochen vergingen — Kuparenko zeigte sich nicht. Indessen spitzten sich die politischen Verhältnisse immer mehr zu, der Krieg war sicher.

Endlich kam wieder eine Depesche:

„Urlaub eingestellt, mein Regiment mobilisirt, marschiere in's Feld. Auf Wiedersehen nach dem Feldzug!"

Dieses Telegramm war ein Donnerschlag für den armen Ossip. Was sollte nun werden? Da zog ein Anderer unter seinem Namen in den Krieg! Mit wie viel hundert Personen traf er zusammen, welche furchtbare Möglichkeit einer Entdeckung lag vor! Wenn Iwan fiel — gräßlicher Gedanke — der Name Ossip Dragomow in der Todtenliste stand und dessen Träger noch lebte! — Und Niemandem konnte der Arme sich anvertrauen, ja Niemandem sogar sich zeigen, eine ängstliche Furcht hatte sich seiner bemächtigt. — —

Der Krieg begann; die Kaukasusarmee, welcher das

Regiment des falschen Dragomow zugehörte, ging in Asien über die armenische Grenze, während die Donauarmee sich bei Kischinew sammelte und Vorbereitungen zum Donauübergange traf.

Bei dieser Armee sowohl, als im Lande fanden die siegreichen Thaten der Waffenbrüder in Asien lebhaften Widerhall; jede Nachricht von einem Erfolge wurde bejubelt und gefeiert, Alles lebte in freudiger Zuversicht und wiegte sich in der Freude des unausbleiblichen Sieges.

In den Berichten vom Kriegsschauplatze wiederholte sich öfters der Name eines Offiziers, welcher, einem Helden des Alterthums gleich, die erstaunlichsten Thaten verrichtete. Er hieß Ossip Fedorowitsch Dragomow, und sein Name war bald in Aller Munde.

Bald hieß es, daß der junge Offizier sich ganz besonders hervorgethan, an der Spitze seiner kleinen Abtheilung bis in die Mitte des feindlichen Haufens gedrungen sei, eine Fahne mit eigener Hand erobert; ein anderes Mal seinen gefangenen General im Handgemenge aus der Uebermacht herausgehauen hatte. Dann war er es wieder gewesen, der einen wichtigen Lebensmitteltransport dem Feinde weggenommen hatte; beim Ueberfalle von Ardahan hatte er als Erster die gegnerische Schanze erstiegen und das russische Banner auf den festen Steinwällen aufgepflanzt. Er sollte bereits wiederholt belobt, ausgezeichnet, dekorirt worden sein; der Großfürst hatte ihm eigenhändig das Georgskreuz an die Brust geheftet.

So und ähnlich lauteten die Zeitungsberichte, hauptsächlich jene des kleinen Lokalblattes von Werzin; die brave Amme schwamm in doppelten Freuden. War doch der vielbesprochene Held ihr wirklicher Sohn, und Jenen, auf dessen Namen er Ruhm und Ehre häufte, hatte sie, als er noch ein Säugling war, genährt. Sie hätte sich

einer alten, griechischen Heroenmutter gleich gehalten, wenn sie von der Existenz solcher berühmter Frauen Kenntniß gehabt hätte.

Auf Ossip hingegen wirkten diese Nachrichten mit niederschmetternder Wucht. Jetzt war die Wahrscheinlichkeit einer Entdeckung des unglückseligen Betruges ja fast unvermeidlich.

Merkwürdigerweise erhielt der wahre Ossip persönlich keine Zeile von dem berühmten Träger seines Namens, und ob die Briefe, die Ossip durch Praxenia an Iwan gerichtet, diesen erreichten, wußte man nicht. Deswegen waren Beide bestürzt, als plötzlich alle Nachrichten über den falschen Ossip aufhörten, keine Zeitung seinen Namen brachte, und die Vermuthung nahe lag, daß er verwundet oder getödtet worden sei.

Endlich kam ein Brief, aber aus Odessa; sein Inhalt war kurz:

„Liege krank und verwundet im Spitale zu Odessa. — Aller Mittel entblößt; schick vierhundert Rubel."

Mit Freuden sandte Ossip das verlangte Geld; jetzt endlich konnte sich sein Schicksal wenden; der Genesene würde ohne Schwierigkeiten den angesuchten Urlaub erhalten, und dann konnte der so ängstlich erwartete Rollenwechsel vorgenommen werden.

Die Genesung schritt rasch vorwärts, die Briefe wurden zahlreicher, aber die Aussicht auf Urlaub immer hinausgeschoben; hingegen brauchte Kuparenko sehr viel Geld. Erst begnügte er sich mit Hunderten, dann verlangte er tausend Rubel, namentlich als er als zwar schon Genesener, jedoch noch nicht feldtüchtiger Offizier die ökonomische Verwaltung irgend einer Armeeverpflegungsanstalt anvertraut erhielt und viel mit Staatsgeldern zu thun hatte.

Ossip erschrak über diese Kunde; er glaubte seinen Mann zu kennen, und er irrte sich nicht.

Nachdem seit einiger Zeit der Pseudo-Ossip über unerhörtes Unglück im Kartenspiel und ungeheure Verluste geklagt hatte, schrieb er nachstehende Zeilen:

„Habe im Vertrauen, daß Du Deines Namens wegen sofort das Defizit decken wirst, die mir anvertraute kaiserliche Kasse angegriffen. Es fehlen fünftausend Rubel. Nächste Woche dürfte Abrechnung sein."

Was blieb dem armen Ossip übrig, als schleunigst die Summe abzusenden? Es machte ihm bereits Schwierigkeiten, das viele Geld aufzutreiben, denn er konnte sich nur der Vermittelung seiner alten Amme bedienen, die ihm zwar treu ergeben und aufrichtig zugethan war, deren einfache Bildung aber nicht für die Geschäftsverhandlungen ausreichte, welche jetzt in seinem Interesse gepflogen werden mußten. Seine Verwandten, Bekannten und Diener glaubten ja, er sei auf dem Kriegsschauplatze.

Dieses Inkognito gestaltete sich nunmehr zu einer furchtbaren, erdrückenden Last. An Abhilfe war nicht mehr zu denken, den Lauf der Dinge zu ändern unmöglich, und den verschlungenen Knoten durch eine Selbstanklage zu durchhauen, verhinderte die Furcht vor der Schande, der Strafe, verhinderten die Thränen und Bitten der armen Praxenia. So überließ es der schwache Ossip der Zeit und einem glücklichen Zufalle, den Knoten zu lösen, und schwamm gedrückt, verdrossen und mit sehr, sehr geringem Hoffnungsschimmer den trüben Strom herunter, in den er sich leichtsinnig und unüberlegt gestürzt hatte.

Oft verließen ihn die Kräfte, er verzweifelte, er war lebensüberdrüssig, sehnte den Tod herbei und überraschte oft sein gemartertes Hirn, wie es auf Mittel und Wege sann, denselben unauffällig herbeizuführen.

Nur die Rücksicht auf die alte Frau, welche er mit in sein Geschick gezogen, hielt ihn davon zurück, wie an-

dererseits sie es war, die ihn in dieser schweren Zeit noch theilweise aufrecht zu erhalten suchte.

Da brach die Katastrophe herein.

Eines Tages kam wieder ein Schreiben mit fremder, ausländischer Postkarte: „Warum hast Du kein Geld geschickt?“ schrieb Kuparenko. „Da ich keine Lust habe, als Betrüger in das Gefängniß zu wandern, bin ich desertirt. Sieh zu, wie Du Dich aus der Schlinge ziehst!“

Also auch das noch! Der Name Dragomow war entehrt durch das Brandmal des Verbrechens! Zu allen Sorgen, allen peinlichen Aufregungen und schweren Opfern noch dieser Schlag! Das Geld war doch richtig abgesendet worden — und dennoch Betrüger und Deserteur!

Mehrere Tage saß Ossip im finsteren Dahinbrüten, gebrochen, schweigsam und in gräßlicher Verzweiflung. Er verschmähte Speise und Trank und wehrte den Zuspruch der armen Praxenia ab, die, selbst in ihrem Mutterherzen tödtlich getroffen, Angesichts solchen Unglücks ihren eigenen Sohn verfluchte.

Was war nun aus ihrem Milchkinde geworden, ihrem geliebten Ossip! Diesem guten, weichherzigen Jungen, dem ein großes Vermögen zu Gebote stand, dem des Lebens angenehmste Freuden winkten, der ein schönes Mädchen seine geliebte Braut nennen durfte — Alles hatte ihm der gottlose Iwan genommen: Aussicht, Ehre und Namen!

Was sollte er nun beginnen?

Ossip wußte es: kurze Zeit nach Empfang dieses letzten Briefes war er verschwunden.

3.

Der Oberst Pawel Abramowitsch Dragomow, der Onkel und Vormund des unglücklichen Ossip und Vater von dessen Braut Xenia, hatte mit freudigem Erstaunen in den kaiserlichen Verordnungsschreiben die Ernennung seines Neffen



zum Offizier gelesen, war aber äußerst unangenehm berührt, als er keinen Brief, kein Lebenszeichen von seinem Neffen erhielt. Die herrlichen Zeitungsnachrichten über die Ruhmesthaten seines Brudersohnes, welche Xenia dem alten Herrn mit freudiger Begeisterung vorlas, versöhnten ihn zwar einigermaßen und befriedigten seinen Stolz, aber schreiben hätte der junge Held doch sollen — wenigstens seiner Braut. Jetzt durfte er sie ja als solche mit Recht betrachten.

Der Oberst war nicht mehr im aktiven Dienste, sondern versah ein militärisches Amt in der Residenz.

Endlich kam auch hier ein Brief an — aus Odessa. Ossip schrieb — das heißt, der Brief war von fremder Hand geschrieben, war einem Kameraden diktirt, da eine Verwundung an der Hand Ossip das Schreiben verbot. Der Neffe schrieb, daß er Mangel an Verschiedenem leide und bat um Unterstützung, die ihm natürlich reichlich und zu wiederholten Malen gewährt wurde.

Ja noch mehr, der Oberst gab den inständigen Bitten seiner patriotisch begeisterten Tochter nach und bewarb sich um das Kommando eines neu zu organisirenden Sanitäts- und Ausrüstungstransportes, welcher mit zahlreichen freiwilligen Krankenpflegerinnen, darunter auch Xenia, vorerst nach Odessa und von dort über das Meer nach dem Kriegsschauplatze abzugehen hatte. Er ließ davon an den Pseudo-Ossip nichts verlauten; es sollte eine Ueberraschung für ihn werden.

Eine Ueberraschung war es denn auch, aber für den alten Herrn. Eine Ueberraschung furchtbarer Art.

Als der Oberst das Departement aufsuchte, in welchem Ossip Fedorowitsch Dragomow fungiren sollte, und sich dem Chef desselben vorstellte, sah ihn dieser erstaunt und bestürzt zugleich an.

„Euer Wohlgeboren wissen schon?"

„Was soll ich wissen?"

Jetzt erfuhr der Oberst das Entsetzliche.

Eben war eine Kassenrevision gewesen; die Kasse war leer, ein Fehlbetrag von über zehntausend Rubel vorhanden; die Bücher waren gefälscht, und der Lieutenant Ossip Dragomow, dem der Chef in sorglosem Vertrauen und verlockt durch das einnehmende Betragen des gewandten Offiziers die ganze Verwaltung überlassen hatte, war verschwunden.

„Sie werden doch nicht behaupten wollen," fuhr der Oberst erregt auf, „daß mein Neffe —"

„Die Thatsachen sprechen dafür, Euer Wohlgeboren!"

Der Oberst schlug sich mit der Faust an die Stirne.

„Unmöglich — unmöglich!" rief er, „ein Dragomow ein Dieb? Unmöglich! Ein Mann, der sich auf dem Schlachtfelde Ruhm und Ehre geholt, dem der Großfürst eigenhändig das Kreuz an die Brust geheftet hat!"

Der Offizier zuckte verlegen die Achseln.

„Ich erlaube mir, Euer Wohlgeboren zu bemerken, daß Lieutenant Ossip Dragomow unmittelbar nach seiner Ernennung infolge einer durchaus nicht im Dienste erfolgten Erkrankung von Tiflis aus hierher gesendet wurde und seit dieser Zeit Odessa nicht verlassen hat."

„Aber die vielen Zeitungsberichte?"

„Haben auch hier Aufsehen erregt; es wurden strenge Nachforschungen gepflogen, die Quelle dieser falschen Gerüchte war bestimmt in Odessa; indessen mangeln direkte Beweise."

Der Oberst blickte fassungslos, keines Wortes mächtig, den Sprecher an.

„Es gibt keinen zweiten Offizier dieses Namens," ergänzte der Andere seinen Bericht, „das ist erwiesen."

„Entsetzlich!" hauchte der Oberst und fiel wie gebrochen in einen Stuhl.



Der Oberst schlug sich mit der Faust an die Stirn. (S. 102)

Der Offizier fühlte tiefes Mitleid mit ihm, aber auch ihm selbst ging die Sache nahe, denn schließlich war doch er allein der Verantwortliche dem Staate gegenüber, dem er die fehlende Summe ersetzen mußte. Er lenkte deswegen behutsam das Gespräch auf diesen Punkt, und der welterfahrene Oberst verstand ihn sofort.

„Sie sollen nicht geschädigt werden," sprach er, „noch heute wird der Fehlbetrag gedeckt. Meinen Neffen — das heißt Denjenigen, den Sie beschuldigen, mögen Sie einstweilen auf die Liste der Beurlaubten setzen. Seien Sie versichert, ich suche ihn und werde ihn finden; furchtbar wird seine Strafe sein! Noch weiß ich nicht, wie und was zu thun — ich muß zum Kaiser."

„Seine Majestät ist auf der Reise zur Armee."

„Ich weiß es. Dort wird es sich entscheiden."

Aufrechten Ganges, erhobenen Hauptes schritt der Oberst zur Thüre, aber verbergen konnte er es nicht, welche Mühe und Willenskraft ihn dies kostete. Der Schlag war ihm in's Herz gegangen.

4.

Der Feldzug gegen die Türken war nicht so leicht beendet, als man gehofft hatte; nach dem Donauübergange der Armee mußten ihr starke Reserven nachgesandt werden, und viele neue Regimenter aus allen Theilen Rußlands marschirten nach Süden.

Bei dem Adjutanten eines solchen Regimentes, welches eben in der Nähe von Werzin einen Rasttag hielt, meldete sich ein junger Bauernbursche als Freiwilliger. Trotz der ärmlichen Kleidung hatte das ganze Wesen desselben etwas Einnehmendes, und der düstere Ernst, der schmerzliche Gram in seinen regelmäßigen Zügen erweckten Mitleid und Theilnahme.

Der Adjutant reihte ihn sofort ein.

„Wie heißt Du?“ fragte er.

„Ossip Fedorowitsch Bezimeno.“

„Bezimeno?*) Sonderbarer Name!“

Der Feldwebel verlangte seine Papiere.

„Ich habe keine,“ versetzte der Rekrut, „ich bin der Familie entlaufen, will kämpfen für das heilige Rußland — will sterben,“ schloß er leise.

„Brav, mein Sohn!“ lobte der Adjutant, „wir nehmen Dich auch ohne Papiere; aber an's Sterben brauchst Du nicht zu denken. Kehrst Du als Held zurück, mit dem Kreuzchen auf der Brust, werden Dir die Eltern das Weglaufen verzeihen, und die Olga oder Minka, wegen deren schwarzen Augen Du wahrscheinlich so trübselig drein schaust, wird Dich mit offenen Armen empfangen.“

Bezimeno lächelte bitter und trat bescheiden zurück.

Das Regiment ging über die Donau und nach Plewna, wo es bald bei einzelnen Gefechten mitwirkte. Sowohl während des langen, beschwerlichen Marsches, als auch in den kriegerischen Aktionen hatte der neue Rekrut sich als ausgezeichneter Soldat erwiesen. Unermüdlich, von zäher Ausdauer und äußerster Willensstärke, unterzog er sich freiwillig allen Anstrengungen und besonderen Diensten, trug, obwohl dem Zusammenbrechen selbst nahe, hilfbereit Gewehr und Gepäck ermüdeter Kameraden, übernahm die Wachen für sie und pflegte die Erkrankten mit selbstloser Aufopferung, als die Cholera furchtbar zu wüthen begann. Im Kampfe war er stets auf dem gefährlichsten Posten, aber nie suchte er eine Deckung, um von dort aus seine Schüsse abzugeben, sondern stand selbst in freier Ebene aufrecht, ein willkommenes Ziel den feindlichen Schützen. Offenbar suchte er den Tod, aber der unerbittliche Vernichter des

---

*) Bezimeno heißt: Namenlos.

Lebens verschmäht oft jenes, das sich ihm zu auffallend darbietet.

Hierbei blieb Bezimeno stets traurig, zurückgezogen, und suchte nicht die Gesellschaft seiner Kameraden.

Diese ungebildeten, aber gutmüthigen Leute liebten und achteten ihn, aber mit jener scheuen Ehrfurcht, welche man Personen entgegenbringt, welche, ein großes Unglück mit Würde tragend, die Hilfe und den Trost ihrer Umgebung zurückweisen, ja nicht einmal durch vertrauendes Mittheilen Mitgefühl zu erwecken trachten.

Daß Bezimeno ein Unglücklicher war, daß an seinem Herzen der Wurm fraß, war Allen klar, die Schrift des Grams in seinem Antlitz war zu deutlich.

Auch die Offiziere fühlten es und schätzten den Mann; der Hauptmann machte ihn, als sich durch Krankheit und Kämpfe Lücken erwiesen, zum Unteroffizier.

Was aber sein Wille bisher vermocht, sein Körper konnte nicht gleichen Schritt halten; die ungewohnten Anstrengungen, die schlechte Ernährung und die fortwährende Aufregung zehrten an ihm, zum Skelette abgemagert, hohläugig, blaß wankte er müde einher, und seine Vorgesetzten suchten ihn jetzt, wo es nur immer anging, zu schonen.

So geschah es auch eines Tages, als das Regiment zu einem Angriffe auf die zahlreichen Erdwerke und Stellungen der Türken vorgeschickt wurde, daß man ihn trotz seiner Bitten zurückließ.

Das Regiment hatte nämlich eine Höhe erreicht, um von hier aus die gegenüberliegende feindliche Stellung anzugreifen. Der Oberst befahl seinen Soldaten, das Gepäck hier abzulegen, die Bagagewagen, die Regimentskasse und einige Munitionskarren blieben gleichfalls zurück. Einer Abtheilung Soldaten unter dem Befehl des Unteroffiziers Bezimeno wurde die Bewachung dieses Platzes anbefohlen, während die Anderen zum Kampfe eilten.

Bezimeno grollte und fühlte sich gekränkt, gerade heute sollte ein großer Schlag geführt werden, heute mußte eine Entscheidung fallen. Wie schön wäre es, heute als Sieger zu kämpfen und zu fallen, anstatt von Weitem der Schlacht zuzusehen!

Hierzu bot die Höhe allerdings den schönsten Ausblick; das ganze weite Thal mit seinen gelbbraunen Stoppelfeldern und buschigen Baumreihen, welche die Feldraine begleiteten, lag vor dem Auge wie eine Riesenkarte ausgebreitet, am jenseitigen Hange lagen graubraun und stumm die großen Erdwerke der Türken; an den Hängen und in der Thalsohle entwickelten sich die Feuerlinien der Russen, gefolgt von schachbrettförmig angeordneten Abtheilungen der Unterstützungen und Reserven. Links wälzte sich ein schmutziges Bächlein am Fuße der Höhe hin, mit weiten, sumpfigen, von Gestrüpp bewachsenen Ufern.

Der kommandirende General hatte sich gleichfalls diese Höhe als Standpunkt gewählt, um von hier aus die Schlacht zu lenken, und hielt mit einem glänzenden Gefolge von Offizieren und Adjutanten oben; Ordonnanzreiter sprengten hin und zurück, Meldungen wurden gebracht, Befehle gegeben, und durch Ferngläser der sich nun entsponnene Kampf beobachtet.

Der General schien nicht befriedigt zu sein, die Truppen gingen ihm nicht energisch genug vor, während auf vorher scheinbar ganz unbesetzten Punkten sich große, wohlunterhaltene feindliche Feuerlinien zeigten, welche verheerend in den russischen Gliedern wütheten.

Man sah deutlich, wie der linke Flügel wankte.

Der General stampfte mit dem Fuße auf vor Zorn.

„Es fehlte nur noch," grollte er, „daß der Feind eine Diversion hier auf diese Höhe macht, und der Tag ist für uns verloren."

„Das wird nicht geschehen, Excellenz," antwortete zu-

versichtlich ein Adjutant vom Stabe, „ich selbst habe die Gegend dort rekognoszirt; das sumpfige Anland des Baches ist für Truppen nicht passirbar.“

„Wer weiß?“ Der General zuckte die Achseln und wendete seine Aufmerksamkeit wieder dem Schlachtfelde zu, dessen Vorgänge ihn mit Unwillen und Sorge erfüllten.

„Ich muß hinunter,“ rief er. „Dort scheint eine Konfusion entstanden zu sein. Sie bleiben hier, Stupinski, und beobachten das Gelände links von dieser Höhe. Ich kann mich der Sorge nicht erwehren, daß uns von dort Unheil droht. Was ist hier als Gepäckwache?“

Bezimeno trat vor und meldete: „Ein Unteroffizier und vierundzwanzig Mann.“

„Verflucht wenig!“ schalt der General. „Nun, im Falle der Noth stehen Ihnen die nächsten Truppen zur Verfügung,“ sagte er zu Stupinski und sprengte mit seinem Gefolge den Hang hinunter.

Der Adjutant hatte mit aufmerksamer Neugierde den Unteroffizier betrachtet.

„Wie heißest Du?“ frug er gespannt.

„Bezimeno, Euer Wohlgeboren.“

„Merkwürdige Aehnlichkeit! Vor Jahr und Tag machte ich an der Junkerschule in Petersburg die Bekanntschaft eines gewissen Ossip Fedorowitsch Dragomow, der war Dir zum Verwechseln ähnlich, nur gesünder. Na, dergleichen kommt ja vor. — Du hast die geäußerte Besorgniß des Herrn Generals gehört, aber seien wir ruhig, von links her wird nichts kommen.“

„Reiter nicht, Euer Wohlgeboren,“ erwiederte Bezimeno, der mit keiner Wimper gezuckt, als er sich mit seinem wahren Namen angeredet hörte, „Reiter kommen durch die sumpfigen Auen nicht durch, aber Infanterie gewiß.“

„Unsinn!“ sagte Stupinski wegwerfend, aber besorgt

lenkte er sofort ein: „Schicke eine Beobachtungspatrouille zum Bach!“

„Ist schon geschehen!“ entgegnete Bezimeno, „eben kommt der Gefreite mit seinen Leuten zurück. Sie laufen — haben verstörte Gesichter — sie haben nichts Gutes zu melden.“

„Herr Unteroffizier,“ meldete athemlos der Gefreite, „es kommt ein Bataillon Türken von dort her — sie haben Bretter mit — setzten über den Bach — sammeln sich in der Aue. In einer Viertelstunde sind sie da.“

„Verflucht?“ rief Stupinski. „Was soll's nun?“

„Herr Adjutant,“ bat Bezimeno, „reiten Sie um Hilfe, bringen Sie Dragoner oder Kosaken, die auch abgesessen kämpfen können; ich will mich hier so lange halten, bis Sie zurückkommen.“

„Unsinn!“ rief Stupinski verzweifelt; aber er sprengte in der Karrière davon.

Schon sah man die Türken aus dem Gehölz hervorbrechen und sich gegen die Höhe entwickeln. Es mochten ihrer an tausend Mann sein.

„Kameraden!“ mahnte Bezimeno, „steht fest! Es gilt für das heilige Rußland zu sterben!“

„Väterchen,“ entgegnete ein Soldat, „Einer gegen Vierzig — das ist kein Spaß. Wir strecken das Gewehr!“

„Noch ein solches Wort, und ich schieße Dich nieder, Feigling!“ schrie ihn Bezimeno an. „Wir stehen bis zum letzten Mann. Da, nehmt Patronen, so viel ihr könnt, besetzt die lange Linie hier, deckt euch hinter den Wagen und dem Gepäck. Vielleicht gelingt es uns, den Gegner über unsere Schwäche zu täuschen. Mir überlaßt das Uebrige!“

Er vertheilte die Reservemunition des einen Karrens; Jeder erhielt zwei Mützen voll. Den zweiten, noch vollen

Munitionswagen, ließ Bezimeno bis an den Abhang heranrollen. Er öffnete den Deckel und einige Patronenkisten und wühlte mit dem Bajonnet zwischen den papierenen Patronen*) herum, um das Pulver derselben bloßzulegen; dann steckte er sich kaltblütig eine Cigarette an.

Der Kampf begann. In langen Linien klommen die Türken die steile Anhöhe hinan. Wohl ließen sie sich anfangs durch das heftige Feuer der Russen täuschen und zu langsamem Vorgehen bestimmen, aber die kleine Schaar wurde mehr und mehr gelichtet, und das Feuer der Vertheidiger immer schwächer, immer matter.

Jetzt ballten sich die Linien zu dichten, geschlossenen Abtheilungen zusammen, Kommandorufe ertönen, gellende Hörner riefen, und unter brüllendem Geschrei wälzte sich die Masse den Abhang hinauf zum Sturm.

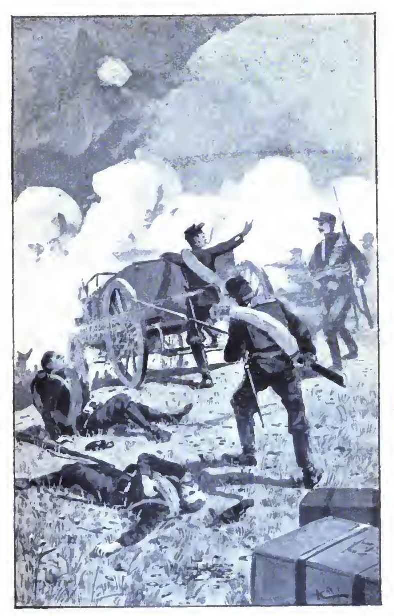
Da winkte Bezimeno den Gefreiten zu sich: „Lebt wohl!“ rief er, „die Schuld Ossip Fedorowitsch Dragomow's soll gesühnt werden!“

Mit diesen Worten gab er dem Munitionswagen einen kräftigen Stoß, so daß er, zuerst langsam, dann immer schneller und schneller den Berg hinab rollend, gegen den dichtesten Haufen der Türken sich bewegte.

Bezimeno war gleich zu Beginn der Fahrt auf den Karren gesprungen, und in dem Momente, als dieser den dichten, gedrängten Massen des Gegners nahe gekommen war, legte er die brennende Cigarette in das lockere Pulver der Patronen.

Rasch theilte sich das Feuer dem gefährlichen Material mit. Ein entsetzlicher Knall erschütterte die Luft, prasselnd und knatternd folgten zahlreiche kleinere Explosionen: Bleigeschosse, Holzstücke und Wagentrümmer schwirrten umher,

*) Damals hatten noch viele russische Regimenter die umgestalteten Carlé-Zündnadelgewehre.



Mit diesen Worten gab er dem Munitionswagen einen kräftigen Stoß. (S. 110)

Jammerrufe tönten aus dem dichten Qualm und Rauch heraus, der die nächste Umgebung einhüllte.

Der Angriff des Gegners stockte, mehr als hundert der Anstürmenden lagen verwundet, zerschmettert, versengt herum; die Anderen ergriff Furcht und Verwirrung — sie flohen. Lange dauerte es, bis neue, vorgezogene Abtheilungen die Flüchtigen aufgenommen und wieder gesammelt hatten.

Diese Verzögerung war entscheidend. Stupinski brachte inzwischen Verstärkung; Kosaken besetzten den Rand der Höhe, die Gefahr war vorüber. Der Ueberfall gegen Flügel und Rücken der russischen Truppen mißlungen. Das Heer war dadurch vor einer vernichtenden Katastrophe bewahrt worden, denn in der Front hatte es, unvermögend, dem gewaltigen Schnellfeuer der aus ihren Deckungen schießenden Türken Stand zu halten, sich auch zurückziehen müssen.

5.

Auf der Höhe, wo das Schicksal des Tages durch die Heldenthat Bezimeno's entschieden wurde, hielten die Offiziere. Ein drückender Mißmuth erfüllte Alle. Der Tag, auf welchen man so große Hoffnungen gesetzt, war verloren, und viele Hunderte braver Männer hatten Leben und Gesundheit eingebüßt.

Jetzt kam auch der kommandirende General angeritten und versammelte die höheren Offiziere um sich, die weiteren Anordnungen zu geben.

„Es sind Fehler gemacht worden, meine Herren," schloß er seine Rede. „Das Glück war uns nicht hold; eine Niederlage haben wir zwar nicht erlitten, aber auch keinen Erfolg errungen. Doch wäre eine furchtbare Katastrophe eingetreten, wenn es dem Gegner gelungen wäre, diese Stellung zu nehmen und die geworfenen und sich zurückziehenden Regimenter zwischen zwei Feuer zu bekommen.

Daß dieser unheilvolle Angriff glücklich abgewiesen wurde, ist einzig das Verdienst meines Stabsadjutanten Stupinski, der noch rechtzeitig die Kosaken geholt hat. Ihm gebührt die Ehre dieses Tages."

„Verzeihen Euer Excellenz," erwiederte der so Belobte, „wenn ich diese hohe Ehre abzulehnen wage; der Angriff der Türken war bereits abgewiesen, als wir ankamen!"

„Bereits abgewiesen? Von wem denn? Doch nicht von den paar Leuten der Gepäckwache, denen auch noch der Munitionswagen in die Luft flog?"

„Eben von jenen," antwortete Stupinski und berichtete Alles, was er vom Gefreiten und den Ueberlebenden der Gepäckwache erfahren.

„Beim heiligen Georg!" rief der General, „dieser Bezimeno ist ein Held; er hat Großes gethan. Ehre soll seinem Andenken werden, seiner Familie reicher Lohn. Wo ist die Leiche des Tapferen?"

„Es ist ein Wunder geschehen, Excellenz!" meldete eben ein Sanitätsoffizier, auf eine Tragbahre deutend, auf der die regungslose, vom Pulverdampf geschwärzte Gestalt eines Mannes mit entstelltem Gesicht und verbrannten Haaren lag. „Die Leute seines Regimentes behaupten, der Mann hier, den wir inmitten zahlreicher Türkenleichen fanden, wäre der bewußte Bezimeno; er ist mit dem Leben merkwürdigerweise davongekommen. Einige Rippen sind ihm gebrochen, auch ein Arm, einige Kontusionen und Brandwunden vorhanden, sonst aber ist er unverletzt. Es wird gehen — wir werden ihn wieder zusammenflicken."

„Ich kann mir das nur so erklären," meinte ein Artillerieoffizier, „daß die Explosion der in einzelnen Kistchen verwahrten Munition nicht gleichzeitig erfolgte, und der Gasdruck der ersten auffliegenden Pulverkiste den Mann vom Wagen herabgeschleudert und in den Graben geworfen hat, wo dann die Wirkung der folgenden Explo-

sionen ihn nicht mehr erreichte. Es sind schon mehrere solcher Fälle beobachtet worden. Ich erinnere mich zum Beispiel —"

„Es sei wie es wolle!" unterbrach der General den Redseligen, „der Mann lebt. Noch heute mache ich den Bericht an Seine Majestät und in sicherer Erwartung, daß mein Antrag die allerhöchste Sanktion findet, hefte ich das Georgskreuz, das ich bisher an meiner Brust getragen habe, an die dieses Helden, und ernenne Dich, Bezimeno, zum Offizier."

Der Verletzte, um den mehrere Sanitätssoldaten sich geschäftig unter der Leitung des Arztes bemühten, schien die letzten Worte gehört zu haben, mühsam erhob er den Kopf und schüttelte ihn verneinend.

„Ich bin nicht Bezimeno!" flüsterte er, „ich bin Dragomow."

„Was sagt er?"

„Sein Name sei nicht Bezimeno, sondern Dragomow," erklärte der Arzt.

„Diesen Namen hat er auch genannt, als er sich auf den Munitionskarren schwang," murmelte der Gefreite. „Ossip Fedorowitsch Dragomow!"

„Sagt' ich's doch!" rief der Adjutant.

Durch den Kreis der Männer, die den Verwundeten umstanden, brach sich jetzt ein alter Oberst Bahn, der eben mit einem Trupp Krankenträger, Aerzten und barmherzigen Schwestern auf dem Schauplatz erschienen war; ihm folgte ein schönes, schlankes junges Mädchen in der bescheidenen Tracht der Schwestern von der freiwilligen Krankenpflege.

Beim Anblick des Verwundeten, dessen Gesicht vom Blut und Pulverdampf bereits gereinigt war, schrie sie laut auf und stürzte an seiner Tragbahre nieder.*)

*) Siehe das Titelbild.

„Es ist Ossip Fedorowitsch Dragomow, mein Neffe!" sprach der Oberst. „O, wäre er gestorben!" setzte er leiser hinzu.

„Erlauben Euer Wohlgeboren die Bemerkung," entgegnete ein erst kürzlich aus Odessa angekommener Offizier, „ein Offizier dieses Namens lebte vor vier Monaten in Odessa. Ich kannte ihn genau. Er gleicht diesem Manne hier nicht."

Der Oberst blickte erstaunt und zweifelnd auf.

„Ist das wahr?" rief er. „Gott sei es gedankt — der Andere ist ein Betrüger!"

Und zu dem Arzt gewendet bat er:

„Doktor! Mach' mir den Mann da gesund, bringe ihn wenigstens zum vernünftigen Sprechen und rechne auf meine Erkenntlichkeit."

„Da scheint ein Geheimniß obzuwalten?" frug der General.

„Ich bitte Euer Excellenz," bat der Oberst, „wenn der Verwundete, der bestimmt mein Neffe Ossip Fedorowitsch Dragomow ist, zu vollem Bewußtsein gelangt, ihn gerichtlich und in meiner Gegenwart vernehmen zu lassen."

„Seien Sie versichert, Oberst, daß er an mir einen warmen Fürsprecher findet," bekräftigte der General. —

Nach wenigen Tagen hatte Ossip Alles gebeichtet. Der Fall war schwierig; der Auditeur schüttelte bedenklich den Kopf, aber der General begab sich mit dem Obersten zum Kaiser, welcher mittlerweile die Ernennung des Dragomow zum Offizier genehmigt hatte.

Die Fürsprache des berühmten Generals, die Heldenthat des in leichtsinniger Unüberlegtheit zum Betrüger gewordenen Jünglings bewogen den Kaiser zu einem Gnadenakte.

Ossip Fedorowitsch Dragomow behielt den Orden und den Titel eines Offiziers, ohne jedoch dienen zu dürfen.

Nach seiner Genesung heirathete er seine treue Pflegerin, die schöne Xenia.

Kuparenko blieb lange Zeit verschollen, erst vor wenigen Jahren tauchte er in Frankreich wieder auf und war an einem anarchistischen Komplott betheiligt. Man lieferte ihn an die russischen Behörden aus, die ihn nach Sibirien schickten, wo er verschollen ist, wie so viele Andere.





Unterwegs.

Novelle von E. Merk.

(Nachdruck verboten.)

1.

Mit einem Seufzer der Befreiung, mit einem wahren Glücksausdruck in den lustigen braunen Augen betrat die junge Gouvernante ihr Zimmer. Ihre Zöglinge schliefen. Nun, endlich, konnte Niemand mehr von ihr Geduld und Aufmerksamkeit fordern. In diesen köstlichen Abendstunden gehörte sie sich selbst.

Sie lehnte sich zum Fenster hinaus. An dem Sommerhimmel war noch letzte, verdämmernde Helle. Sie konnte ein Stückchen vom Rhein sehen, der hier träge zwischen den flachen Ufern dahinfließt. Immer, wenn sie diese eintönige Landschaft betrachtete, packte sie das Heimweh nach München, nach der frischen Bergluft, die an Abenden über die Hochebene hinstrich. Sie dachte an das kleine Vorstadtgärtchen, wo nun wohl die Familie beisammen saß, der Vater seine Pfeife rauchte, die Mutter strickte, und die jüngeren Geschwister sich an den Stachelbeerstauden herumtrieben.

Mitten in der Ueppigkeit des reichen Kaufherrnhauses, in dem sie nun wohnte, bekam sie Sehnsucht nach jener Einfachheit, nach jenen, im Vergleich zu dem jetzigen Leben geradezu ärmlichen Verhältnissen.

Ihr Vater war Offizier gewesen. Die Eltern hatten

in treuer Liebe aufeinander gewartet, bis er endlich Hauptmann geworden. Aber schon nach wenigen Jahren — er war noch nicht lange Major — traf ihn das Unglück, bei der einzigen Vergnügungsreise, die er sich einmal vergönnte, aus dem Einspänner herausgeworfen zu werden. Seitdem war er nicht blos dienstuntauglich, auch kränklich. Ein Pensionär! Und die Familie zählte sechs Köpfe!

Es war kein Wunder, daß in den Briefen der Mutter manchmal Klagen mit unterliefen. Es gab so viel Ausgaben im Haushalt; die Knaben brauchten neue Schuhe, und der Vater wurde so böse, wenn die Mutter mit ihrem Monatsgelde nicht reichte. Sophie mußte dann aushelfen, so gut es ging.

Die gute Mutter! Sie war eine so liebreiche Seele, die sich Tag und Nacht plagte, um nur möglichst zufriedene Gesichter um sich zu sehen. Und bei all' ihren Kümmernissen hatte sie sich noch etwas rührend Jugendliches bewahrt, das ihr die Herzen der Kinder um so sicherer gewann.

Sophie war in der warmen Abendluft, unter den Sternen, die nun am Nachthimmel blitzten, wieder in ihren Lieblingstraum versunken. Sie war plötzlich reich und kam nach Hause wie eine gute Fee. Unter ihrem Zauberstabe verwandelte sich das alte Wohnzimmer. Das braune Sopha, über dessen schadhaften Ueberzug die Mutter oft geseufzt hatte, wurde neu. Der Vater bekam einen schönen grauen Schlafrock und das neueste Konversationslexikon, das er sich seit lange wünschte. Und die Kleinen, ach — für die wollte sie die reinste Weihnachtsbescheerung herrichten mit lauter langersehnten Ueberraschungen.

Sie mußte lächeln über diese kindischen Unmöglichkeiten, die sie sich so lebhaft ausmalte, daß sie sich ordentlich die vergnügten Gesichter vorstellen konnte. Dann packte sie mit einem Seufzer ein, was sie von ihrem Gehalt entbehren konnte. O, sie schickte es gerne! Nur, daß es so

wenig war, betrübte sie. Als sie dann bei der Lampe vor ihrem Briefe saß, und ihre Feder nur so über das Papier hinflog, da machte sie schon wieder ein heiteres Gesicht.

Im Grunde waren die reichen Leute, unter denen sie hier lebte, lange nicht so lustig, wie sie zu Hause gewesen. Sie besaßen wohl kostbare Teppiche in der Flucht von üppig ausgestatteten Zimmern, und theure Möbel und Schränke voller Kleider, aber es lastete doch wie eine Wolke der Langeweile und der Verdrießlichkeit über der ganzen Familie. Sie hatten einander gar nicht lieb; und dann — die vielen nutzlosen Sorgen, die sie in ihrer Sorglosigkeit sich selber schufen! Gestern hatte Fräulein Ida, die älteste Tochter, geweint, weil ein neuer Hut ein paar Stunden zu spät gebracht wurde; und die Frau Kommerzienrath Wolff hatte Nervenzufälle bekommen, weil der Tapezierer eine Goldschnur statt eines Plüschstreifens an ein Deckchen gesetzt.

Sophie war ganz in ihren Brief versunken, da wurde geklopft.

Rasch warf sie das Blatt in die Mappe. „Herein!"

Eine junge Dame in einer eleganten Abendtoilette rauschte in das kleine Zimmer.

„O, Fräulein, es ist so langweilig, wenn nach dem Theater schon Alles schläft. Ich möchte noch mit Jemand plaudern! Gerade heute! Ich kann Ihnen auch sehr interessante Neuigkeiten erzählen, Fräulein!"

Die älteste Tochter des Hauses, die hübsche, neunzehnjährige Ida, war nicht immer so liebenswürdig gegen die Erzieherin ihrer jüngeren Schwestern.

Sophie saß ihr auch ziemlich überrascht und verlegen gegenüber.

Die beiden Mädchen hatten dunkelbraunes Haar, braune Augen und eine zartrosige Hautfarbe. Es war für einen flüchtigen Beschauer fast eine gewisse Aehnlichkeit in den

beiden jugendlichen Köpfen, auf die nun das Licht der kleinen Lampe fiel. Ida, in ihrem mit Spitzen und Bändern verzierten reich aufgebauschten Kleide, mit dem blitzenden Schmuck an Hals, Armen und Händen, war freilich eine weit auffallendere Erscheinung. Das schlichte junge Mädchen in der grauen Hausbluse, mit dem einfach im Nacken zusammengerollten Haar, mußte vollständig verschwinden neben der strahlenden, schlanken Modedame.

Aber Sophiens Schönheit war natürlicher. Eine Viertelstunde draußen in freier Natur, in Sturm und Unwetter, hätte alle die Kunst, all' den zarten Puder von Ida's Wangen und all' das zierliche Gekräusel ihres Haares fortgewischt, während das Naturkind nur frischer aufgeblüht wäre, mit einem wilderen Gelock um die Schläfen.

„Ja, eine Neuigkeit, Fräulein Sophie," fuhr die junge Dame fort. „Wir reisen in ein paar Tagen nach Tirol. Ueber das Stilfser Joch und in die Schweiz. Und Sie dürfen auch mit!"

Freudige Ueberraschung röthete das junge Gesicht. „Ich? Nach Tirol — in die Berge? Ach, Fräulein, das ist ja herrlich!"

Nur die Scheu vor der jungen Gebieterin hielt sie zurück, sonst wäre sie im Zimmer herumgetanzt vor Vergnügen. Sie war ja noch so jung, erst achtzehn. Für sie war überall da draußen in der Welt noch das Paradies.

„Ja, und nun kommt erst das Wichtigste," fuhr Ida fort. „Aber bitte — das ist ein Geheimniß. Sie müssen mir versprechen, es vorläufig für sich zu behalten." Sie sah mit einem etwas koketten Lächeln auf ihre ringgeschmückten Hände. „Wir werden nämlich einen jungen Mann treffen, der mit uns die Reise macht. Einen Hamburger, Herbert Bergmann heißt er. Herbert ist ein netter Name. Finden Sie nicht?"

„O ja," sagte Sophie etwas verlegen.

„Kurz und gut, er ist eigentlich mein Verlobter. Das heißt, er soll es werden. Unser Haus hat nämlich wichtige Verbindungen mit Bergmann & Compagnie, und die Väter wünschen, daß wir ein Paar werden. Ach, ich freue mich, Fräulein! Denken Sie nur: fortkommen von hier, aus diesem langweiligen Nest! Und dann meine Aussteuer! Wenn ich einmal in Frankfurt ganz nach Herzenslust einkaufen darf! Mama hat mir auch schon verspochen, daß sie mir ihre schönsten Brillanten zur Hochzeit schenkt."

Die Augen der jungen Erzieherin waren immer größer und erstaunter geworden in der Verblüffung über diese merkwürdige Verlobung, die das Fräulein so leicht zu nehmen schien.

„Sie kennen also Ihren Bräutigam noch nicht? Sie haben ihn noch nicht einmal gesehen?"

„Nein, das heißt — auf der Photographie. Kennen lernen sollen wir uns ja auf der Reise. Uebrigens," fügte sie nun, etwas erröthend, hinzu, „gefällt er mir auf dem Bild recht gut. Er ist hübsch. Nun, und ich glaube auch, daß er mit mir ganz zufrieden sein wird. Wissen Sie, ich hätte Ihnen das nicht Alles ausgeplaudert, aber ich soll ja einen englischen Brief schreiben. Mein Verlobter ist nämlich noch in England bei Verwandten, die auch mit uns verschwägert sind. Sie helfen mir, nicht wahr, Fräulein? Aber heute noch. Papa darf es nämlich nicht wissen, daß ich den Brief nicht fertig bringe, ich muß ihn morgen noch abschreiben. Aber vor elf stehe ich nicht auf."

Sophie warf einen Blick auf die Uhr. Mitternacht! Sie durfte nicht so lange schlafen wie Ida; sie hatte um acht Uhr ihre erste Stunde zu geben. Aber sie setzte sich doch geduldig hin und schrieb in korrektem Englisch, was die junge Dame ihr in ziemlich abgerissenem, mangelhaftem Deutsch diktirte.

Dann, als Ida sie mit einem kurzen Dank verlassen,

mußte Sophie doch auch noch ihrer Mutter erzählen, daß sie fort dürfe in die Berge. Auf der Landkarte verfolgte sie den Weg. Und ihre frischen Wangen brannten ordentlich vor Aufregung und freudiger Erwartung.

Am Tage vor der Abreise sollte auch noch der einzige Sohn der Familie, welcher in Berlin in einem Geschäftshause war, eintreffen.

„Mein Bruder Eduard ist ein kecker, übermüthiger Mensch!" bemerkte Ida mit einem gewissen schwesterlichen Stolz. „Sie werden sehen, Fräulein! Er war schon als kleiner Junge der Schrecken meiner Gouvernanten. Wie der zu kommandiren weiß! Die Dienstboten zittern vor ihm!"

Eine Trotzfalte grub sich auf Sophiens glatter Stirne ein. Sie nahm sich fest vor, sich von dem jungen Menschen nichts gefallen zu lassen. Es war gerade genug, daß die Frau Kommerzienrath ihr täglich das Glück vorwarf, daß man sie auf die theure Reise mitnahm — jedenfalls doch nur, um mit den Kindern keine Plage zu haben — und sich im Voraus für diese ärgerliche Ausgabe durch launenhafte Ungerechtigkeiten rächte. Es war gerade genug, daß ihre beiden Zöglinge, die elfjährige Lilly und die zehnjährige Laura, in ihrem Ferienübermuth kaum zu bändigen waren, und daß Ida sie beständig über die altmodischen Fähnchen neckte, welche die Gouvernante auf die Reise mitnahm. „Ich glaube, Sie vernaschen Ihr Gehalt, Fräulein! Sonst könnten Sie sich doch einmal ein anständiges Kleid kaufen."

Als dann der Wagen mit dem jungen Herrn anfuhr, hörte man schon unten im Flur eine laute, affektirt schnarrende Stimme rufen: „Johann, Johann! J, wo ist denn der Kerl!"

Vom Fenster aus hatte Sophie schon einen Blick auf

diesen neuen Familiengenossen geworfen. Er war natürlich nach der allerneuesten Mode gekleidet, ein „Gigerl", wie es sein mußte.

Im Eßzimmer, in dem man sich dann einfand, standen die Thüren offen. Nebenan im kleinen Salon aber frug der junge Herr eben, als Sophie eintrat, seine Schwester: „Nun, habt ihr wieder ein recht altes Ungeheuer von einer Gouvernante?"

„Nein, alt ist sie nicht," erwiederte Ida. „Ein ganz nettes, bescheidenes kleines Ding; nur scheußlich angezogen."

Gleich darauf mußte Sophie der gnädigen Frau im Nebenzimmer ein Buch holen.

Eduard lag in einem Sessel mit gekreuzten Beinen und klemmte das Glas in's Auge bei ihrem Eintreten. Aber er regte sich nicht aus seiner bequemen Stellung. Nun kam er ihr viel eher komisch vor, als ärgerlich. Ein kaum mehr als zweiundzwanzigjähriger Mensch, mit einem kecken Knabengesicht, der sich schon den Anstrich eines erfahrenen Lebemannes geben wollte!

Sie sah ihn scharf an, hochmüthig und selbstbewußt. In diesem Moment fühlte sie sich ganz als stolze junge Offizierstochter. Wenn er keine Manieren hatte, wollte sie ihn auch behandeln wie einen unerzogenen Jungen. Nach ein paar Sekunden sprang er denn auch in die Höhe, ließ das Glas aus dem Auge fallen und machte eine Verbeugung mit vorgeschobenem Kopfe.

„Ei, ei! Sind Sie die neue Erzieherin! Na, das laß ich mir gefallen!" sagte er, mit einer herablassenden Vertraulichkeit an sie herantretend, gerade als wolle er ihr das Kinn streicheln.

Das Blut schoß dem Mädchen in die Schläfen vor Zorn. Vornehm und gelassen nickte sie ein wenig. Aber sie hatte die feinen Brauen in die Höhe gezogen, und ihre

Augen blitzten ihm so abwehrend entgegen, daß er verlegen einen Schritt zurücktrat.

Bei Tische führte Eduard das Wort.

„War das köstlich gestern in der Bahnhofsrestauration! Neben mir saßen ein paar sehr ältliche Damen; voriges Jahrhundert, auch im Anzuge! Geflickte Handschuhe — anständige Schäbigkeit. Erst suchten sie auf der Speisekarte nach dem Allerbilligsten; dann bestellten sie zusammen eine Portion. Zufällig hörten sie, woher ich sei. ‚Ach, mein Herr, könnten Sie uns nicht in der Stadt ein billiges Hotel sagen?‘ flüsterte die Eine mit einem altjüngferlichen Erröthen. — ‚O, gewiß,‘ erwiedere ich. ‚In der ‚Deutschen Eiche‘ wohnt man vortrefflich und zu so niederen Preisen, daß Sie staunen werden!‘ Sie schauten sich mit glücklichen Gesichtern an. Nun stellt euch vor, wie sie hier herumlaufen und nach der ‚Deutschen Eiche‘ suchen werden, die es natürlich nicht gibt! Ich möchte nur ihre Gesichter sehen.“

Frau Wolf, die für gewöhnlich die Augen etwas zusammenkniff und die Mundwinkel herabzuziehen pflegte, weil sie diesen Ausdruck für sehr vornehm hielt, lachte über den „köstlichen Witz“ ihres Sohnes. Sie fand Alles vortrefflich und bewunderungswürdig an sich und ihren Kindern. Ihr Gatte kannte keinen höheren Ehrzeiz, als für einen Engländer gehalten zu werden, und hatte sich deshalb eine große Ruhe und Unbeweglichkeit angewöhnt. Aber auch er schmunzelte anerkennend. Ida und die jüngeren Mädchen konnten sich kaum halten vor Lachen. Nur Sophie sah mit einem finsteren Gesicht auf ihren Teller.

„Nun, Fräulein, Ihnen erscheint das nicht lustig?“ frug Eduard, sich zu ihr wendend.

Sie pflegte sonst zu Allem zu schweigen, was sie mitanhören mußte. Aber dieser junge Mensch mit seiner Selbstüberhebung reizte sie.

„Ich finde, es ist keine Schande, arm zu sein,“ sagte

sie, „und kein Verdienst, mit armen Leuten seinen Spaß zu treiben."

Frau Wolff warf ihr einen ihrer strafenden, hochmüthigen Blicke zu. „Sie können nun mit den Kindern noch in den Garten gehen," sagte sie.

Aber die beiden Mädchen wollten noch bei Tische bleiben und setzten, wie gewöhnlich, ihren Willen durch. So wurde Sophie an das Klavier geschickt, um im Nebenzimmer ein wenig zu spielen.

Eduard schaute ihr in die Noten.

„Was hätte ich den beiden Altchen denn erwiedern sollen, Fräulein? Ich kenne doch kein billiges Hotel," sagte er leise.

„Hätten Sie ihnen doch gesagt: ich bin der Sohn eines reichen Mannes, ich habe nie im Leben fragen müssen, was die Dinge kosten. Ich weiß nicht, wie es Menschen zu Muthe ist, die sich selbst ihren Unterhalt verdienen und deshalb rechnen müssen."

Sie wußte selbst nicht, warum die Bitterkeit, die sie in dem üppigen Hause still in sich eingeschluckt, nun plötzlich vor diesem jungen Männergesicht auf ihre Lippen trat. . . .

„Das ist ja ein ganz schneidiges, streitsüchtiges Ding, eure neue Gouvernante!" bemerkte Eduard später zu Ida.

„Nur Dir gegenüber. So habe ich sie noch gar nicht gesehen. Sie ist sonst still und sanft wie ein Lamm."

Es braucht nicht viel, um einem eitlen jungen Menschen zu schmeicheln. Eduard bildete sich etwas darauf ein, daß Sophie ihn anders behandelte, als die übrigen Familienmitglieder. Und sie war hübsch, wirklich hübsch!

2.

Der erste Morgen an einem fremden Ort! Sophie erwachte in dem malerisch gelegenen Landeck, einem Landstädtchen von echt tirolerischem Charakter. Sie hatte kaum

zu schlafen vermocht, so erregt war sie von all' der Fülle von Schönheit, an welcher sie der Schnellzug im Fluge vorbeigetragen. Schwarzwald, Bodensee, und dann die Arlbergbahn mit ihren großartigen Eindrücken.

Als dann die helle Sonne, die in das Zimmer schien, sie aus einem kurzen festen Schlaf weckte, besann sie sich erst mit einem freudigen Schreck, wo sie war. Also wirklich in den Bergen! Wie oft, wenn sie in der Heimathstadt die duftigen, blauen Linien gesehen, hatte sie sich gesehnt in diese wunderbare Alpenwelt, in die sie nun immer tiefer und tiefer hineinkommen sollte. Ihre Glücksstimmung ließ sie nicht länger ruhen. Sie zog sich leise an, um ihre schlafenden Zöglinge nicht zu stören.

Kurz vor der Abreise hatte ihr noch eine Verwandte ihrer Mutter, die für Sophie eine besondere Vorliebe besaß, ein Lodenkleid geschickt. Das saß ganz reizend an der jugendlich schlanken Gestalt, und die Gouvernante sah mit ihrem hellen Matrosenhut, mit dem Ledertäschchen am Gürtel recht elegant aus; sehr „chic“, wie Eduard behauptete.

Es war noch ganz morgenkühl und morgenstill, als Sophie hinausschlüpfte und sich im Garten auf einer Bank niederließ. An einem offenen Fenster aber stand ein junger Mann und schaute unverwandt auf die einsame junge Dame, die, ganz in Bewunderung versunken, zu den Gipfeln hinaufschaute und dem Rauschen der Innwellen lauschte.

Er konnte allerdings ihr Gesicht nicht sehen; nur die feine Wangenlinie, das kleine Ohr und ein Stückchen des weißen Halses mit dem braunen, lockigen Haar. Aber dieses Wenige schien ihn doch so zu fesseln, daß er in der schönen Landschaft nur diese schlanke Staffage betrachtete. Als Sophie aufstand, verschwand auch er vom Fenster.

Lebhaftes Reiseleben regte sich nun um das Gasthaus. Pferde wurden angeschirrt, Landauer herausgeschoben und geputzt. Postwagen fuhren schwerbepackt ein; Reisende

rollten schon vorüber im luftigen, offenen Gefährt. Halb schüchtern, halb neugierig, trat Sophie einen Moment auf die kleine Terrasse vor dem Hause, auf der schon verschiedene Menschen standen. Elegante Herren und Damen, mit Gletscherschleiern und kokettem Bergstock; aber auch echte Touristen mit kühn entschlossenen Augen, den Eispickel in der Hand, den Rucksack auf dem Rücken.

Der Postbote kam eben die paar Steinstufen empor. „Ich habe ein Telegramm an Herrn Kommerzienrath Wolff,“ sagte er.

„Bitte, wollen Sie mir das geben?“ sagte Sophie.

Sie war im Hause des Kaufherrn zu sehr an Depeschen gewöhnt worden, um denselben eine besondere Bedeutung zuzumessen, und stieg daher in aller Ruhe die Treppe empor.

Aber dicht hinter ihr kam ein rascher Schritt. Ein Arm schlang sich um ihre Gestalt, und eine leise jubelnde Männerstimme flüsterte ihr im hübschen Hamburgerdeutsch zu: „Du bist's! Du bist's! dachte ich's doch! hoffte ich's doch, obwohl Du noch viel, viel schöner bist, als Dein Bild —“ Und in dem Halbdunkel der Treppe drückte er ungestüm einen Kuß auf ihre Lippen.

Sophie war nahe daran, vor Schrecken die Treppe herabzufallen, und da sie wankte und fast zurückstürzte, lag sie einige Sekunden lang in seinen Armen. Sprachlos, kaum eines Gedankens fähig, in einer lähmenden Bestürzung wehrte sie sich nun heftig.

„Verzeih', ich habe Dich überrascht!“ bat er. „Ach! Ich freute mich so sehr. Aber warum siehst Du mich so entsetzt an? Des Kusses wegen? Sollen wir uns nicht lieben, verloben? Bei mir braucht's kein Besinnen mehr.“

Nun erst vermochte Sophie wieder zu denken, sich zu erinnern an Ida's ihr anvertrautes Geheimniß von dem jungen Mann, mit dem sie hier zusammentreffen würden. Er also war es! Ein großer Mann, schlank und breit-

schulterig, mit einem verhältnißmäßig kleinen Kopf und jenen weichen vollen Lippen, wie sie die griechischen Bildhauer ihren Jünglingen gaben, die fast etwas zu Sanftes, Weibliches haben. Ein dunkler Schnurrbart milderte freilich diesen Eindruck; es blieb nur ein einschmeichelnd-liebenswürdiges, aber gerade vielleicht deshalb nicht sehr energisches Männergesicht. Eine heiße Röthe überfluthete die Wangen, den Hals des jungen Mädchens; die Augen wurden ihr heiß vor Erregung, als sie nun begriff, daß er sie für Ida, für seine Braut gehalten hatte.

„Sie irren sich," stammelte Sophie. „Ich bin die Gouvernante in der Familie Wolff."

Er ließ erschrocken den Arm sinken; einen Moment stand auch er ihr mit einer verlegenen Beklommenheit auf der Treppenstufe gegenüber. Ja, es war unverkennbar ein Ausdruck der Enttäuschung in seinen Augen. Dann faßte er sich und sagte mit treuherziger Offenheit: „Das ist ja allerdings eine recht seltsame Art, mit der ich mich bei Ihnen eingeführt habe, mein Fräulein. Und nun kann ich nichts thun, als Sie inständig bitten, meinen Ueberfall zu entschuldigen und zu schweigen."

Sie nickte, noch immer ganz verstört und fassungslos. Er verbeugte sich und ging schnell davon....

Eine Stunde später, beim Frühstück, ließ er sich ihr vorstellen, wie einer Fremden, und kein Blick, keine Miene erinnerte an die glückstolle Stimmung, in welcher er sie eine Minute lang in den Armen gehalten. Sophie aber erröthete heiß.

Die Depesche hatte eine gute Geschäftsnachricht gebracht; so fuhr man denn in bester Laune in den zwei offenen Wagen dahin durch das Innthal, zwischen grünen Bergrücken, auf welchen, noch in unglaublicher Höhe, Häuser, ganze Dorfschaften stehen in weltferner Verschollenheit. Frau Wolff fand es höchst aufopfernd, daß Eduard seinen

Platz im Wagen dem jungen Hamburger abgetreten und sich zu seinen jüngeren Schwestern und deren Erzieherin gesetzt hatte. Aber es ging recht lustig zu in dem hinterdrein rollenden Gefährte. Je weiter man sich aus dem Stadtleben entfernte, desto mehr fielen Eduard's geckenhafte Manieren, die ja nur ein Produkt der Städte sind und in freier Natur allzu lächerlich erscheinen, von ihm ab. Im Grunde war er ein ganz gutmüthiger, harmloser Mensch, der sich nur von seiner Umgebung stark beeinflussen ließ. Die achtzehnjährige Sophie aber war noch Kind genug, um über seine Späße und Anekdoten zu lachen.

Erst als man in den Engpaß von Finstermünz einbog, ward das junge Mädchen ernster. Erschreckend, beängstigend in ihrer düsteren Schönheit wirken hier die hochragenden Berge, die wie gigantische Mauern die Welt abzusperren scheinen, in deren Tiefe mit dumpfem Grollen der eingezwängte Fluß rauscht.

Man aß auf der Veranda des Wirthshauses, von der man in den Felsenabgrund hinabblicken kann, aber auch einen Schweizer Gletscher herüberblitzen sieht, zu Nacht. Es war bestimmt worden, daß Sophie mit ihren Zöglingen englisch sprechen solle, um sich auf der Reise nützlich zu machen. Herbert Bergmann, der frisch von England kam, mischte sich lebhaft in die Unterhaltung der kleinen Mädchen. Ida war sehr wortkarg.

„Aber Sie schreiben doch ein reizendes korrektes Englisch, gnädiges Fräulein," sagte der Hamburger verwundert.

Ida warf einen hilflosen, ärgerlichen Blick auf ihre Mutter. So ward die Erzieherin dann mit den beiden Kindern zu Bett geschickt, obwohl nun eben der Mond heraufstieg und die Hochgebirgswildniß mit weichem Glanze umfloß. —

Sophie war am Morgen zuerst wieder wach und im Freien. Diese einsame Bewunderung, während die Anderen

noch schliefen, dünkte ihr eine köstliche Feststunde. Aber sie wurde ihr nicht lange vergönnt.

Herbert Bergmann, der schon eine Weile auf dem nahen Gestein herumgeklettert war, rief ihr „guten Morgen“ zu.

„Ich habe zum ersten Male in meinem Leben Alpenrosen gepflückt. Darf ich sie Ihnen überreichen, mein Fräulein?“ sagte er mit einem vollen, warmen Blick in ihre Augen.

Wieder bemächtigte sich ihrer die beklemmende Verwirrung, gegen welche sie schon gestern zu kämpfen gehabt, wenn er in ihrer Nähe war. In Gegenwart der Familie Wolff hatte er sie während des ganzen Tages mit Gleichgiltigkeit behandelt und kaum das Wort an sie gerichtet.

„Bitte, geben Sie die Blumen doch Fräulein Ida. Ihr gehören sie zu,“ sagte sie abweisend.

Er drückte ihr die Alpenrosen fast gewaltsam in die Hand.

„Ich werde dem gnädigen Fräulein einen Strauß kaufen,“ erwiederte er.

Der Kommerzienrath rief nach ihm. Er machte eine fast ungeduldige Bewegung, eilte aber rasch in das Haus. Sophie war kaum allein, als sich Eduard zu ihr gesellte.

„Wer gab Ihnen die Alpenrosen? Herr Bergmann?“ frug er heftig. „Er soll Ihnen keine Blumen schenken. Ich leide es nicht!“ Mit knabenhaftem Ungestüm riß er ihr die rothen Blüthen aus der Hand und schleuderte sie hinab in die Tiefe.

Sophie sah den Blumen mit traurigen Augen nach. Es waren die ersten, die man ihr schenkte; die ersten Alpenrosen, die sie je in der Hand gehalten.

„Herr Wolff, Sie haben kein Recht, mich zu hofmeistern!“ rief sie. „Ich finde überhaupt, daß —“

Sie brach aber verlegen ab. Er hatte ja ein Recht, die Aufmerksamkeiten zu mißbilligen, die der Verlobte

seiner Schwester ihr erwies. Wie schuldbewußt schwieg sie, als Eduard nun weiter grollte:

„O, er soll sich nur keine Freiheiten gegen Sie herausnehmen, sonst werde ich es ihm verbieten, diesem Herrn!"

Am Fenster aber stand Frau Wolff und sah ihren Sohn dicht neben dem jungen Mädchen am Geländer lehnen in vertraulichem Gespräch.

„Fräulein — Fräulein!" rief sie unwillig.

Als Sophie eiligst die Treppe emporgesprungen war, wurde sie von einem Hagelwetter von Vorwürfen empfangen: Ob man sie auf die Reise mitnähme, damit die Kinder allein in ihrem Zimmer blieben! Ob sie denn keinen Begriff habe von ihrer Verantwortung, von ihrer Pflicht?

Als die Wagen angespannt waren, erklärte Frau Wolff sehr energisch, sie würde mit Lilly und Laura und dem Fräulein fahren. Aber hatte sie schon ihren kleinen Kindern gegenüber ihren Willen nicht durchzusetzen gewußt, bei den großen gelang ihr das ganz und gar nicht mehr.

„Nein, Mama, ich behalte meinen Platz. Bitte, reize mich nicht, sonst kehre ich einfach um," bemerkte Eduard in seiner kecken Weise.

Ein böser Blick der Mutter traf — nicht etwa den ungehorsamen Sohn, sondern die Gouvernante. Sophie fühlte, daß sie wohl mit mancher Bitterkeit für das Glück dieser Reise zahlen mußte.

Und nun weiter, in das wieder sonniger, freundlicher werdende Thal. Ein Mittagessen in Nauders, wo es von Reisenden wimmelt, die kommen und gehen. Man schlummert ein wenig bei der Weiterfahrt in der Nachmittagshitze, und schlägt erst wieder die Augen auf, als über der Malserhaide der Ortler aufsteigt in seiner ganzen leuchtenden Schneeherrlichkeit. Nach der großartigen Melancholie des öden, von Seen unterbrochenen Haidelandes kam das alte Städtchen Mals, mit üppigen Blumen und Früchten in

allen Gärten. Dann ging es weiter nach Prad, wo die Stilfser Jochstraße beginnt. Wie ein italienisches Nest liegt Stilfs mit seinen armseligen malerischen Häusern hoch oben an den Felsen geklebt. In der Staubwolke, die der frische Wind aufwirbelte, kamen immer neue Wagen dahergerollt, auch Reisende zu Fuß sah man mit dem Rucksack dahermarschiren. In Gomagoi, wo der Weg nach Sulden abzweigt, stauten sich fast die Wagen mit all' der eleganten Welt, die dem neuen Gasthofe am Fuße des Ortler zuströmte.

Es war Abend, als die Familie Wolff an ihrem vorläufigen Ziele in Trafoi anlangte. Wenige hochgelegene Häuser, mit schönem, dunklem Tannenhintergrund, über dem sich wie ein Riese der Bergstock des Ortlers aufbaut. Vor dem Postgasthause trieben sich schon einige obdachlose Reisende, wie Schwalben, die kein Nest finden, in rathloser Unruhe umher. Kein einziges Bett mehr im ganzen Hause.

„Es ist doch recht gut, daß ich um Zimmer telegraphirte," bemerkte der Kommerzienrath, in behaglicher Ruhe sich in die Kissen zurücklehnend. Doch als man nun ankam, machte auch hier der Wirth eine verzweifelte Geberde.

„Unmöglich, mein Herr, so viel Platz zu schaffen. Ganz unmöglich!"

Obwohl der Kommerzienrath die Stirn runzelte, obwohl er mit kaltem Zorn bemerkte: „Ich bezahle Ihnen doppelt für jeden halbwegs erträglichen Raum!" man konnte die Fremden, die einmal da waren, nicht hinauswerfen. Schließlich fand sich zu dem Zimmer für Herrn und Frau Wolff und zu der Stube mit drei Betten, welche bereit standen, noch eine Kammer für die jungen Herren.

„Es bleibt nichts übrig, als daß die drei Töchter beisammen schlafen," erklärte die Frau Kommerzienrath. „Das Fräulein muß sich eben heute Nacht mit ein paar Stühlen

in der Gaststube begnügen. Das ist einmal nicht anders auf der Reise."

Dagegen empörte sich Herbert's anerzogene Ritterlichkeit und sein gutmüthiges Herz.

„Das geht doch nicht. Das Fräulein muß doch ein Zimmer haben."

„Natürlich!" fiel ihm Eduard in die Rede. „Ich schlafe auf dem Heu!"

„Aber, Eduard, welche Idee!" rief die Mutter mit einem zornigen Blick auf Sophie.

Doch das mütterliche Entsetzen bestärkte den eigensinnigen jungen Mann nur in seinem Wohlgefallen an dem ländlichen Nachtlager, das er mit ein paar norddeutschen Studenten, die zu Fuß gekommen waren, theilen wollte. Man ging im Mondschein noch ein wenig spazieren. Nur Kuhglockengeklingel, nur das Rauschen der Bergwasser unterbrach die tiefe, wunderbare Bergruhe. Und über dem Dunkel des Waldes die weißen Firnenfelder, die wilden Eismassen der Gletscher!

„Ich muß Ihnen herzlich danken für das Opfer, das Sie mir bringen, Herr Wolff!" wendete sich Sophie an Eduard, der auffallend still neben ihr herging, wie bewegt von dieser großen Nachtschönheit.

„Wäre es doch ein Opfer!" betheuerte er mit seiner jugendlichen Wärme. „Ich brächte es ja so gern für Sie! — Fräulein!" fuhr er dann leiser fort: „Wie denken Sie sich den Mann, dem Sie gut sein könnten?"

Vor einem Tage noch hätte Sophie herzlich gelacht über diese Gewissensfrage und dem jungen Menschen schnippisch erwiedert: „Ganz, ganz anders, auf alle Fälle, als Sie, Herr Wolff."

Aber die großartige, wilde Landschaft schuf ihr eine feierliche Stimmung. Und Eduard hatte sich verändert in der kurzen Zeit. Er war nicht mehr der eingebildete

Geck mit schnarrender Stimme, der ihr am ersten Abende einen solchen Zorn erweckt hatte. Es klang durch seinen Ton jener Ernst, jene leidenschaftliche Wärme, die für ein Mädchenherz immer etwas Rührendes besitzen. Zugleich aber erschreckte sie auch dieser Ernst. Sie hatte wohl gefühlt, daß die zornigen Blicke, die verschiedenen kleinen Rücksichtslosigkeiten, die sie seit ein paar Tagen von Frau Wolff erfuhr, sie strafen sollten für das Interesse, das der Sohn ihr schenkte.

„Den Mann, dem ich gut sein könnte?" wiederholte sie. Dann besann sie sich eine Weile. „O, er müßte vor Allem selbstständig sein. Stark, selbstbewußt, aber nicht eitel, bereit, unerschrocken das Größte zu leisten, jeder Gefahr in's Auge zu schauen, damit ich zu ihm aufblicken könnte!"

Sie hattte eigentlich nie darüber nachgedacht, welchen Mann sie lieb haben würde; es blieb ihr meist zu wenig Zeit zu müßigen Träumereien. Sie hielt es auch für höchst unwahrscheinlich, daß einem armen Ding, wie ihr, je eine Wahl offen stünde. Sie entwarf nur mit einem raschen Einfall ein Ideal, das ihm möglichst unähnlich war.

Aber zu ihrer Ueberraschung erwiederte er, keineswegs entmuthigt, mit trotzigem Gesicht: „Es ist gut! Ich danke Ihnen! Sie fordern viel. Aber Sie werden sehen, daß Sie nicht zu viel gefordert haben!"

Lilly und Laura kamen ihnen nachgesprungen und hingen sich an den Arm ihrer Erzieherin. Es blieb keine Gelegenheit mehr zu einem weiteren Wort mit Eduard.

3.

Als sich am nächsten Morgen die Familie Wolff zu ziemlich später Stunde zum Frühstück in der Veranda niederließ, vor der nun im Sonnenglanze die weißen Spitzen schimmerten, fehlte der Sohn. Man nahm an,

er habe einen Spaziergang gemacht, und trank wohlgemuth den Kaffee. Aber Stunde um Stunde verging und er kam nicht. Endlich brachte ein Führer einen Zettel, den ihm ein junger Mann gegeben hatte, welchem er unterwegs begegnet war.

„Liebe Mutter, mache Dir keine Sorgen um mich," stand auf dem aus einem Notizbuch gerissenen Blatte. „Ich mache mit den beiden Herren, die ich auf dem Heulager kennen lernte, einen Ausflug auf den Ortler und komme morgen zurück."

Frau Wolff war schon über diese Nachricht außer sich. Als sich dann aber auch noch herausstellte, die drei jungen Leute seien ohne Führer und ohne ordentliche Bergausrüstung, nur mit entlehnten Bergstöcken fortgegangen, ward auch der Kommerzienrath beunruhigt.

Gegen Mittag zog ein Gewitter herauf, bis der Abend kam, war das Thal eingehüllt in Wolken. Es stürmte, es regnete, eine eisige Luft wehte durch das Haus, daß man sich in Jacken und Shawls einhüllte.

„Auf dem Ortler schneit's heute die ganze Nacht!" sagten die Führer.

Und der arme junge Mensch mit seinem eleganten Ueberzieher da oben in der Eiswildniß!

Frau Wolff mußte an irgend Jemand ihren Groll auslassen, um sich zu rächen für die Unruhe, die sie erlitt.

„Wenn ich geahnt hätte, daß Sie uns auf der Reise solche Ungelegenheiten verursachen, Fräulein, dann würde ich Sie zu Hause gelassen haben," wendete sie sich mit ihrer kränkendsten Miene an Sophie. „Sie, Sie ganz allein tragen die Schuld, daß mein armer Junge sich nun da oben der schrecklichsten Erkältung und allen erdenklichen Gefahren aussetzt. Nur weil er in seiner übertriebenen Gutmüthigkeit Ihnen sein Zimmer abtrat, ist er dazu ver-

führt worden. Als ob eine Nacht auf ein paar Stühlen Sie umgebracht hätte! Man sollte in Ihrer Stellung sich solche Ansprüche gar nicht erlauben, eine solche Aufopferung gar nicht annehmen. Aber natürlich, diese Fräuleins wollen immer die Damen spielen, und je besser es ihnen in einem Hause geht, desto verwöhnter werden sie."

Herbert machte ein schmerzlich verlegenes Gesicht. Es war ihm entschieden über die Maßen peinlich, diese grundlosen Vorwürfe gegen das arme Mädchen mitanhören zu müssen. Da er selbst nicht wagte, die Dame zu unterbrechen, flüsterte er Ida, die neben ihm saß, die Bitte zu, dem Gespräch eine andere Richtung zu geben.

„Geh, Mama, so hör' doch 'mal auf! Das ist wirklich langweilig!" rief diese in ihrer respektlosen Weise. „Eduard wird schon wieder herunterkommen. Es schadet ihm nichts, wenn er ein bischen naß wird. Warum hat er so unsinnige Einfälle!"

„Das liegt eben gar nicht in seiner Art! Darum empört es mich gerade, daß er in diese unpassende Gesellschaft von leichtsinnigen Studenten gerieth. Aber auf dem Heu —" und nun ging's von Neuem wieder an.

Schließlich konnte Sophie ihre Thränen nicht mehr beherrschen und stand vom Tische auf.

Herbert fand sie eine geraume Weile später in einer Ecke der einsamen Veranda. Sie hatte das lockige Haupt auf die Arme gedrückt und schien ganz in Schmerz versunken. Sie ängstigte sich um Eduard. Mehr als die Mutter ja ahnen konnte, fühlte sie sich schuldig an seinem thörichten Streich. Sie mußte unaufhörlich an ihre Worte von gestern denken. Der kindische, tolle Mensch! Das also war das Große, das er leisten wollte, das war der Beweis der Unerschrockenheit, den er ihr brachte, daß er nun planlos, ohne Führer, mit frevelhaftem Leichtsinn in diese Eiswelt hineinrannte! Wenn ihm ein Leids geschah?

Sie hatte als Münchnerin so viel von den Gefahren der Gletscherwelt gehört, daß sie sein Unternehmen für noch viel bedenklicher hielt, als seine Angehörigen.

Herbert stand eine Weile mitleidig neben dem weinenden Mädchen.

„Fräulein, armes Fräulein!" sagte er dann sehr sanft und legte ihr die Hand auf die Schulter.

Sie fuhr empor und schaute ihn mit bestürzten Augen an, als habe die leichte Berührung sie bis in's Innerste durchschauert.

„Es thut mir so leid, Fräulein, wenn man hart mit Ihnen ist! Sie sind so einsam, so schutzlos! Ein so junges kindliches Mädchen, das schon sein Brod verdienen muß in der Fremde."

Seit Sophie von der Mutter fort war, hatte nie Jemand gefragt, wie es ihr zu Muthe sei; selbst die Ihren priesen nur immer ihr glückliches Loos; man war ja so froh, der Sorge um ein Kind ledig zu sein. Nun bewegte ihr diese Theilnahme, die er zeigte, ganz mächtig das Herz.

„O, ich bin ja nicht unglücklich darüber, daß ich mich nützlich machen muß! Dürfte ich nur ordentlich arbeiten, mich wirklich plagen von früh bis spät! Aber immer diese Vorwürfe, daß man nur aus Gnade geduldet wird!" klagte sie mit ihrem düsteren, verweinten Gesichtchen. „Manchmal meine ich, ich könnte es gar nicht tragen, immer nur eine Dienende zu sein, die wie eine Unfreie sich fügen und unterwerfen muß!"

Es war wie ein Aufschrei aus ihrer unterdrückten, stolzen jungen Seele.

„Ach, liebes Fräulein," sagte er nachdenklich, „glauben Sie nur nicht, daß es so viele wirklich Freie gibt. Wenn Sie sich unter den Männern umsehen — wer hat nicht seinen Vorgesetzten, dem er sich fügen, von dem er sogar Un-

gerechtigkeiten hinnehmen muß? Und wenn man auch anscheinend ein recht günstiges Loos gezogen hat —" er stockte einen Moment, dann fuhr er mit abgewendetem Gesichte und mit bewegter Stimme fort: „Ich bin zum Beispiel unter meinen Bekannten ein vielbeneideter Mensch. Aber muß ich mich nicht auch dem Willen meines Vaters fügen und unterwerfen in Allem, in den wichtigsten Fragen meines Lebens? Mein Vater würde einen Widerstand gegen seine Anordnungen so unerhört finden, als wäre unser altes solides Haus in's Wanken gerathen und müßte nächstens zusammenbrechen."

Er sprach ganz leise und erregt, als dränge sich ihm in dieser Dämmerstille, in der man den Regen rauschen hörte, vor dem traurigen Mädchen unwillkürlich auf die Lippen, was er in diesen Tagen innerlich in sich auskämpfte.

Mitleidig nahm er dann ihre Hand und hielt sie zwischen der seinen.

„Weinen Sie doch nicht, bitte! Es thut mir so weh, Sie weinen zu sehen!"

Bei seinen Worten hatten sich plötzlich ihre Augen wieder mit großen Thränen gefüllt. Hastig entzog sie ihm nun ihre Hand. Sie verstand ja sehr wohl, was sein Bekenntniß bedeutete: daß er die Braut wählen mußte, die sein Vater ihm bestimmte. Aber wenn er sich als Ida's Verlobten fühlte, warum stand er dann neben ihr mit seinem bewegten, einschmeichelnden Gesicht? Warum drückte er ihr so zärtlich die Hand und schuf ihr zu aller Angst, die sie zu ertragen hatte, auch noch eine bange, wilde Unruhe durch seine Nähe, ein Herzweh, als müsse sie ganz zerfließen vor Mitleid mit sich selber?

Aber wie scheu und furchtsam sie auch von ihm fortrückte und sich seinem Trost zu entziehen suchte, er legte ihr nun wieder eine Hand auf die Schulter und flehte:

„Bitte, bitte, seien Sie wieder muthig und heiter, mein liebes Fräulein! Und kommen Sie von hier fort, es weht eiskalt herein, Sie werden sich erkälten."

Es blieb ihr nichts Anderes übrig, als seinem Drängen nachzugeben; einigemal hatte sie schon mit einer wahren Todesangst nach der Thüre geblickt. Wenn ihre Herrin hereinkäme und den Bräutigam ihrer Tochter hier sähe in dem vertraulichen Gespräch mit der Gouvernante — das fehlte gerade noch.

Als sie bald darauf mit ihren Zöglingen „Gute Nacht" wünschte — für Ida war ein hübsches Zimmer neben den Eltern frei geworden — hatte sich Herbert mit der Familie Wolff zu einer Parthie Whist niedergelassen. Es war ja ein wenig seltsam, daß die jungen Leute, die sich auf der Reise kennen lernen sollten, nichts Besseres zu thun wußten, als miteinander Karten zu spielen. Aber Ida schien es zufrieden. Sie freute sich überhaupt über das schlechte Wetter. Es war ihr am vorhergehenden Tage langweilig gewesen, daß Herbert sich so viel für die Landschaft interessirte. Ihr war die Gegend höchst gleichgiltig. Er sollte sie bewundern, nicht die Berge. Nun konnte sie auch allerlei schöne Dinge aus ihrem Koffer herausholen. So oft sie ein neues Kleidungsstück, einen neuen Schmuck trug, fragte sie mit einem koketten Lächeln: „Wie gefällt Ihnen das, Herr Bergmann?"

Und er erwiederte mit seiner liebenswürdigsten Höflichkeit: „Reizend, ganz reizend, mein Fräulein." Ihrem oberflächlichen Sinn waren derartige Schmeicheleien so wohlgefällig wie ihrer Zunge die süßen Pralinés, die sie während des ganzen Tages knabberte.

Trotz des Regenwetters hörte man am nächsten Tage zu früher Stunde den Kommerzienrath mit knarrenden Stiefeln auf und ab gehen und nach dem Wirth rufen. Er hatte schlecht geschlafen aus Sorge um den Sohn. Als

man beim Frühstück saß, kam die Botschaft, es seien mit dem Fernrohr einige Männer zu erkennen, die vom Ortler herabkämen. Man wartete in Angst und Unruhe. Als sie näher kamen, konnte man mit dem Glas wohl unterscheiden, daß Eduard sich nicht unter ihnen befand. Aber sie würden wenigstens Nachricht geben können.

Mit der düsteren Miene eines Großinquisitors trat der Kommerzienrath den todmüden, durchnäßten Bergwanderern entgegen und fragte sie aus.

Nein, erhielt er als Antwort, drei junge Herren seien ihnen nicht begegnet. Es habe auch außer ihnen Niemand in der Unterkunftshütte übernachtet.

Aber wo waren dann die drei unglücklichen jungen Menschen geblieben?

Einer der Touristen erinnerte sich, einen Laut gehört zu haben, wie einen fernen Hilferuf. Aber der Führer hatte sie ausgelacht.

Frau Wolff fiel, einer Ohnmacht nahe, in einen Stuhl. „Mein armer, armer Sohn!"

„Man muß fort, augenblicklich! Man muß nach ihnen suchen!" befahl der Kommerzienrath.

Es waren nur ein paar Führer zur Stelle; der eine kam eben hungrig und müde vom Berg herunter. „Erst laufen die Herren ohne uns hinauf, dann können wir schauen, wie wir sie finden und herunterbringen," brummte er in gerechtem Zorn. Aber er nahm sich kaum Zeit, sich zu stärken; er war sofort wieder marschbereit.

Mit blassen Angstgesichtern sah man zu, wie die wackeren Männer ihre Vorbereitungen trafen. Der Kommerzienrath sah fahl und gealtert aus; seine Frau hatte eine heftige Migräne, war aber nicht zu bewegen, sich zurückzuziehen. Mit Leichenbittermiene saß man bei Tische. Frau Wolff reichte der Gouvernante die Platten mit einer stillschweigenden Verachtung, wie einer Verbrecherin, so

daß das arme junge Ding kaum einen Bissen über die Lippen zu bringen wagte. Ihre Zöglinge machten sich die Mißstimmung gegen ihre Erzieherin zu Nutze und gaben ihr unartige Antworten.

Stunde um Stunde verging. Der Wirth bemühte sich, seine Gäste zu zerstreuen, und erzählte zu diesem Zwecke allerlei Geschichten von Unglücksfällen, die sich schon in den Bergen ereignet hatten. Ida fing leise zu weinen an. Sie dachte, wie schrecklich es wäre, wenn sie Trauer bekämen. Dann könnte sie keine ihrer schönen, hellen Toiletten mehr tragen, und schwarz kleidete sie so schlecht.

Herbert bot ihr den Arm und führte sie in's Freie. Es hatte zu regnen aufgehört. Düster schälten sich die Felswände aus den Wolken hervor.

Sophie sah dem Paare nach, das Arm in Arm da draußen auf und ab wandelte. Ein wilder, bohrender Schmerz, wie sie ihn noch nie empfunden, durchfuhr ihr die Brust.

Niemals, mit keinem Gedanken, hatte sie den fremden Menschen, unter welchen sie lebte, ihren Ueberfluß mißgönnt; niemals mit ihrem Geschick gehadert, wie ernst es auch war, dem sonnigen Loose Ida's gegenüber. Und nun zum ersten Male beneidete sie das weinende Mädchen um den Arm, auf den sie sich stützen durfte, mit einem leidenschaftlichen Weh, daß sie hätte aufschreien mögen.

Mit aufgeregtem Gesicht stürzte in den Nachmittagsstunden der Wirth herein: „Die Führer kommen! Einen tragen sie! Das hab' ich gesehen!"

Die Reisenden, die vom Regen in Trafoi festgehalten wurden, sowie eine Schaar Neuangekommener versammelten sich vor dem Gasthause, um die Ankunft der Führer zu erwarten. Frau Wolff stützte sich auf ihren Gatten, Ida lehnte sich an Herbert's Arm, die kleineren Mädchen drückten

sich, halb weinend, halb neugierig, aneinander; um die Gouvernante kümmerte sich Niemand, wie schwer es ihr auch zu Muthe war. War's ein Todter, den die Führer trugen? War's Eduard?

Nun kamen sie über die Brücke, unter welcher der Gletscherbach in wilden Fluthen brauste. Nun kamen sie heran, langsam, vorsichtig. Drei Führer, zwei mit der schweren Last auf den Armen, und dann zwei seltsame, kaum kenntliche Gestalten.

„Das — das ist — das ist ja Herr Wolff!" jubelte Sophie, die mit ihren scharfen Augen am weitesten sah.

„Wo? Sie irren sich!" murmelte der Kommerzienrath verstört.

Aber Sophie zeigte freudig auf einen der hinterdrein Humpelnden.

„Sind Sie toll, Fräulein!" grollte Frau Wolff. „Der Mensch sieht ja aus wie ein Vagabund!"

Ein Juchzen der Führer kündigte an, daß die Sache verhältnißmäßig gut abgelaufen sei. Man athmete auf. Sie hätten nicht so hell gejauchzt mit einem Todten auf den Armen.

Mit dem jähen Uebergang von Angst zu ausgelassener Heiterkeit, dessen nur die erste Jugend fähig ist, war Sophie nahe daran, in ein lautes Lachen auszubrechen über Eduard's Anblick; sie mußte das Taschentuch auf den Mund drücken. Der elegante junge Herr! Da kam er nun kläglich, mit zerrissenen Stiefeln, beschmutzt und schlotternd vor Müdigkeit und Kälte. Auf dem Kopf trug er statt seines hellen Strohhutes, den wohl der Wind in irgend einen Abgrund geweht hatte, eine schäbige Mütze, die ihm der Führer geliehen haben mochte. Um die Schultern hing ein alter, grünbrauner Shawl. Und in dieser Verfassung mußte der eitle junge Mann sich den neugierigen Augen fremder Menschen aussetzen, die sich auf einen tragischen Vorfall

gefaßt gemacht hatten und nun spottend die Komödie dieses Einzuges genossen.

Auch der von den Führern getragene Student war in keinem besorgnißerregenden Zustand. Er hatte sich den einen Fuß übergetreten und war unfähig zu gehen, weiter nichts.

Aber gegen die Nadelstiche, die seine Eitelkeit trafen, schien Eduard unempfindlich geworden zu sein.

Sie waren im Schneegestöber vom Weg abgekommen, und hatten während der ganzen Nacht, frierend und schutzlos, da oben im Gestein gehockt, mit der folternden Angst, daß sie, sobald sie sich von der Stelle regten oder sich dem Schlaf überließen, in einen Abgrund stürzen könnten.

Man wird abgestumpft gegen schlechte Kleider nach einer solchen Nacht!

„Eduard, mein armer Junge! Es muß schrecklich gewesen sein!“ jammerte Frau Wolff.

„Na, hübsch war es nicht,“ erwiederte Eduard. „Aber es ist recht gesund, einmal so 'was zu erleben.“

Er sah merkwürdig gereift aus in seiner Bläße, auffallend nachdenklich. In das allzu weiche Dasein dieses verwöhnten Weltkindes war zum ersten Male der Ernst herangetreten: er hatte eine Gefahr bestanden.

Der Kommerzienrath ließ den Führern ein Festessen bereiten und ihnen eine gute Belohnung auszahlen. In sehr veränderter, heiterer Stimmung setzte man sich, nachdem Eduard ein wenig geruht und sich wieder in einen Kulturmenschen verwandelt hatte, zu Tisch. Seine beiden Leidensgenossen hatten die Einladung abgelehnt. Auch er war einsilbig und schien sein keckes Selbstbewußtsein auf dem Ortler gänzlich verloren zu haben.

Für die eingeregneten Touristen, die sich gelangweilt um das Haus herumtrieben und nach dem Wetter ausblickten, gab es schon wieder ein neues Schauspiel.

Ein höchst eleganter vierspänniger Reisewagen fuhr an dem Gasthause vor. Auf dem Bocke saß ein livrirter Diener und auf einem schmalen Brettchen hinter dem hohen Dache ein Mohr, der dann mit einem tiefen Bückling den Wagen öffnete und mit gekreuzten Armen stehen blieb.

Aus dem großen, mit Koffern beladenen Gefährt stieg nur ein einziger Herr. Er wurde von dem Wirth, von dem Dienstpersonal mit ganz besonderer Zuvorkommenheit begrüßt.

„Herr Baron, welche Ehre, daß Sie wieder bei uns absteigen."

Der Diener nahm dem Fremden den Mantel ab, und dieser trat in den Speisesaal, dessen Thüre der Wirth weit aufriß. Er stand schon in der Mitte des Lebens. Sein Haupt war sehr kahl; die wenigen Haare, die ihm noch blieben, trug er kurz geschoren. Ein graublonder Schnurrbart stach kaum ab von dem fahlen, graugelben Gesicht. Das Profil war gut geschnitten, aber er hatte eine Art, die Augenbrauen emporzuziehen und unter den breiten herabhängenden Lidern mit einem müden Blick hervorzuschauen, als verdiente die Welt nicht, daß er die Augen ordentlich öffne. Sein ganzes Auftreten verrieth das maßlose Selbstgefühl des steinreichen Mannes, der fest überzeugt ist, daß sein Besitz ihm auch das Recht gibt, auf Andere herabzuschauen.

Er warf einen gelangweilten Blick auf die anwesenden Gäste und wollte eben die Weisung geben, er wünsche auf seinem Zimmer zu speisen, als Kommerzienrath Wolff sich erhob: „Herr Baron de Haag, welche Freude, Sie hier zu sehen!"

Der Kaufherr, der sich sonst selbst als ein Allmächtiger fühlte und in unnahbarem Hochmuthe wartete, daß man sich vor ihm beuge, stand mit geschmeidiger Unter-

würfigkeit dem Baron gegenüber. De Haag war ein Größerer als er. Er hatte ebenso viele Millionen, als er Hunderttausende. Einem solchen Manne gegenüber fand er es ganz am Platze, den Nacken tief zu krümmen.

„Ei, Herr Kommerzienrath, seit Gastein hatte ich ja nicht mehr das Vergnügen!" sagte der Baron mit ungewohnter Liebenswürdigkeit. Er war froh, hier überhaupt einen Bekannten zu finden.

Das Gesicht der Frau Wolff verklärte sich ordentlich, als Herr de Haag sich der Aufforderung, an ihrem Tische Platz zu nehmen, nicht abgeneigt zeigte.

Er wolle nur ein wenig Toilette machen. In seinem Reisekostüm könne er sich nicht zu den Damen setzen, bemerkte er mit einer galanten Verbeugung vor den jungen Mädchen, die er Beide scharf fixirt hatte.

„Welche vornehme Erscheinung! Was für distinguirte Manieren!" flüsterte Frau Wolff ihrem Gatten zu. Man blieb bis zu später Stunde zusammen; das heißt, die Kinder waren mit der Erzieherin zu Bett geschickt worden, und Eduard hatte sich, todmüde, zurückgezogen. Ida war in ihrer Freude, daß Alles so gut abgelaufen war, und daß sie sich umsonst vor der Trauer gefürchtet hatte, in einer ganz ausgelassenen Stimmung. Sie sagte dem Baron mit ihrem koketten Lachen, er erinnere sie an ein Bild, das sie in einer Gallerie oder in einem Werke gesehen haben müsse; seit dem ersten Moment zerbreche sie sich den Kopf, welches Bild es war. Endlich wußte sie es. Das Porträt des Grafen Schack.

Er lächelte sehr geschmeichelt.

Der Baron hatte, wie die Familie Wolff, am nächsten Tag über das Stilfser Joch nach Bormio fahren wollen. Das trübe Wetter hielt sie in Trafoi fest. Aber man konnte einen Spaziergang zu den „Heiligen drei Brunnen" unternehmen. In tiefster, von Tannen umschatteter Wildniß,

unter der aufragenden Madatschspitze, steht hier ein Wallfahrtskirchlein. Dem eiskalten Wasser, das hier drei Bildsäulen entfließt, trauen die gläubigen Tiroler eine wunderbare Heilkraft zu.

Die übermüthigen Stadtmenschen aber saßen hier an dem düsteren Flecke am Fuße des Gletschers bei einem feinen Frühstücke, zu welchem der Baron sie eingeladen hatte, und Ida hatte ihre kindische Freude über den Mohren, der jedem Wink, jedem Blick seines Herrn gehorchte.

„Lilly, Laura!" rief Eduard seinen beiden Schwestern zu, „wir wollen ein wenig da hinaufsteigen in den Tannenwald." Man ließ die Kinder gerne ziehen. Sophie mußte selbstverständlich ihre Zöglinge begleiten.

Sie hatte mit Eduard nicht mehr allein gesprochen seit seiner Rückkehr vom Ortler.

„Nicht wahr, Fräulein, Sie verachten mich nun, weil ich Pech hatte," sagte er mit der ernsten Miene, die er noch immer zeigte. „Aber ich habe erst da oben Ihre Worte richtig verstehen gelernt; und Sie werden sehen, welch' ein anderer Mensch ich nun geworden bin. O ja, meine Eltern sollen sich noch wundern über mich!"

„O bitte, nur keinen zweiten gewaltsamen Entschluß!" rief Sophie ängstlich.

„Nein, einen wohlerwogenen!" erwiederte er.

Mittlerweile erhob sich Herbert, der eine Weile mit sich gekämpft hatte, rasch von dem Frühstückstische.

„Ich bin wirklich bange, die jungen Fräuleins nur in der Obhut Ihres Bruders zu wissen," erklärte er mit leichter Befangenheit. „Herr Wolff hat sich in alpiner Beziehung doch nicht so recht bewährt. Haben Sie keine Lust, mitzukommen?" fügte er, sich an Ida wendend, hinzu.

„Welche Idee! Auf diesem schlechten Weg! Bei diesem Schmutz!" bemerkte diese, ungehalten über den Vorschlag.

„Das ist geschmackvoll von Ihnen, mein Fräulein!" stimmte der Baron ihr bei. „Ich habe auch keinen Sinn für solche Vergnügungen."

So ging Herbert allein. Da Sophie schon höher gestiegen war, konnte sie sehen, daß er ihnen nachkam. Wie auf der Flucht eilte sie nun vorwärts. Eduard, der nicht eingestehen mochte, wie ihn seine müden Beine schmerzten, stand mit seinen Schwestern still und pflückte Alpenrosen. So war Sophie denn ganz allein droben im Bergwald. Sie rief nach den Kindern. Das Brausen der Gletscherbäche verschlang ihre Stimme. In ihrer instinktiven Angst vor einem Alleinsein mit Herbert, der nun ganz nahe war, kehrte sie um, um ihre Begleitung wieder zu erreichen, sprang aber so rasch abwärts, daß sie ausglitt und fiel.

Im selben Moment war Herbert an ihrer Seite, hob sie auf und hielt sie fest in den Armen.

„Sie haben sich doch nichts zu Leid gethan, min lev lütt Gör!"*) flüsterte er mit besorgten warmen Augen.

Sie schüttelte nur den Kopf und machte sich frei; aber er hielt noch immer ihre Hand, als müsse er sie beschützen wie ein Kind.

„Wie kommt's, daß mich Ihnen gegenüber stets die Lust anwandelt, plattdeutsch zu reden?" sagte er, immer noch sehr bewegt, mit raschem Athemholen. „Es sind die Klänge meiner Heimath! Es ist die Sprache des Herzens für uns geworden. Fritz Reuter hat sie veredelt!"

Er sah, wie sie erglühte, wie sie in scheuer Abwehr von ihm fortstrebte, und fuhr etwas ruhiger fort: „Kennen Sie Fritz Reuter? Sie erinnern mich an manche seiner Gestalten, junge Mädchen voll heiterer Lebenslust mit einem Schleier von Wehmuth."

*) Plattdeutsch = mein liebes kleines Mädchen.

Eduard war ihnen nun nachgekommen und warf einen düsteren Blick auf die Beiden, die ihre Verlegenheit, ihre Erregtheit nicht ganz zu verbergen vermochten. Sophie mußte nun wohl wieder ein Wort hervorbringen, und so ruhig und vernünftig, als es ihr möglich war, über den plattdeutschen Dialekt sprechen.

Da Ida sich auf dem Heimwege auch dem Baron ein wenig widmen mußte, war Herbert nicht mehr wie sonst an die junge Dame gebunden. Er benutzte diese Freiheit, um immer wieder in Sophiens Nähe zu gelangen. Bald gab er ihr eine Erdbeere in die Hand, mit einer ganz zärtlichen Berührung; bald hielt er sie mit einem Druck auf ihren Arm vor einem spitzen Stein zurück, über den sie hätte stolpern können.

Niemand wurde diese kleinen Aufmerksamkeiten gewahr. Gerade diese Heimlichkeit aber gab ihnen etwas Beschämendes, Beleidigendes für die junge Erzieherin. Sie fühlte das wohl, und dennoch, dennoch konnte sie sich nicht wehren gegen das unbeschreiblich süße Gefühl, das sie durchrieselte, wenn seine Finger die ihren streiften. Als man wieder in das Gasthaus zurückgekehrt war, brachte er ihr einen Band von Fritz Reuter.

Sie suchte sich in der Siestastunde in den Dialekt hineinzulesen, über dem Buche ihre innere Unruhe zu vergessen. Aber aus den fremden gemüthvollen Lauten klang ihr nun seine Stimme heraus. Sie meinte immerzu die paar Worte zu hören, die ihr eine so herzergreifende Sehnsucht weckten: „Min lev lütt Gör!“ Die Anderen saßen unten in der Veranda. Der Baron hatte sie aufgefordert, Photographien anzusehen, die er in seinem Koffer mitschleppte. Zuweilen klang Ida's helles Lachen herauf.

Am Abend zogen sich die Damen früher zurück. Nur der Kommerzienrath blieb noch bis nach Mitternacht mit dem Baron zusammen. Er hatte ein erhitztes Gesicht und be-

fand sich in einer ungewöhnlich erregten Feststimmung, als er dann endlich das Zimmer seiner schlafenden Frau betrat. Ja, er schien so wenig Bedürfniß nach Ruhe zu haben, daß er mit einer Rücksichtslosigkeit, die er sich sonst nicht erlaubte, seine Gattin aus ihrem festen Schlummer weckte.

„Bitte, Irene, Du sollst morgen ausschlafen. Wir bleiben noch hier. Ich möchte nur, daß Du mir ein wenig zuhörst. Es handelt sich um eine wichtige Angelegenheit, die Dich sehr interessiren wird."

Und so lange ging der Kommerzienrath mit seinen knarrenden Stiefeln im Zimmer auf und ab, so lange blieben die beiden Gatten in eine lebhafte Unterhaltung vertieft, daß schließlich die unten und oben wohnenden Gäste durch ungeduldiges Klopfen ihr Mißfallen ausdrückten.

4.

Am nächsten Tage schien wieder die Sonne. Ida, in einer neuen, schneeweißen Toilette, war übermüthig lustig. Auch der Baron blieb noch in Trafoi und entwickelte eine jugendliche Ausgelassenheit, die eigentlich recht wunderlich zu seinem verlebten Aussehen paßte. Eduard dagegen hatte seinen Humor nicht mehr wiedergefunden, und Herbert schien nur mit einem gewissen Zwang, wie zerstreut und geistesabwesend, in den heiteren Ton mit einzustimmen.

Manchmal begegneten seine Augen denen der jungen Erzieherin mit einem warmen Aufleuchten.

Am Abend mußte Sophie in ihr Zimmer hinaufsteigen, um Shawls für ihre Zöglinge zu holen. Herbert's rascher Schritt folgte ihr nach. Es war dämmerig auf der Treppe. Sie standen allein.

„Genau so, wie an jenem ersten Morgen in Landeck," flüsterte er sehr bewegt. „Ich habe den Moment nicht vergessen. Ich kann ihn nicht vergessen."

Mit einer leidenschaftlichen Anwandlung näherte er wieder sein hübsches Gesicht dem ihren. Sie wendete rasch den Kopf weg; sein heißer Mund berührte nur ihre weiche Wange.

Sie floh in ihr Zimmer und saß da, das Gesicht in die Hände gedrückt, während ihr das Blut in den Schläfen kreiste, und das Herz in wildem Takt klopfte.

Wie sollte das enden? Wie sollte es enden? Nie in ihrem Leben hatte sie sich so schutzlos gefühlt, so mutterseelenallein.

Und weil er das wußte, darum wagte er es, sich ihr in dieser Weise zu nähern! Darum wagte er es, sie zu küssen, wie die erste Beste, die ihm in den Weg kam. Er, der Verlobte einer Anderen, der heimlich die Gouvernante mit seinen Zärtlichkeiten verfolgte! O, er meinte wohl nicht viel Umstände machen zu müssen mit dem armen Ding, das in fremdem Dienste stand!

Ihr Mädchenstolz flammte auf gegen diese Behandlung. Und dennoch — und das war das Schlimmste — dennoch fühlte sie, daß er sie nicht auf die Dauer vor ihm schützen würde. Wenn er ihr wieder mit seinem weichen Lächeln und seinen bittenden, warmen Augen Schmeichelworte in die Ohren raunte, dann kam wohl einmal eine süße Betäubung über sie; dann kam die Stunde, in der sie seinen Kuß erwiederte! Nur das nicht! Nur das nicht!

Sie war jung, weltunberührt genug, um die Lage, in der sie sich befand, mit vollem, tragischem Ernst aufzufassen, um zu schaudern vor ihrer eigenen Schwäche ihm gegenüber, wie vor einer Schuld.

Lieber sterben, als sich wehrlos fühlen, auch nur einen Moment, gegen seine lichtscheue, heimliche Vertraulichkeit. Lieber sterben, als ihn küssen, den Bräutigam einer Anderen!

Wilde Fluchtgedanken stürmten ihr durch den Kopf.

Aber sie mußte sich jetzt zu fassen suchen; man rief nach ihr.

Eduard sah sie mit forschenden Augen an. „Sie sind sehr lange ausgeblieben, Fräulein!“ sagte er vorwurfsvoll. —

Am Abend, als Frau Wolff allein in ihrem Zimmer war und noch an ihrem Gepäck ordnete, da man für den nächsten Tag die Fahrt über das Stilfser Joch beschlossen hatte, klopfte Sophie an und bat um eine Unterredung.

Sie war ganz verstört. Ihre Stimme zitterte. Eben hatte Herbert wieder bei einer flüchtigen Begegnung ihre Hand erfaßt und an die Lippen gedrückt.

„Gnädige Frau,“ sagte sie schüchtern und stammelnd. „Sie sprachen gestern davon, daß — daß ich auf der Reise überflüssig sei. Lilly und Laura haben ja auch keinen Unterricht, und deshalb bitte ich Sie, lassen Sie mich fort!“

Sie machte eine flehende Bewegung mit den Händen.

„Warum fort? Welcher Einfall! Wo wollen Sie hin?“

„Ich würde nach Hause reisen, wenn Sie es mir gestatten.“

„Aber Sie müssen doch einen Grund haben, Sie müssen dieses wunderliche Ansinnen doch erklären,“ warf Frau Wolff ungeduldig hin.

„Bitte, gnädige Frau, fragen Sie mich nicht.“

Dieser bange Ton, die Verlegenheit des Mädchens machte die Dame neugierig.

„Ich will nicht hoffen, daß mein Sohn sich Ihnen gegenüber eine Annäherung erlaubte,“ sagte sie mit einer Falte zwischen den Brauen. „Uebrigens muß ein Mädchen immer wissen, einen jungen Mann in den richtigen Grenzen zu halten.“

„Gewiß, gnädige Frau. Herrn Wolff gegenüber wüßte ich mich recht wohl zu schützen. Er ist auch noch so jung —

und taktvoll genug. Aber so thöricht es wäre, wenn er mir den Hof machen würde, ein direktes Unrecht würde es doch nicht sein. Dagegen —"

„Ein Unrecht? Es handelt sich also doch um irgend eine Zudringlichkeit. Aber von wem? Wer kam denn nur in Ihre Nähe?" Die blinzelnden Augen der Kommerzienräthin öffneten sich plötzlich ganz lebhaft und mit lauerndem Interesse.

„Herr Bergmann etwa?" stieß sie rasch hervor.

„Bitte, fragen Sie mich nicht und lassen Sie mich fort!" wiederholte das Mädchen nur ängstlicher, verwirrter; zitternd vor dem Sturm, der nun über sie hereinbrechen, vor den Vorwürfen, die alle auf ihr Haupt herabfallen würden.

Aber Frau Wolff machte ein ganz heiteres Gesicht. „Ich will keine Bekenntnisse herauslocken. Ich will nur Antwort auf eine Frage, zu der ich denn doch wohl berechtigt bin: handelt es sich um Herrn Bergmann? Wollen Sie uns seinetwegen verlassen?"

„Ja, gnädige Frau."

Die Frau Kommerzienrath mußte sich ordentlich Mühe geben, den gleichgiltig-kühlen Ausdruck anzunehmen, den man an ihr gewöhnt war. Einen Moment zuckte es ordentlich wie ein triumphirendes Lachen um ihren hochmüthigen Mund. Mit einer ganz seltenen gütigen Bewegung legte sie dem jungen Mädchen die beringte Hand auf die Schulter.

„Liebes Kind, ich glaube, Sie übertreiben da wirklich eine kleine harmlose Vertraulichkeit. Mein Gott, die jungen Leute denken nun einmal ein bischen frei, Sie müssen es wirklich nicht so ernst nehmen, wenn Herr Bergmann sich einen Spaß mit Ihnen erlaubte! Deshalb brauchen Sie wahrlich nicht gleich wegzulaufen!"

Die klaren Augen der jungen Erzieherin richteten sich

jetzt in verständnißloser Verwunderung auf die lächelnde Dame.

„Aber Fräulein Ida sagte mir doch, Herr Bergmann würde sich mit ihr verloben und —“

„Sagte meine Tochter Ihnen das? Nun, es war sehr überflüssig von ihr, darüber zu sprechen. Jedenfalls können Sie sich aber beruhigen. Meine Tochter wird nicht eifersüchtig auf Sie sein, und wenn Herr Bergman sich eine besondere Keckheit erlauben sollte, so kommen Sie nur zu mir. Uebrigens darf man in Ihrer Stellung wirklich nicht gar so empfindlich sein.“

Sophie brachte kein Wort mehr hervor vor Verblüffung. Mit gesenktem Kopfe, mit starren Augen ging sie aus dem Gemach, die Treppe hinab, in's Freie.

Daß man auf ihre Empfindungen nicht achtete, konnte sie ja kaum überraschen nach Allem, was sie bisher in der Familie erfahren hatte. Aber daß Frau Wolff über die Treulosigkeit eines Mannes, der gekommen war, um ihre Tochter zu werben, so gleichgiltig dachte, das ging über ihr Verständniß. War sie denn, weil sie arm war, kein Wesen, das man lieb haben konnte? War sie denn ein Nichts, das nicht einmal Anlaß zur Eifersucht geben durfte?

Plötzlich stand Eduard hinter ihr. „Fräulein!“ stieß er leise hervor. „Glauben Sie nur nicht, daß ich meine Augen nicht offen halte, daß ich nicht bemerke, wie Herr Bergmann Ihnen nachschleicht! Heute erst, als Sie die Shawls für meine Schwestern holten! Aber ich werde auch noch ein Wort mit diesem unverschämten Menschen reden, mit diesem elenden Heuchler.“

„Herr Wolff! Vergessen Sie doch nicht, daß Sie von dem Bräutigam Ihrer Schwester sprechen!“

„Bräutigam! Ach was! Das steht noch nicht so fest! Wenn ich meinen Vater richtig durchschaue, so hat er nun ganz andere Zukunftspläne für Ida.“

„Andere Zukunftspläne?“ Sophie wiederholte unwillkürlich das Wort. Es klang wie ein entsetzter Aufschrei.

Auch eine naive junge Seele vermag hellsehend zu werden in einem einzigen kurzen Augenblick. Aber der erste Einblick in die Gemeinheit der Menschen, die erste häßliche Erkenntniß wirkt wie ein körperlicher Schmerz, wie ein niederschmetternder Schlag. Man hatte andere Zukunftspläne mit Ida! Und deshalb hatte Frau Wolff gelächelt über die Klagen der jungen Gouvernante, deshalb fand sie es ganz in der Ordnung, wenn Herr Bergmann sich mit ihr „einen Spaß erlaubte“. Man konnte das ja im richtigen Moment benützen, um mit ihm zu brechen. Was lag an ihr? Die Erzieherin, die zu dem willkommenen Bruch den Anlaß bot, schickte man dann einfach aus dem Hause.

Schutzlos gab man sie preis, bis es Frau Wolff beliebte, der Sache zu ihren Zwecken ein Ende zu machen!

Heiß stieg ihr das Blut in das junge Gesicht vor Empörung. Wohin sollte sie sich retten vor diesen Menschen, vor Allem aber — vor ihm?

Zu früher Morgenstunde stand der achtspännige Reisewagen vor dem Gasthause. Der Mohr harrte auf seinen Herrn. Von der Familie Wolff war noch Niemand sichtbar. Nur Herbert hatte sein Zimmer verlassen und begrüßte den Baron, der in der einsamen Veranda beim Frühstück saß.

„Schön, daß Sie wach sind, Herr Bergmann. Ich wollte Sie eben wecken lassen, um Sie einzuladen, mit mir zu fahren. Kommerzienraths mit den Uebrigen kommen später nach. Wir werden einstweilen oben für eine behagliche Tafel sorgen.“

Herbert schien nicht sehr erfreut über diesen Vorschlag.

„Sehr liebenswürdig von Ihnen," versetzte er. „Aber ich wollte auf die Damen warten."

„Nein, nein, Herr Bergmann! Ich sagte schon gestern Herrn Wolff, daß ich Sie mitnehmen würde. Sie sollen mir Gesellschaft leisten!" erwiederte der Baron in seiner befehlenden Weise, und so fügte sich Herbert und rollte bald darauf in ziemlich ärgerlicher Stimmung über den Zwang, den man ihm anthat, in dem bequemen Gefährt davon.

Ueber das Stilfser Joch führt die höchste fahrbare Alpenstraße — ein bewunderungswürdiger Bau mitten in der wildesten Hochgebirgswelt. In weiten, vielfachen Windungen zieht sich der Weg langsam empor; dicht am Abgrund gehen die Pferde; schwindelnd schaut man hinunter in die Tiefe.

Das Gespräch schleppte sich mühsam dahin zwischen dem Baron und seinem Begleiter; schließlich verstummte es ganz. Herbert konnte sich ungehindert in den Anblick der immer gewaltiger vor ihnen sich ausbreitenden Ortlergruppe vertiefen. De Haag machte ein gleichgiltig-blasirtes Gesicht, als sei solch' eine Aussicht für ihn etwas Alltägliches, und als fände er es unter seiner Würde, sich zu begeistern.

In Franzenshöhe erregte der Wagen mit dem Mohren wieder großes Aufsehen. Die Pferde mußten hier eine Weile rasten. Herbert war froh, sich von seinem Begleiter entfernen und auf das Alpengras ausstrecken zu können. Es war zu herrlich! Warmer Sonnenschein, die Luft der freien Höhe, und hinter sich, vor sich, dieses Winterreich mit seinen endlosen, wie ein Faltenmantel hingebreiteten Schneeflächen, den blauschimmernden Eisklüften, dem düstern Gestein und den weichen zerfließenden Schatten. Vom Ortler herab hörte man die Lawinen donnern und sah, wie gleich einem weißen Wassersturz der Schnee herabfluthete.

Am liebsten hätte er dem Baron für die Weiterfahrt gedankt. Aber ohne direkte Unhöflichkeit konnte das nicht wohl geschehen, und es war ihm doch peinlich, eine Spannung zwischen sich und diesem Mann, in dessen Gesellschaft er voraussichtlich noch länger zu verweilen hatte, herbeizuführen.

Völlig öd und baumlos sind weiterhin die Wände, an welchen die Straße emporklettert bis zum Joch.

„Sie hätten wohl vorgezogen, die Fahrt mit den Damen zu machen?" wendete sich der Baron mit einem ironischen Lächeln an Herbert, nachdem man, schweigsam, etwa die Hälfte des Weges bis zur Jochhöhe zurückgelegt hatte.

Herbert verneinte nicht. „Den Damen ist diese herrliche Natur noch neu, wie mir. Man genießt solche Eindrücke gerne mit Menschen, welche lebhaft von ihnen gepackt werden," erwiederte er.

Der Baron lächelte spöttisch. „Ja, ich weiß, daß Sie sich mit mir nicht amüsiren. Aber ich wollte Sie eben nicht mit den Damen fahren lassen. Da Frau Wolff fand, es wäre auffallend, wenn ich sie und Fräulein Ida einladen würde — so sollten Sie es eben auch nicht besser haben."

„Sehr gütig, Herr Baron," erwiederte Herbert, von diesem unverschämt aufrichtigen Geständniß gereizt, mit nicht eben höflichem Tone. Er war an dem Punkte angelangt, an dem auch einen liebenswürdigen fügsamen Menschen wie ihn die Geduld verläßt.

„Ich möchte Ihnen überhaupt einen Rath geben, Herr Bergmann," fuhr de Haag kaltblütig fort. „Bemühen Sie sich nicht weiter um Fräulein Ida. Das Fräulein gefällt mir. Ich begehre sie, weil sie mir als eine passende Frau erscheint. Es ist nutzlos, sich mit mir in einen Kampf einzulassen, mein lieber Herr Bergmann. Ich trage immer den Sieg davon und erreiche, was ich will!"

„Das möchte ich denn doch bezweifeln!“ rief Herbert in hellem Zorn. „Alles, Alles mag Ihnen käuflich erscheinen, nur nicht das Herz eines Mädchens. Und ich trage nicht die geringste Scheu, mich mit Ihnen in diesen Kampf einzulassen, Herr Baron! — Halten Sie!“ rief er dem Kutscher darauf in so befehlendem Tone zu, daß dieser, ohne die Weisung seines Gebieters abzuwarten, die Pferde zum Stehen brachte. Herbert sprang aus dem Wagen.

Mit einem Aufathmen schaute er nun in die wunderbare Welt um ihn her. Das hochmüthig-blasirte Gesicht an seiner Seite hatte ihm ordentlich die Landschaft verdorben. Tausendmal lieber ging er zu Fuße, als sich von den Pferden dieses Menschen ziehen zu lassen.

O, er sollte doch sehen, dieser Baron, daß er auch etwas in die Wagschale zu werfen hatte, was denn doch wohl höheren Werth besaß vor Mädchenaugen: seine Jugend.

Eine plötzliche Umwälzung ging mit seinem Denken vor, während er langsam die Straße emporschritt. Er hatte eine tiefe Enttäuschung erlitten, als er erfahren, daß das anmuthige junge Wesen, dem sein Herz gleich in jener ersten Morgenstunde entgegengejubelt, nicht die ihm bestimmte Braut sei. Er sagte sich zwar, daß Ida unstreitig hübsch sei, er gab sich Mühe, an ihr Gefallen zu finden, ihre elegante Erscheinung zu bewundern, und mit ihrem Aeußeren hätte er sich ja recht wohl auszusöhnen vermocht; aber es betrübte ihn, daß sie keinen Sinn hatte für die schöne Natur, daß sie allen ernsteren Fragen, die er berührte, interesselos gegenüberstand. So war sein Leben in diesen letzten Tagen ein Ringen gewesen zwischen seinem gewohnten Gehorsam als Sohn und einem neuen Gefühl, das, ganz überwältigend, an sein sonst ruhiges Gemüth herantrat.

Nun aber weckte das rücksichtslose Vorgehen des Barons,

dessen Siegesbewußtsein doch den Trotz in ihm und stachelte seine Eitelkeit auf zum Widerstand. Nun galt es, diesem maßlos eingebildeten Manne zu beweisen, daß es denn doch Grenzen gebe für seine Herrschaft, für die Allmacht des Goldes.

Auf der Paßhöhe erwartete Herbert den Wagen. Der Baron hatte Wein und kalte Speisen mitgenommen und ließ von seinen Dienern im Freien decken für die Nachkommenden. Aber die Sonne stand schon in voller Mittagshöhe, als endlich die Familie Wolff eintraf, und zwar in einem einzigen Wagen. Laura saß auf dem Bock. Herr und Frau Wolff machten düstere Mienen.

„Denken Sie nur, Herr Bergmann," flüsterte Frau Wolff dem jungen Manne zu. „Unsere Gouvernante ist heute früh durchgebrannt mit meinem Sohn."

Herbert konnte sein Erschrecken nicht verbergen. „Mit Ihrem Sohne?" frug er dann mit bestürztem Gesichte. „Um eine solche Behauptung auszusprechen, müssen Sie doch Ihre ganz sicheren Beweise haben, gnädige Frau."

„Beweise!" erwiederte sie mit einem Achselzucken. „Sie sind eben Beide fort, das spricht doch deutlich. Das Fräulein fand es nicht einmal der Mühe werth, sich zu entschuldigen. Mein Sohn hat einen mir unverständlichen Zettel zurückgelassen."

Herbert sah starr, sichtlich auf's Tiefste ergriffen, vor sich hin.

„Ja, nicht wahr, Herr Bergmann," konnte Frau Wolff nicht umhin, mit spöttischem Tone zu sagen, „das überrascht Sie? Das junge Mädchen ist allerdings mit einer Falschheit vorgegangen, die selbst mein scharfes Auge zu täuschen wußte."

Herbert nahm nicht an der Tafel Platz. Es widerstrebte ihm, die Gastfreundschaft des Barons zu genießen. Er stieg auf dem Schnee umher, der sich fast bis an die

Straße herabsenkt. Mit düsteren Augen schaute er in das Glitzern und Funkeln, das die Sonne rings umher wachrief, auf den schönen, tiefblauen Himmel über dem strahlenden Weiß.

Sein Gesicht war sehr ernst, als er nach einiger Zeit an Ida herantrat.

„Fräulein Ida, ich habe eine Bitte! Begleiten Sie mich dort hinauf auf jene nahe Anhöhe, die Dreisprachenspitze. Ich würde gern mit Ihnen diese Aussicht genießen."

„Danke, Herr Bergmann," erwiederte Ida. „Sie wissen ja, ich steige nicht gerne."

„Es ist nur ein Viertelstündchen weit."

„Wenn auch, ich amüsire mich hier unten recht gut."

„Wie Sie wünschen," sagte er kalt und zog sich zurück. Der Baron drehte lächelnd seinen Bart. —

Allein stand Herbert auf jenem Felsgipfel, von welchem man hinabblickt in drei Länder: die Schweiz, Italien und Tirol.

Lagen nicht auch vor ihm drei Wege offen, unter denen er wählen mußte in schwerwiegender Entscheidung? Sollte er weiter mitgehen und all' seine Liebenswürdigkeit aufbieten, um Ida's Herz zu erobern, und den Baron aus dem Felde zu schlagen? Aber durfte man sein ganzes Lebensglück aufbauen auf eine eigensinnige Laune? Durfte man ein Weib, dem man gleichgiltig gegenüberstand, an sich zu reißen suchen, weil man es einem Anderen nicht gönnen wollte?

Wehmüthig schaute er hinab in das ernst unter ihm liegende Trafoier Thal.

Waren die scheuen, klaren Mädchenaugen wirklich falsch gewesen? Sein Herz wollte es nicht glauben. Er sah das süße, entsetzte Gesichtchen vor sich, das stets so warm erglühte unter seinem Blick. Wenn sie geflohen wäre, allein, — geflohen vor ihm, um seinetwillen! Flügel

wünschte er sich, um ihr nachzueilen, sich zu überzeugen, wo sie war, sich zu überzeugen, daß man sie verleumdet hatte!

Und dann dachte er auch wieder an seinen strengen Vater, der bei aller Schroffheit doch an ihm hing. War es vielleicht das Klügste, heimzukehren in das behagliche Haus in Hamburg und dem Vater zu erklären: „Eine heiße Sehnsucht hat mir Kopf und Herz verwirrt. Laß mich erst klar werden über mich selber!"

Wenn mittlerweile die ihm bestimmte Braut dem Millionenzauber erlag, mit dem der Baron um sie warb, dann hatte er ja seine Freiheit wieder. So weit war er in seinem Grübeln; da kam der Kommerzienrath ihm nachgestiegen. Der alte Wolff war bei all' seiner anscheinenden Ruhe ein schlauer Rechenmeister, der keine Mühe scheute, wenn es seinen Vortheil galt. Es paßte ihm gar nicht, mit der Firma Bergmann & Compagnie in Feindseligkeiten zu gerathen. Deshalb durfte der junge Mann auch in keiner Weise vor den Kopf gestoßen werden. Herbert selbst mußte zurücktreten. Schade, schade, daß dieses ungeschickte Fräulein Sophie so plötzlich verschwunden war. Man hätte diesen Faden so wohl benützen können! Aber auf alle Fälle mußte man diplomatisch vorgehen.

„Nun, Herr Bergmann," sagte der Kommerzienrath, Herbert auf die Schulter klopfend. „Ich komme, Sie zu holen. Wir fahren nach Santa Maria, wo wir übernachten wollen."

„Sie haben keinen Platz für mich," erwiederte Herbert ausweichend. „Und ich habe keine Lust, der Reisebegleiter des Herrn Barons zu sein."

„Das wird sich arrangiren lassen. Nehmen Sie meinen Sitz im Wagen! Kommen Sie nur, kommen Sie nur!" Und er legte seinen Arm in den des jungen Hamburgers

und ließ sich von demselben herabführen mit ganz väterlicher Zutraulichkeit.

5.

Sophie hatte eine schlechte Nacht gehabt. Sobald sie die Augen geschlossen, hatte sie das hübsche Männergesicht Herbert's vor sich gesehen und mit Entsetzen über ihre eigenen Gedanken war sie aus dem halben Traumzustande wieder aufgeschreckt. Als das erste Dämmerlicht in ihre Stube fiel, war ihr Entschluß gefaßt: sie mußte fort! Heute noch! Sogleich!

Erst war es ihr freilich wie ein Unrecht erschienen, von ihrem Posten wegzulaufen. Aber hatte man sie es in den letzten Tagen nicht oft genug fühlen lassen, daß man ihrer auf der Reise nicht bedürfe? Ihre Schülerinnen kehrten sich kaum an ihre Weisungen. Und dann: hatte sie nicht auch ein Recht, an ihr eignes Wohl zu denken, ein Recht, sich selbst zu schützen, wenn ihre Herrin ihr keinen Schutz bieten wollte?

Lautlos packte sie in dem Halbdunkel ihre Sachen zusammen. Sie konnte das Kofferchen mit einiger Mühe selbst eine kleine Strecke tragen. Die Post kam um vier Uhr Morgens vorüber.

Ihre Zöglinge regten sich nicht. Niemand im Hause schien noch wach. Als sie über die Treppe hinabgeschlichen war, erschrak sie bei dem Gedanken, das Thor könnte versperrt sein. Aber es war nur ein Nachtriegel vorgeschoben. In der tiefen Morgenruhe, in der man nur die Kuhglocken klingeln hörte, in der wunderbar belebenden kalten Luft, schleppte sie ihr Kofferchen bis zu dem Postgasthause und wartete da, einsam, mit schwerem Herzen.

Wie hatte sie sich gefreut auf diese Reise! Und so, als Flüchtling, mit einem ersten großen Schmerz in der Seele, sollte sie wieder fort aus den Bergen!

Eduard allein hatte die Thüre gehen hören, als sie aus ihrem Zimmer schlüpfte. Er war, einer dunklen Ahnung folgend, an das Fenster geeilt. Fast hätte er laut geschrien, als er die Gouvernante mit dem Kofferchen in der Hand dahinschreiten sah. Aber dann erinnerte er sich an das verstörte, tiefnachdenkliche Gesicht des Mädchens am letzten Abend. Das war ernst. Sie ging. Dann ging auch er. Er hatte lange den Gedanken erwogen, diese Reise nicht weiter mitzumachen. Der Abschiedsbrief an die Eltern stand ihm schon fertig im Kopfe. Nachdem er mit der Hast seiner Jahre das elegante Reisezeug in die Tasche gepfropft und seinen Anzug vollendet hatte, warf er rasch die Zeilen auf ein Blatt:

„Liebe Eltern, ich bin auf dem Ortler ein anderer Mensch geworden. Ich finde es jetzt beschämend, mit einundzwanzig Jahren nichts zu sein, als der Sohn meines Vaters. Ich habe Eile, auf eigenen Füßen zu stehen, und will deshalb so rasch als möglich beginnen zu arbeiten, was ich allerdings bisher noch nicht that. Deshalb verzichte ich auf die weitere Vergnügungsreise in die Schweiz und werde euch Nachricht geben, wenn ich an Ort und Stelle bin."

Für den Postwagen, in welchem Sophie noch einen freien Rücksitz gefunden hatte, auf dem sie schon abwärts dahinrollte, kam Eduard zu spät. Aber das machte ihn nicht bange. Er würde sie schon einholen mit der Kalesche, die er für sich einspannen ließ.

Er hatte zum Glück erst ein sehr reichliches Taschengeld bei seinem Vater erhoben, und in dem Bewußtsein, eine wohlgefüllte Börse zu besitzen, fühlte er sich sehr behaglich als energischer, selbstständiger junger Mann. Er freute sich auf die Rolle, die er dem jedenfalls ängstlich befangenen Mädchen gegenüber spielen würde. Als ritterlicher Beschützer wollte er sie zu ihren Eltern begleiten

und ihr seine Zukunftspläne mittheilen. In Bälde mußte er in der Lage sein, einen gutbezahlten Posten auszufüllen.

Die Rede, die er sich ausmalte, wurde immer schöner und schwungvoller, seine Hoffnung, nun endlich durch seine Handlungsweise Sophiens Bewunderung zu erregen, immer glühender und zuversichtlicher.

Als er in Spondinig die Post, in der sie saß, noch nicht erreichte, fing er an, ungeduldig zu werden. Der Zweifel, welchen Weg sie hier, wo die Straßen sich theilen, eingeschlagen haben mochte, beunruhigte ihn. War sie südlich gefahren, nach Meran? Oder in derselben Richtung, in der sie gekommen waren? Er nahm das letztere an und fuhr weiter nach Mals.

In St. Valentin auf der Haid sah er schon von Weitem den Postillon auf dem Wagen der Morgenpost. Nun klopfte ihm ordentlich das Herz vor Aufregung über sein Abenteuer.

Aber wie freudig er auch aus dem Wagen sprang, wie er auch nach dem jungen Gesicht unter dem Matrosenhütchen ausspähte — Sophie war nicht zu finden. Der Postillon erinnerte sich, nachdem ein Trinkgeld seinem Gedächtnisse aufgeholfen, an die hübsche Reisende. Sie war in Spondinig ausgestiegen.

Sie fuhr also doch über den Brenner nach Haus!

Zurück denn, so rasch die Pferde nur laufen konnten!

— — — — — — — — — — — —

Einstweilen lag in Spondinig ein blasses Mädchen in einem verdunkelten Gasthofzimmer und drückte kalte Tücher auf ihren schmerzenden Kopf.

Es war Sophie so sterbenselend gewesen nach der schlaflosen Nacht, nach den Aufregungen, die ihre junge Seele durchstürmt, daß sie sich nicht im Stande gefühlt hatte, weiterzufahren. Und nun, während sie die brennenden

Schläfen kühlte, stürmte durch ihr Herz ein heißes Weh, das sich nicht lindern, nicht betäuben ließ. Sie fühlte nun erst den ganzen Jammer des Abschieds. Ja, nun, in der Ruhe, kam ihr fast ein Gefühl der Reue. Warum hatte sie sich nicht einen einzigen Tag in seiner Nähe vergönnt. Wie ein Himmel, von dem sie sich selbst ausgeschlossen, erschien ihr jene Berghöhe, auf die er nun mit Ida hinauffuhr.

Niemals, niemals wohl sah sie ihn wieder! Nie mehr hörte sie die liebe, gütige Stimme die süßen Worte flüstern: „Min lev lütt Gör!"

So lag sie droben in ihrem einsamen Zimmer, während Eduard ungeduldig in dem Speisesaal auf und ab schritt und den Aufenthalt verwünschte, den er hier nehmen mußte, um die Pferde ausruhen zu lassen.

Sie hörte das Peitschenknallen und Räderrollen, als er endlich in der nun brennenden Sonnengluth weiterraste. Aber sie hob ihr müdes Haupt nicht empor. Am liebsten hätte sie in dem Dämmerlichte verweilen mögen, immerzu, am liebsten die Augen nie wieder aufgemacht.

Erst als sie Abends im Postwagen saß und nun den Weg zurücklegte, den sie in solch' frohem Uebermuth vor wenigen Tagen hineingefahren war, fing sie an, an die Heimkehr zu denken. So also erfüllten sich ihre schönen Träume, wie eine gütige Fee mit einem Zauberstab zurückzukommen zu den Ihren, und Licht und Glück mitzubringen! Arm, so arm, wie sie gegangen, mußte sie um Einlaß bitten und mit ihrer Rückkehr nur die Sorgenlast der armen Mutter vergrößern! Und würden die Eltern auch verstehen, warum sie gegangen war, warum sie hatte gehen müssen? Das Eine, das Wichtigste, daß sie von einer unsinnigen Neigung erfaßt worden war für den Bräutigam einer Anderen, das konnte sie ihnen ja doch nicht eingestehen.

Eine große Feigheit vor all' den neugierigen Fragen überkam sie plötzlich. In Landeck angekommen, löste sie ihre Fahrkarte nur bis Innsbruck. Und als sie in dem Zuge saß, zum Glücke ganz allein, da zählte sie ihre Barschaft. Es blieb ihr noch so viel, daß sie eine kurze Zeit bescheiden leben konnte.

War es nicht möglich, daß sie in Innsbruck, wohin nun so viele Fremde kamen, eine neue Stelle fand? Vielleicht als Reisebegleiterin einer Kranken, oder als Bonne bei kleinen Kindern, wenn es sein müßte. Wenn sie nur den armen Eltern nicht wieder auf der Tasche lag! Es schien ihr am besten, vorläufig gar nicht nach Hause zu schreiben und erst, wenn sie sich wieder geborgen wußte, der Mutter mitzutheilen, welch' trauriges Ende die schöne Reise für sie genommen hatte.

Da sie keine Ahnung hatte, daß Eduard ihr nachgeeilt war, konnte es ihr ja auch nicht in den Sinn kommen, welchen Mißdeutungen sie sich aussetzte, wenn sie nach ihrer Flucht völlig verschollen blieb.

Nachdem sie in einem bescheidenen Gasthofe ein Stübchen gemiethet, war ihr erster Gang in Innsbruck zu einem Stellenvermittlungsbureau. Die Inhaberin schüttelte bedenklich den Kopf, als sie hörte, das Fräulein könne im Augenblicke keine Zeugnisse aufweisen. Aber als sie sah, wie dem jungen Ding das Weinen nahestand, tröstete sie doch mit österreichischer Gutmüthigkeit: es würde sich wohl etwas finden lassen.

Es waren die traurigsten Tage in Sophiens jungem Leben, die sie in der schönen Bergstadt, über der ein schwüler Gewitterhimmel brütete, zubrachte. Täglich ging sie zweimal mit immer ängstlicherem Herzklopfen in das Bureau, um nachzufragen. Sonst wagte sie sich kaum in die blendend hellen Straßen. Todtraurig saß sie in ihrem elenden Zimmer, das auf einen schmutzigen Hof hinausging, und

dachte zurück an die rauschenden Gletscherbäche von Trafoi mit einer wilden Sehnsucht, die ihr immer wieder Thränen in die Augen drängte.

Am vierten Tage hatte sie noch nichts gefunden. Auf dem Nachhausewege redete ein junger Mensch sie zudringlich an. Nachts war es in ihrem Gasthofe unruhig. Man hörte lebhaften Wortwechsel, einen erbitterten Streit. Thüren wurden auf- und zugeschlagen. Man schrie. Sie zitterte vor Schrecken in ihrem einsamen Stübchen. Und als es unter ihr stiller wurde, fing draußen der Donner zu grollen an. Blaue Blitzflammen züngelten durch die Vorhänge heran. Sophie wagte nicht auf ihrem Lager zu bleiben. Sie schlüpfte in ihre Kleider und setzte sich hin und schrieb an ihre Mutter. Aller Muth hatte sie verlassen. Ihre überreizten Nerven schufen ihr ein unerträgliches Grauen, ein Furchtgefühl, das sich nicht mehr niederkämpfen ließ. Wie ein verirrtes Kind flüchtete sie zu dem treuesten Herzen, das sie auf der Welt wußte, und klagte ihr ganzes Elend, all' ihre thörichten Gedanken, und bat um Rath, um Trost.

Sie trug den Brief beim Sonnenaufgang schon zur Bahn. Der erste Frühzug nahm ihn mit nach München. Am Nachmittag schon erhielt sie ein Telegramm: „Komm' sofort!"

Wie eine Erlöste fuhr sie der Heimath entgegen.

Vorwürfe, Klagen, Noth — Alles wollte sie erdulden, wenn nur diese furchtbare Einsamkeit ein Ende hatte, wenn sie nur wieder daheim war!

Daheim! Daheim! Sie hörte aus dem Lärmen der Maschine nur immer das süße, süße Wort.

Es war Nacht, als sie in die hohe Halle des Münchener Bahnhofes einfuhr. Ob man sie erwartete?

Schüchtern schaute sie hinaus. Dort stand eine Gruppe Menschen mit winkenden Tüchern. Ein kleines Mädchen

war vorausgelaufen, ihre jüngste Schwester. Der Willkommgruß galt also ihr! O, wie gut sie waren! Die Augen wurden ihr naß vor Glück! Man stieß sie nicht zurück! Man freute sich sogar über ihre Heimkehr!

Sie stürzte fast aus dem Wagen vor Ungeduld.

Dann aber stand sie wie angewurzelt und vermochte sich nicht von der Stelle zu rühren. Der große Mann, der dort neben der Mutter auf sie zueilte, war ja er — Herbert!

Und während sie noch wie im Traum vor sich hin starrte, fühlte sie sich plötzlich in die Höhe gehoben von zwei starken Armen, und die Stimme, die sie nie wieder zu hören glaubte, flüsterte in ihr Ohr:

„Min Sophieken, min lütt lev Sophieken!“

Die Mutter küßte sie auf den Mund. Der Vater schüttelte ihr die Hand, die Geschwister sprangen vergnügt und neugierig um sie her; ein Arm, der sich fest an den ihren drückte, zog sie weiter. Sie wußte nicht, wie ihr geschah. Sie saß im Wagen; aber sie hatte nicht die Empfindung, als rollte sie durch die bekannten Straßen der Vaterstadt, nein, als trüge sie ein Traum durch die Luft. Ein Geschwirr von Fragen klang an ihr Ohr; Alles sprach erregt durcheinander.

„Ach, welche Angst haben wir ausgestanden,“ sagte Herbert, der die Augen nicht von ihr abwendete. „Als Eduard Wolff von Meran aus nach Santa Maria telegraphirte, Sie seien nirgends zu finden, es müßte Ihnen ein Unglück geschehen sein, da war ich in der nächsten Viertelstunde unterwegs!“

Eduard? Wie kam er nach Meran? Was wußte er von ihr? Das Blut rauschte ihr in den Schläfen. Sie verstand kein Wort.

„Und was wir für einen Schrecken hatten!“ erzählte nun die Mutter, „als der fremde Herr bei uns eintrat und

frug: ‚Ist Fräulein Sophie nicht hier?‘ Herr Bergmann hat dann nach allen Richtungen telegraphirt. Wie konntest Du uns aber auch so ohne Nachricht lassen!“

„Wie dann heute Dein Brief kam, ist Herr Bergmann mit mir im Zimmer herumgetanzt vor Freude!“ plauderte die vorlaute Bertha.

Sophie schaute nur immer von Einem zum Andern. Sie vermochte nicht zu begreifen, nicht zu denken. Sie wußte nur, daß er ihr gegenüber saß, und daß sie aus diesem Traum jählings erwachen würde.

Als der Wagen hielt und sie das alte Heimathhaus wieder sah, in das alte, ärmliche Wohnzimmer trat, da faßte sie erst die Hände der Mutter und flehte: „Nun erkläre mir — nun erzähle.“

Aber die gute Mutter zeigte mit einem warmen Lächeln auf Herbert.

„Herr Bergmann wird Dir wohl selbst sagen wollen, was geschehen ist.“

Und der junge Mann zog sie in eine stille Ecke und flüsterte ihr mit seiner lieben Stimme in's Ohr, wie gut er ihr gewesen, vom Anfange an; wie er dann in der Angst um sie erst den vollen Ernst, die ganze Tiefe dieser rasch emporgewachsenen Neigung selbst verstanden habe. Welche Qualen der Unruhe, welche Fiebernächte er durchgemacht, bis nun endlich heute ihr Brief ihm Erlösung und die süße Botschaft gebracht, daß auch sie ihm gut sei.

Sie nickte vor sich hin und suchte sich klar zu werden, sich zu besinnen. Dann aber verlor sich plötzlich ihr Lächeln. Erschrocken strich sie sich über die Stirn. Sie hatte ja gewußt, daß sie erwachen müßte.

„Und Ihr Vater!“ stieß sie angstvoll hervor.

„Mein Vater kennt meinen Entschluß. Ich habe ihm die volle Wahrheit geschrieben, daß ich ein armes Mädchen lieb habe. Ich weiß, daß ich auf seine Zustimmung nicht

rechnen kann und bin deshalb entschlossen, in einem größeren Geschäft eine Stelle anzunehmen, die ich jederzeit bekommen kann. Ich bin ein tüchtiger Kaufmann, Sophie! Willst Du nun glauben an meinen Ernst? Wird nun endlich der furchtsame, ängstliche Blick aus diesen lieben Augen verschwinden?"

Sie schaute noch immer staunend, fassungslos in sein Gesicht. „Daß es solches Glück geben kann, für mich, für mich!" stammelte sie in rührendem Zagen.

Aber seine warmen jungen Lippen küßten ihr Vertrauen in's Herz.

Herbert hatte in der That rasch eine gute Stellung gefunden, und im Spätherbst wurde ihm Sophie angetraut. Eduard schickte einen wehmüthig-entsagungsvollen Brief, über den Beide lächelten. Er schien aber in der That ein ernststrebender Mensch geworden zu sein.

Von Hamburg, von dem Hause Bergmann, kam kein Lebenszeichen.

So einfach auch im Vergleiche mit dem bisher Gewohnten das Heim war, in das Herbert seine junge Frau führte, die veränderten, bescheidenen Verhältnisse würden ihn nicht im Geringsten bedrückt haben. Nur daß sein Vater ihm grollte, daß er dem alten Manne diesen bitteren Schmerz hatte zufügen müssen, konnte ihn in mancher Stunde betrüben.

Aber ein Schauder überrieselte ihn, als er die ihm bestimmt gewesene Braut — nun Frau Baronin de Haag — auf der Hochzeitsreise an der Seite des blasirten Gatten dahinfahren sah, glückstrahlend und stolz. In der Seligkeit seiner jungen Ehe, in dem herzenstiefen Glück, das ihm aus Sophiens Augen entgegenleuchtete, begriff er erst so recht, wie elend er geworden wäre als Gatte jenes hohlen Geschöpfes, das sich für ein bischen mehr Spitzen und

Brillanten, für einen noch größeren Luxus, als den bisher gewohnten, zu verkaufen vermocht hatte. . . .

Der Sommer kam und mit ihm viele Fremde, die in die Berge wollten. Eines Tages klingelte auch an der Wohnung der jungen Leute ein unerwarteter Besuch. Sophie war allein zu Hause. Nach dem ersten Blick, den sie auf den ungewöhnlich großen stattlichen Mann mit den weißen Haaren und den strengen Zügen geworfen, wußte sie: das war der Vater ihres Gatten. Sie erblaßte. Mit ihrer schüchternen Freundlichkeit bat sie ihn, Platz zu nehmen. Er sah sie lange schweigend an, daß sie verlegen die Augen niederschlug.

Sie war noch aufgeblüht in diesen Sommertagen ihres Lebens, und sie hatte jene weiche, unbewußte, fast kindliche Schönheit, welche sich am sichersten in das Herz der Männer schmeichelt.

„Also das ist die kleine Frau, die meinen fügsamen Sohn zu dem ersten energischen Widerstand aufstachelte," sagte er mit einem viel freundlicheren Tone, als sie erwartet hätte.

„O, ich — ich habe nichts gethan! Im Gegentheil — ich fürchtete —" stammelte Sophie.

„Sie machen auch durchaus nicht den Eindruck einer Intrigantin, mein liebes Kind," lächelte er, ihr gütig die Hand drückend.

Er warf einen Blick durch die kleinen Räume, die nun in dem lustigen Sonnenlicht, mit den Blumen vor den Fenstern, recht behaglich wirkten.

„Das sieht wirklich aus wie Glück," sagte er, halb überrascht, halb nachdenklich, und die Augen der Frau schienen zu betheuern: „O ja, o ja, wie das größte Glück, das es auf der Welt geben kann."

„Das ist Herbert!" rief sie, befreit aufspringend. Aber der alte Kaufherr legte den Finger auf den Mund.

„Nur still! Ich will ihn überraschen!"

Er war im Nebenzimmer Zeuge, mit welcher Zärtlichkeit Herbert sein hübsches Weib begrüßte, wie vergnügt er sich zu seinem schlichten Mittagsmahl niederließ.

Als Herbert aber dann ausrief: „Was hast Du nur, Liebste, Du zitterst ja?" da trat der Vater in das Wohnzimmer herein.

„Nun, ich sehe, Du hast Dich ja recht wohl ohne mich behelfen gelernt, mein Junge!" sagte er in einem scherzenden Tone, um seine Bewegung zu verbergen.

Als dann die erste ergreifende Begrüßung vorüber war und der alte Kaufherr sich Mühe gab, eine gemüthliche Stimmung herzustellen, indem er auch einen Löffel Suppe mitaß, bemerkte er mit einem wohlwollenden Blick auf Sophie:

„Sie müssen mich für keinen gar so schlimmen Tyrannen halten, liebes Kind. Es hat mir eigentlich gefallen, daß Herbert einmal den eigenen Kopf durchsetzen wollte. Er war mir immer zu weich gewesen, zu wenig Mann. Deshalb hielt ich es für eine recht gute Schule, wenn er sich einmal durchkämpfen mußte. Aber nun ist mir die Prüfungszeit zu lang geworden. Ich will in meinem alten großen Hause auch Glück sehen und junge Augen, wie diese da!"

Und er klopfte seiner Schwiegertochter zärtlich die heiß erglühende Wange. —

„Du, Schatzkind!" jubelte Herbert am Abend, als das junge Paar wieder allein war, „ehe ich Dich mit fortnehme in meine Heimath im Norden, sollst Du noch mit mir in die Berge. Wir fahren zusammen über das Stilfser Joch. Nun erst wird es schön sein, Seite an Seite, in sicherem Glück!"





Krieg und Friede im Reiche Neptun's.

Naturwissenschaftliche Bilder von **Bernhard Galen.**

Mit 8 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Auf der Erdoberfläche übertreffen die Meere bekanntlich fast dreimal alle Kontinente und Inseln zusammen an Größe. Neptun beherrscht also das weiteste Gebiet, das gleichzeitig auch am reichsten bevölkert ist, wenn wir die Vertheilung der Thierwelt in's Auge fassen. In dieser Beziehung steht das feste Land ebenfalls weit zurück, denn im Schoße des Meeres herrscht eine Ueberfülle des sich stets massenhaft neu erzeugenden Lebens, von der wir uns kaum eine annähernde Vorstellung zu machen vermögen.

Lüften wir an der Hand der neueren Forschungen auch nur hier und da den Schleier, der die Geheimnisse der Tiefe verhüllt, so sehen wir aber auch in Neptun's Reich überall den Kampf um's Dasein toben, den wir auf festem Boden aller Orten gewahr werden, nur noch viel grimmiger und erbitterter. Es dürfte daher wohl von Interesse sein, einzelne solcher Kampfscenen näher zu betrachten, um ihnen dann auch einige friedliche Idyllen aus dem feuchten Elemente gegenüber zu stellen.

Wir beginnen zu diesem Behufe oben auf der Stufenleiter der Meeresbewohner, um später von Stufe zu Stufe bis zu den kleinsten und einfachsten Lebensformen hinabzusteigen.

Kampf zwischen Schwertfisch und Grönlandswal.

Von allen Wesen, welche die Weltmeere bevölkern, sind die Cetaceen oder Walthiere nicht nur die größten, sondern auch die am vollkommensten gebauten. Mit seiner riesigen Kraft steht aber der gänzliche Mangel an Muth bei dem Bartenwal in seltsamem Widerspruch; selbst ein Vogel, der sich auf seinen Rücken setzt, verursacht ihm oft große Unruhe und Schrecken.

Alle Wale nähren sich von Thieren und verschlucken Pflanzen höchst wahrscheinlich nur durch Zufall mit. Gerade die größten Arten, die Bartenwale, begnügen sich mit den kleinsten Thieren: Krebsen, winzigen Fischen, Quallen und dergleichen. Wahrscheinlich verschlingt ein einziger von diesen Riesen des Weltmeeres täglich Millionen, ja selbst Milliarden jener kleinen Geschöpfe.

Aber auch sie haben ihre Feinde, große und kleine, die ihnen nachstellen und das Leben verbittern. Am gefährlichsten darunter ist für die Wale der Mensch, der seit mehr als tausend Jahren fast alle Arten systematisch verfolgt und einzelne darunter sogar bereits dem Verschwinden nahe gebracht hat. Von den Thieren sind es namentlich der Schwertfisch, der Butskopf, der Drescher und mehrere Haie, die dem Walfisch verwegen zu Leibe gehen.

Der Schwertfisch (Xiphias gladius), ein Thier von 3 bis 5 Meter Länge, wovon etwas mehr als der vierte Theil auf den feingezähnelten, schwertförmigen Fortsatz der oberen Kinnlade kommt, bedenkt sich gar nicht, einen 6 Meter langen und 5000 Kilogramm schweren Grönlandswal ganz allein anzugreifen. Ein französischer Reisender, Herr v. Tessan, hat einen solchen Kampf beobachtet und berichtet darüber: „Der Schwertfisch sprang oft 3 bis 4 Meter in die Höhe, beschrieb einen Halbkreis und fiel dann wieder, mit dem Kopfe voran, in das Wasser. Seine Stöße, die er gegen den Walfisch führte, wiederholten sich in rascher Folge, wobei der Wal jedesmal heftig das Wasser

mit seinem Schwanze peitschte und oft Wasser ausblies. Der Kampf dauerte sehr lange, augenscheinlich immer auf derselben Stelle, was bewies, daß der Walfisch seinem Feinde gar nicht zu entkommen suchte. Aber plötzlich sprang nach einer kurzen Pause der Walfisch seinerseits 2 bis 3 Meter aus dem Wasser in die Höhe und machte, indem er platt wieder



Kampf eines Negers mit einem Blauhai.

niederfiel, die Fluth mit großer Gewalt emporspritzen." Nachher waren beide Gegner verschwunden, so daß der Ausgang dieses interessanten Kampfes sich leider nicht feststellen ließ.

Gewöhnlich dagegen jagen Schwertfische und Drescher (Carcharias vulpes) den Wal in Gesellschaft und truppweise. „Eines Morgens," erzählt der englische Seefahrer Crow, „während einer Windstille, welche unser Schiff in

der Nähe der Hebriden überfiel, wurde die Mannschaft zusammenberufen, um einer Schlacht zwischen Fuchshaien oder sogenannten Dreschern nebst einigen Schwertfischen einerseits und einem riesigen Wale andererseits zuzusehen. Es war im Hochsommer, das Wetter klar, und der Fisch nahe bei unserem Schiffe; wir hatten also die beste Gelegenheit zur Beobachtung. Sobald der Rücken des Wales über dem Wasser erschien, sprangen die Drescher mehrere Meter hoch in die Luft, stürzten sich mit großer Kraft auf den Gegenstand ihres Hasses und brachten ihm derbe Schläge mit ihren langen Schwänzen bei, Schläge von solcher Heftigkeit, daß es klang, als ob Gewehre in einiger Entfernung abgefeuert würden. Die Schwertfische ihrerseits griffen den unglücklichen Wal von unten an, und so, von allen Seiten umlagert und überall verwundet, wußte sich das arme Geschöpf nicht mehr zu retten. Als wir ihn aus den Augen verloren, war das Wasser ringsum mit Blut bedeckt, und die Marter währte noch fort."

Noch grausamer und blutgieriger zeigen sich die Butsköpfe (Orca gladiator), die auch wohl Schwertfische genannt werden, obwohl sie eine kurze, stumpf abgerundete Schnauze besitzen. Linné hat ihnen mit Fug und Recht die Bezeichnung „Tyrannen oder Peiniger der Walfische und Robben" beigelegt, denn sie übertreffen an Gier und Gefährlichkeit noch den Hai und jedes Raubthier der See überhaupt. Holböll beobachtete im Jahre 1827 eine förmliche Schlacht zwischen Butsköpfen und Weißwalen in der Nähe von Godhavn auf Grönland. Die Ersteren hatten eine große Heerde Weißwale in eine Bucht getrieben, woraus diese keinen Ausweg mehr zu finden vermochte. Hier rissen sie die unglücklichen Thiere dann buchstäblich in Fetzen und tödteten viel mehr, als sie zu verzehren im Stande waren.

Auch der grönländische Hai (Squalus borealis) ist ein

furchtbarer Gegner des Walfisches und reißt ihm oft mit einem Biß Stücke aus dem Leibe, die fast so groß wie ein Menschenkopf sind. Dabei ist er nach Scoresby so gefräßig und zugleich unempfindlich gegen Schmerz, daß wenn man ihn, während er an einem todten Walfisch frißt, mit einer Harpune durchbohrt und es ihm zu entkommen



Ein von einem Sägefisch bedrohter Perlenfischer.

gelingt, er dennoch bald zurückkehrt, um sein Mahl fortzusetzen. Merkwürdigerweise scheint er den Menschen nicht anzugreifen, wenigstens sah Scoresby das niemals, obwohl oft Walfischjäger beim Fettabschneiden gerade dort in's Wasser fielen, wo diese Haie in Menge sich aufhielten.

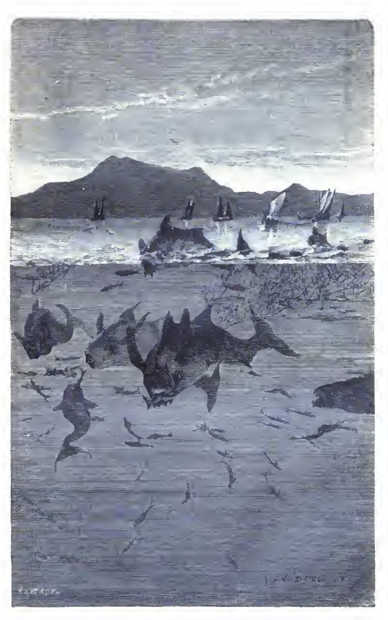
Um so gefährlicher sind die Menschenhaie (Carchariidae), jene verwegenen und raubgierigen, etwa siebzig Arten umfassenden Fische, welche den Schrecken der Seefahrer

und Anwohner aller wärmeren Meere bilden. Eine der bekanntesten darunter ist der Blauhai (Charcharias glaucus), dessen Anblick alle Matrosen hassen, weil er in den tropischen Meeren schon so manchen Unglücklichen, der über Bord gefallen war oder unvorsichtigerweise in der lauen Fluth badete, verschlungen hat. Ihr unersättlicher Heißhunger und ihre unglaubliche Freßgier treibt sie an, ohne Unterlaß den Schiffen zu folgen und Alles zu verschlingen, was in's Meer geworfen wird. Der Hai kann mit seinen Kiefern, die mit 134 sehr scharfen und spitzen Zähnen versehen sind, den Körper eines Menschen auf einen Schlag mitten durchbeißen.

Trotzdem und trotz seiner Gewandtheit kommt es vor, daß schwimmende Männer einen erfolgreichen Kampf mit ihm bestehen. Es gibt namentlich an der westafrikanischen Küste Neger, welche ihn mit einem scharfen Messer im Meer angreifen. Sie tauchen, wenn sie einen Hai gewahren, schnell und tief, um dann eben so rasch wieder emporzusteigen, wobei sie ihm von unten den Bauch aufschlitzen.

Halb Hai halb Roche ist der zur Ordnung der Quermäuler zählende Sägefisch (Pristis antiquorum), der 4 bis 5 Meter lang wird, sich in fast allen Meeren findet und eine furchtbare Waffe an seiner Säge besitzt, einem langen, platten, an beiden Seiten mit Zähnen besetzten Blatt, in das die Oberschnauze ausläuft. Er gehört ebenfalls zu den Feinden der Wale, denen er mit dieser Säge den Bauch aufreißen soll. Auch bedroht er oft die Perlenfischer bei ihrem gefahrvollen Gewerbe, viel häufiger als der Hai, und man kennt Fälle, in denen die Taucher durch diese Ungeheuer völlig entzwei geschnitten wurden.

Wie nun die Meerbewohner im Allgemeinen einander unausgesetzt befehden, der Kleinere und Schwächere unbarmherzig von dem Größeren und Stärkeren gefressen wird, so gibt



Thunfische auf der Jagd nach Heringen.

es doch auch einzelne Arten, die freundschaftlich zusammenhalten. So hält z. B. der oben geschilderte Schwertfisch gutes Einvernehmen mit dem Thunfisch und zieht öfters in dessen Gesellschaft, wogegen dieser zur Familie der Makrelen gehörige, 2 bis 3 Meter lange Fisch, der zu gewissen Zeiten in kolossalen Zügen auftritt, an den Haifischen und Delphinen unerbittliche Verfolger hat.

Der Thunfisch (Thynnus vulgaris) hat seine eigentliche Heimath im Mittelmeer, nähert sich zur Laichzeit den Küsten und hält dabei, bisweilen in Heerden von vielen Tausenden, bestimmte Straßen ein. Daher sperrt man ihnen an den italienischen Küsten diese gewohnten Wege mit ungeheueren Netzen ab und erbeutet dabei in günstigen Fällen ganz gewaltige Massen dieser Fische.

Die wandernden Thune schwimmen sehr rasch und gewandt und nähren sich von Sprotten, Sardellen, machen auch besonders gern Jagd auf Heringe, die im Wasser in ähnlicher Weise von allen Seiten verfolgt werden, wie etwa unser „Meister Lampe" auf dem Festlande.

So lange die Züge der Heringe sich in den oberen Schichten bewegen, nähren sich alle dort lebenden Raubfische, alle Meervögel und fast sämmtliche Meersäugethiere ausschließlich von ihnen. Heere von Robben, Delphinen, Thunfischen, Kabeljaus, Schellfischen und Haien verschlingen sie zu Millionen, und dennoch leben auch noch ganze Völker von ihrem Fange. Wie sehr andere Thiere nämlich auch die Züge dieser Fische, die an volkswirthschaftlicher Bedeutung unter den Meerbewohnern für uns obenan stehen, lichten mögen, so stehen diese Verluste doch in gar keinem Verhältnisse zu den Verheerungen, die der Mensch unter ihnen anrichtet. Dafür erscheinen sie aber auch häufig in meilenlangen Zügen und mitunter so dicht zusammengepreßt, daß ein eingeworfener Speer im lebenden Boden aufrecht stehen bleibt. Alljährlich sollen nicht weniger als zehn-

tausend Millionen und noch mehr an den europäischen Küsten gefangen werden. Der Hering, der immer ziemlich nahe der Meeresoberfläche bleibt, ist aber auch seinerseits wieder ein Raubfisch und nährt sich hauptsächlich von sehr kleinen Krustenthieren.

Wenn die Fische und die Mehrzahl der Krebs- oder



Ein Bernhardskrebs in seinem Schneckenhaus.

Krustenthiere nur Beute zu machen suchen, um sich davon zu nähren, so gibt es unter den letzteren dagegen eine Familie, die sich auch eine geeignete Wohnung erst durch Vernichtung anderer Wesen gewinnen muß.

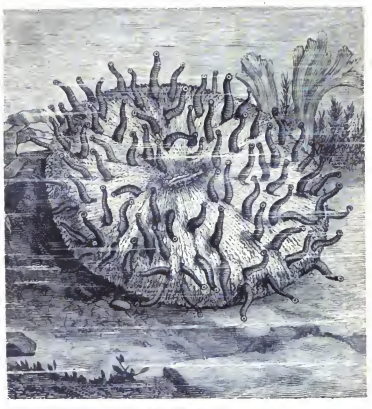
Es ist das die zahlreiche Familie der Paguren oder Einsiedlerkrebse, von denen sich der 13 bis 16 Centimeter lange Bernhardskrebs (Pagurus Bernhardus) in der Nordsee zahlreich am Strande findet. Diese Thiere sind schon durch

ihren Körperbau zum Räuberleben verurtheilt. Ihr Körper ist zwar vorn wie bei anderen Krabben durch einen Panzer geschützt und mit Scheeren bewehrt, endet aber in einen weichen, ungeschützten Schwanz. So sichern sie sich denn, indem sie diesen empfindlichen Hinterleib in einem Schneckengehäuse bergen. So lange der Krebs jung und kraftlos ist, nimmt er wohl ein passendes leeres Gehäuse. Wird er aber größer und muß sich nach einem entsprechend umfangreicheren Futteral umsehen, so frißt er die darin lebende Schnecke erst und macht es sich dann in ihrem Hause bequem. „Ich habe eines Tages," berichtet Dr. Eisig, „einem etwa 5 Centimeter langen Pagurus eine ebenso große, frische, kräftige **Murex brandaris** (Purpurschnecke) in das Bassin gesetzt. Sofort begann er den kalkigen Deckel des Thieres zu bearbeiten, und am dritten Tage war er damit zu Ende, so daß er leicht die Weichtheile der Schnecke herausziehen konnte. Dies that er nun aber mit vielen Unterbrechungen, indem er den größten Theil des Tages hindurch schon seinen Hinterleib so weit, als es der noch darin befindliche halbtodte Schneckentorso zuließ, in das Anfangsstück der Schale steckte. Die herausgearbeiteten Stücke pflegte er säuberlich aufzufressen."

Auf dem Schneckenhause eines anderen Einsiedlerkrebses, des in größeren Tiefen lebenden **Pagurus Prideauxii**, findet man beinahe regelmäßig einen zu der schönen Familie der Seerosen gehörenden Polypen, nämlich die Mantelaktinie, die er auch mitnimmt, wenn er sein Gehäuse wechselt, worauf er sie wieder auf das neue setzt. Auch die Aktinie ist damit augenscheinlich immer einverstanden, und dies Freundschafts- und Gesellschaftsverhältniß bietet ein sehr merkwürdiges Beispiel für die Verkettung des Daseins durchaus verschiedener organischer Wesen.

Stuart Wortley hat beobachtet, daß der Krebs seine Gesellschafterin fütterte, indem er ihr mit der Scheere

Stückchen des ihm gereichten Fleiſches gab, während die ſehr wehrhafte und ſtark brennende Aktinie ihm dafür die Feinde vom Leibe hält. Eine ſolche Verbindung verſchiedenartiger Weſen wird mit dem wiſſenſchaftlichen Namen



Eine Pilzkoralle.

„Symbioſe“ (Zuſammenleben) bezeichnet. Man hat unter den Seekrebſen das nämliche Verhältniß auch zwiſchen Krabben und Aktinien wahrgenommen.

Dieſe Aktinien oder Seeanemonen, welche eine der Hauptzierden unſerer Aquarien bilden, gehören zur Klaſſe der Blumenpolypen, denen auch die eigentlichen Korallenthiere beigeſellt ſind. Sie ſondern als Einzelthiere einen

kalkigen Stock ab; bilden sie hingegen zusammengesetzte Stöcke, so sind die Einzelstöcke durch eine feste Füllmasse verbunden.

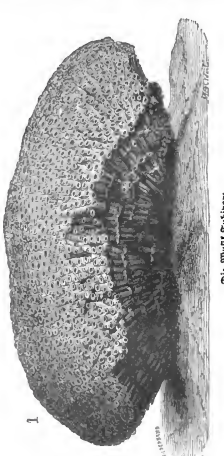
Besonders interessant sind die fast ausschließlich als Einzelthiere vorkommenden Pilzkorallen (Fungia), flache, bald kreisrunde, bald zungen- oder kuchenförmige Gebilde, die einen Durchmesser bis zu 30 Centimeter erreichen. Sie pflanzen sich gleich den Aktinien durch Eier fort, sind außen schleimig oder pergamentartig und bergen im Innern ein Polypengehäuse aus Kalk. Man kann in der Mitte deutlich einen Mund gewahren, den zahlreiche Fangarme umgeben, die das Thier nach Belieben aus seinem harten Gehäuse hervorstrecken oder wieder zurückziehen kann. Sie dienen zum Ergreifen der Beute.

Zu den sogenannten Orgelkorallen (Tubiporidae), bei denen die von den Einzelthieren abgesonderten glattwandigen Röhren, wenn sie zu einem Stock vereinigt sind, gleich Orgelpfeifen fast parallel nebeneinander stehen, gehört auch die Musik-Tubipore, welche unsere Abbildung in halber natürlicher Größe wiedergibt. Bei ihr stehen die Röhren nebeneinander, wie die einer Panslöte (daher der Name), und sind durch Querwände verbunden. Sie hat eine schöne rothe Farbe. Die ersten Forscher, welche sie im indischen Ocean entdeckten, hielten sie für eine Kolonie von großen Meerwürmern, und erst in neuerer Zeit ist ihre Natur richtig erkannt worden.

Der friedlichen Idylle, welche diese Wesen führen, stellen wir zum Schluß eine Muschel zur Seite, welche zwar nicht minder friedlich ist, aber eine höchst merkwürdige Thätigkeit entfaltet: die Bohrmuschel (Pholas), die auf unserem Bilde in natürlicher Größe zu sehen ist.

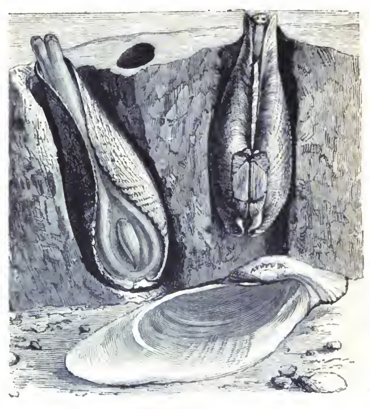
Wie ihr Name schon besagt, bohrt sie Löcher, die ihrer eigenen Größe entsprechen, in weicherem Gestein oder Holz. Ihre Schale, in der das Thier sitzt, ist länglich und klafft

vorn und hinten, und bei allen Arten sind die stets weißen Schalen mit Reihen von kleinen Zacken und Zähnchen besetzt, die ihre Oberfläche einer groben Raspel einigermaßen ähnlich erscheinen lassen. Osler ist nach seinen Beobachtungen zu der Ueberzeugung gelangt, daß die Bohrmuscheln beim Aushöhlen ihrer Wohngänge in der That die Schale als Feile benutzt. Er sagt: Die Pholas hat zwei Arten zu bohren. Bei der ersten befestigt sie sich mit dem Fuße und richtet sich fast senkrecht auf, indem sie den wirkenden Theil der Schale gegen den Gegenstand andrückt, an welchem sie anhängt. Nun beginnt sie eine Reihe von theilweisen Drehungen um ihre Achse, was durch eine wechselweise Zusammenziehung des rechten und linken Seitenmuskels bewirkt wird, wonach sie jedesmal wieder in ihre senkrechte Lage zurückkehrt. Diese Art wird fast ausschließlich nur von jungen Thieren angewendet und ist gewiß ganz wohl darauf berechnet, um in einer senkrechten Richtung vorzudringen, so daß sie hierdurch in der möglichst kürzesten



Die Musik-Tubipore.

Zeit vollständig eingegraben sind. Denn in der ersten Zeit ihres Lebens sind die Hinterenden ihrer Schalen viel weniger vollendet, als sie es später werden." Später ändern sie die Richtung und arbeiten wagerecht, weil die ver-



Bohrmuscheln.

änderte Gestalt der Schale und die Zunahme des Gewichts das Thier hindert, sich so senkrecht wie früher aufzurichten. Auch Robertson beobachtete, daß die Höhlung durch Reiben der feilenartigen Schale gebildet wurde, worauf das Thier die in Pulverform verwandelte Masse mit dem als Saugnapf dienenden Fuße aufleckte und in länglichen Knötchen ausspritzte. Es ist aber wohl möglich, daß dabei auch noch

irgend eine Absonderung der Muschel eine auflösende Wirkung übt, die das Raspeln und Reiben erleichtert.

Diese Bohrmuschel ist gleich einigen ähnlichen unschädlich, dagegen vermag der Schiffswurm (Teredo) viel Unheil anzurichten, wenn man den Boden der hölzernen Schiffe nicht zum Schutze dagegen mit Kupferplatten überzieht. Diese Bohrwürmer vermehren sich außerordentlich schnell und arbeiten nicht minder rasch. Wie Quatrefages mittheilt, hatten sie eine bei St. Sebastian gesunkene Barke nach vier Monaten so zerfressen, daß Planken und Balken ganz durchlöchert waren, als man das Fahrzeug wieder hob, um das Holzwerk noch zu gebrauchen. Einen gefährlichen Feind hat dieser Bohrwurm in einem Ringelwurm (Nereis fucata), der sich unter seine Haut einfrißt und ihn allmälig aufzehrt.

Wohin wir also auch schauen mögen, überall finden wir im Reiche des Neptun neben einzelnen friedlichen Verbindungen verschiedenartiger Meeresthiere vorwiegend Kampf und Streit, in dem die Riesen der Gewässer so gut unterliegen, wie die winzigsten Wesen, welche die Forschung im Schoß der Oceane entdeckt hat.





Die Bildung der Chinesen.

Ethnographische Studie von Th. Seelmann.

(Nachdruck verboten.)

Der zwischen Japan und China entbrannte Krieg wird, wie er auch ausfallen möge, ein Markstein in der Geschichte ostasiatischer Kulturbewegung sein. Japan hat sich seit zwanzig Jahren rückhaltslos westlicher Kultur angeschlossen und glaubt daher zuversichtlich, das noch ganz in der Jahrtausende alten chinesischen Kultur steckende, Neuerungen ziemlich feindliche „Reich der Mitte" besiegen zu können. China wiederum, stolz auf seine Vergangenheit, hofft mit Japan bestimmt fertig zu werden.

Wie dem nun auch sein mag — für uns, die wir neutrale Zuschauer dieses Kampfes sind, wird es doch höchst interessant sein, aus diesem Anlaß einen Blick auf den allgemeinen Bildungszustand des chinesischen Volkes zu werfen, das bereits auf einer hohen Kulturhöhe stand, als die jetzt leitenden Völker Europas noch Barbaren waren. —

Einen Anhalt für den Grad der Bildung eines Volkes gibt in erster Linie die Schule.

In China gibt es in jeder Stadt, ja fast in jedem Dorfe Schulen. Die Schullehrer sind Gelehrte, denen es nicht gelungen ist, bei dem großen Staatsexamen die Prüfungen zu bestehen und eine Staatsanstellung zu erhalten. Die Schulen sind reine Privatschulen, ein staatlicher Schulzwang besteht nicht. Ein bedürftiger Gelehrter miethet eine Wohnung und nimmt so viel Schüler an, als er be-

kommen kann; ein Schulbesuch der Mädchen findet nur in Ausnahmefällen statt. Zählt der Lehrer nicht wenigstens zwanzig Schüler in seiner Schule, so führt er ein kümmerliches Dasein. Das Alter der Schüler schwankt zwischen 8 und 16 Jahren.

Wenn die Knaben des Morgens in die Schule kommen, verbeugen sie sich zuerst vor den Gedenktafeln des Konfutse und des Gottes der Buchstaben. Nachdem sie dann vor den Tafeln ein Weihrauchstäbchen aufgesteckt und dem Lehrer eine Verbeugung gemacht haben, kann die Tagesarbeit beginnen. Der Unterricht dauert von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang mit einer einstündigen Pause von zehn bis elf Uhr. Die Schüler sitzen auf Bambusstühlen vor kleinen Tischen.

Auf jedem Tisch liegt eine Steintafel, ein Stückchen Tusche und ein Schreibpinsel. Die Knaben lernen zuerst die Aussprache der Schriftzeichen, ohne ihre Bedeutung zu erfahren. Erst nach mehreren Jahren, wenn man ihr Verständniß für reif genug hält, fängt man an, ihnen dieselbe zu erklären. Die kleinen Köpfe werden mit einem Gedächtnißkram von Zeichen und Lauten erfüllt, ohne daß sie mit ihnen Begriffe verbinden. Als Schullesebücher werden die vier Bücher des Konfutse und die fünf alten Klassiker gebraucht, Schriften, die jedem Chinesen bekannt sind. Außerdem enthält der Lehrplan nur noch zwei Fächer: Lesen und Schreiben. Von Geographie, Geschichte, Naturwissenschaften und fremden Sprachen ist keine Rede.

Bei einer solchen Unterrichtsmethode kann es nicht verwunderlich sein, wenn die Erfolge oft sehr geringe sind, und später das Lesen von Männern, denen der Antrieb zur Weiterübung fehlt, wieder theilweise oder ganz verlernt wird. Gleichwohl ist das Honorar für den Unterricht ziemlich hoch. In der südöstlichen Provinz Fukian bezahlt beispielsweise in den Städten ein Schüler monatlich

einen halben Dollar, also ungefähr 40 Pfennig wöchentlich. Wenn man den Unterschied des Geldwerths in Betracht zieht, so würde dies nach unseren Verhältnissen einer Ausgabe von 3 Mark wöchentlich entsprechen, eine Summe, die also das bei uns übliche Schulgeld bei Weitem übersteigt. Auf dem Land ist das Schulgeld etwas billiger, aber dort erwartet der Lehrer von den Eltern regelmäßige Geschenke an Lebensmitteln.

Wie sehr die Kunst des Lesens und Schreibens, deren Erlernung bei der Schwierigkeit der Sprache selbst bei großem Fleiße gegen fünf Jahre in Anspruch nimmt, geschätzt wird, geht schon daraus hervor, daß die Schriftzeichen „die Augen der Weisen" genannt werden, und das Schreiben in der poetischen Sprache „das Treten in die Fußstapfen der Heiligen" heißt. Ueberhaupt ist die Achtung vor dem Geschriebenen überaus groß. An vielen Straßenecken sind kleine, kastenförmige Behälter aufgestellt, in welche die Frommen jedes Fetzchen beschriebenen, bedruckten oder gestempelten Papiers, ihre alten Briefe, ja alte Preislisten werfen. Das Schriftzeichen wird für so heilig gehalten, daß man in den Straßen Anschläge findet, die die Leute ermahnen, das beschriebene Papier zu ehren. Wohlhabende Fromme miethen Leute, die mit Körben umhergehen und in den Läden alle beschriebenen und bedruckten Papierschnitzel sammeln. Sie gehen dabei von dem Glauben aus, die leichtfertige, gottlose Menge würde sich in diesem Leben Blindheit und Krankheit und nach dem Tode die schwersten Höllenstrafen zuziehen, wenn sie beschriebenes Papier zum Feueranzünden gebrauchte oder es mit dem Schmutz des Hauses und der Straße wegkehrte.

Trotz dieser allgemeinen Achtung vor dem geschriebenen Wort ist es unter den Erwachsenen mit der Kenntniß des Lesens ziemlich schwach bestellt. Es ist allerdings richtig, daß fast jeder erwachsene Mann einige Schriftzeichen auf

einem Straßenanschlag entziffern kann. Aber wenn man ein paar chinesische Zeichen kennt, so hilft das gar nichts zum Verständniß der anderen. Viele Leute wissen die Namen vieler hundert Schriftzeichen und können doch kein Buch lesen. Viele Menschen nennen sich „Schriftzeichenkenner", während ihre Gelehrsamkeit keine schwere Prüfung bestehen kann. Sie können vielleicht Geschäftsbriefe lesen und schreiben, aber das einfachste Buch vom Blatt zu lesen ist ihnen unmöglich. Dasselbe gilt von vielen, die sich Gelehrte nennen, so daß sogar Lehrer in große Verlegenheit vor ein paar Zeichen gerathen, die sie noch nicht gesehen haben. Die Erklärung für diese Erscheinung finden wir darin, daß die Schriftzeichen der chinesischen Sprache äußerst künstlich zusammengesetzt sind, und daß für jeden Begriff ein besonderes Schriftzeichenbild gemerkt werden muß.

Die englischen Missionsärzte in Ningpo haben vor einigen Jahren eine Statistik über die Zahl der Lesekundigen anzustellen versucht, indem sie alle Patienten, die in ihre Behandlung kamen, auf ihre Fertigkeit im Lesen prüften. Ihre Beobachtungen ergaben, daß von der städtischen Bevölkerung ungefähr fünf Prozent ein wenig lesen können. Gibt es doch viele Berufsarten, deren Angehörige nur ausnahmsweise die Schule besuchen. Dahin sind zu rechnen: die Fischer, die Bootsleute, die Feldarbeiter, die kleineren Handwerker, die Stuhl- und Packträger, die Holzhauer und auch die Millionen von Bettlern. Auf dem Land soll das Verhältniß noch ungünstiger sein, doch behaupten wieder andere Quellen, daß selbst von der Landbevölkerung etwa zehn Prozent lesen und schreiben können.

In den nördlichen Provinzen, wo die Mandarinensprache gelesen und gesprochen wird, findet man mehr Leser als im Süden, wo es vielerlei Sprachen und Mundarten gibt, und Schrift- und Umgangssprache verschieden sind.

Die chinesische Gelehrtenbildung wird auf den Akademien gewonnen. Die Bildung, die der Schüler auf ihnen erlangt, steht jedoch in gar keinem Verhältniß zu der ungeheuren Menge von Zeit und Mühe, die er aufwendet. Leute, die blos aus Strebsamkeit weiter studiren, wird man in China kaum finden. Man studirt um des Erwerbs willen, um eine ehrenvolle Stellung in der Gesellschaft, ein Amt, Reichthum zu gewinnen.

Die Berechtigung zu dem Eintritt in den Civildienst hängt von der Ablegung einer Reihe von Prüfungen ab, die in bestimmten Terminen abgehalten werden. Durch jede bestandene Prüfung erlangt der Kandidat einen akademischen Grad. Die vier akademischen Grade heißen: Sintschi, aufblühendes Talent, weil dieser Grad künftige Erfolge verheißt; Kutsch, befördeter Mann; Tsintse, vorgerückter Doktor, und endlich Hanlin, dessen Besitzer als Mitglieder der kaiserlichen Akademie eingeschrieben werden und Gehalt bekommen. Die Zahl der Bewerber ist sehr groß, die Zahl der Sieger sehr klein. In der Prüfungshalle in Kanton sind über zehntausend Zellen, die sich bei jeder Prüfung mit Kandidaten füllen, aber nur zwei- oder dreihundert läßt man durchkommen. Von den Vielen, die sich alljährlich einfinden, haben es die Meisten schon mehrere Jahre hintereinander versucht. Viele Leute setzen ihre Versuche mit merkwürdiger Ausdauer von der Jugend bis in's Alter fort, und es kann vorkommen, daß Großvater, Vater und Enkel zu gleicher Zeit die Prüfung machen. Die unglücklichen Durchgefallenen fristen ihr Leben gewöhnlich als Schullehrer, Winkeladvokaten, Gehilfen von Beamten, Briefschreiber und Wahrsager.

Die Prüfungskommission gibt jedesmal ein Thema zu einem Aufsatz, der sich im Styl genau nach dem richten muß, was seit Urzeiten mustergiltig war. Die Klassiker

müssen ausgiebig und wörtlich genau angeführt werden. Der Verfasser einer nach Inhalt und Form originellen Prüfungsarbeit würde jedenfalls durchfallen. Das beste Examen macht der Kandidat, der am meisten klassische Auszüge beibringen kann. Daß bei einem solchen System von wirklicher geistiger Bildung nicht die Rede sein kann, ist selbstverständlich. Die Bildung ist für alle Berufsarten gleich. Dasselbe Examen befähigt zum richterlichen, ärztlichen und militärischen Beruf. Wenn ein Kandidat einen hochtrabenden Aufsatz und wortreiche Verse machen kann, so glaubt man, er sei für jedes Amt tüchtig. In den höchsten Prüfungen kommt chinesische Geschichte vor, aber allgemeine Weltgeschichte, Geographie, Mathematik, Philosophie, Naturwissenschaften, fremde Sprachen finden keinen Platz in den Sälen der Wissenschaft.

Da es überaus schwer ist, auf erlaubtem Wege einen Grad zu erlangen, denn die Regierung weigert sich, bei einer Prüfung mehr als eine bestimmte Anzahl von Beförderungen zu ertheilen, so ist der Bestechung Thür und Thor geöffnet, und es sollen dadurch ebenso viele Grade erlangt werden, wie durch das Examen. Wer genug Geld hat, kann sich sehr leicht seinen Doktor kaufen. Die öffentliche Meinung verachtet zwar solche falsche Doktortitel, aber die Thatsache, daß der Besitz eines akademischen Grades dem reichen Mann eine Stellung in der Gesellschaft verleiht, die er durch Reichthum allein nie erwerben könnte, macht die Erlangung des Titels durch Bestechung sehr gewöhnlich.

Ueberaus bezeichnend ist folgende Unterredung, die der Engländer W. Cooke mit dem derzeitigen Vicekönig Yeh hatte. Der Vicekönig hatte alle vier Grade erlangt und im allerhöchsten Examen den zweiten Platz erhalten. „Eure Excellenz," fragte W. Cooke den hohen Beamten, „waren Richter in Jünnan, haben Sie das chinesische Recht studirt?" —

„Niemals,“ war die Antwort. — „Haben Sie das chinesische Gesetzbuch gelesen?“ — „Nein.“ — „Darf ich annehmen, daß ein Mann, der die vier Bücher und die fünf Klassiker versteht, dadurch ohne weiteres Studium für jedes Amt in China befähigt ist?“ — „Es ist in dem chinesischen Reich von Uralters her der Brauch, sich ganz auf die vier Bücher zu verlassen.“ — „Kann Eure Excellenz Mandschu sprechen oder lesen?“ — „Nein.“ — „Auch nicht die Mundart von Kanton?“ — „Nein.“ — „Wenn man eine Anstellung im Civildienst einnehmen will, muß man dann nicht einige praktische Kenntnisse haben, z. B. wie man einen Fluß eindämmt?“ — „Nein, wir sollen nur die wahre Lehre verkündigen.“ — „Muß man nicht etwas von der Naturgeschichte, vom Handel, von den Beziehungen zum Ausland verstehen?“ — „Nein, wir sollen nur die wahre Lehre verkündigen.“

Die Antworten des chinesischen Würdenträgers sprechen für sich selbst und bedürfen keiner Erläuterung. —

Charakteristisch für die Bildung eines Volkes sind ohne Zweifel auch dessen religiöse Anschauungen. In China gibt es nun neben den Bekennern der sogenannten alten Religion auch Anhänger der Lehren des Konfutse, des Laotse, des Buddhismus und einer durch gegenseitige Einwirkung dieser verschiedenen Religionssysteme entstandenen Volksreligion.

Bei den niederen Klassen ist diese Volksreligion stark abergläubisch entartet. Man findet Götterbilder von mehr als Menschengröße in den Tempeln, Trümmer von Göttern, die in Reliquienschreinen aufbewahrt werden, die Ortsgottheiten, deren jedes Dorf, jedes Feld, jeder Berg seine eigenen hat, die unsichtbaren Beherrscher des Donners, des Regens, der Ernte, der Elemente. Außerdem wird jedem merkwürdigen Gegenstand, jedem Ort, wo sich ein unerklärlicher Vorgang zugetragen

hat, göttliche Verehrung gezollt. Seltsam geformte Steine und Hölzer oder knorrige Wurzeln, auch Anspülungen des Meeres, gelten als verehrungswürdig. Wie sich ein neuer Kult allmälig herausbildet, mag folgender Fall zeigen. Am Ufer eines Flusses wurden Bambusrohre abgeschnitten. Die stehen gebliebenen Stümpfe füllten sich mit Wasser, das ihnen durch die Wurzelfasern zugeführt wurde. Das Volk aber glaubte darin ein Wunder zu sehen, Reisende, die des Weges kamen, hielten an dem Ort und zündeten Weihrauch an, sie warfen sich an der geheimnißvollen Stelle nieder und bald wurde eine neue, im Bambus herrschende Gottheit verehrt.

Die Hauptgottheiten haben ihre Geburtstage, die man durch besondere Opfer und Gebete feiert. Viele der höheren Götter haben ihre Stellvertreter in den Häusern. Man holt Asche aus den Weihrauchfässern des Tempels und hält im Hause Gottesdienst ab. Vor Allem ist es ein Gott, der in keinem chinesischen Hause fehlen darf: das ist Su-Meng-Kong, der Küchengott. Niemand würde es wagen, ohne ihn einen Haushalt zu gründen. Er ist schon seit vielen Jahrhunderten ein Gott und Jedermann kennt seine Geschichte. Ein armer Mann verheirathete sich und wurde schnell reich. Da verstieß er seine Frau, die ihm Glück gebracht hatte, und sie wanderte fort, bis sie an eine einsame Hütte kam. In der Hütte saß ein alter Mann, dem sie ihre traurige Geschichte erzählte. Er heirathete sie, und Beide lebten miteinander in der Hütte, bis sie reich geworden waren, und der Mann sich ein großes schönes Haus bauen konnte. Während man den Herd setzte, kam ein Bettler an die Thür, und die Frau merkte, daß es ihr erster Mann war. Sie wollte ihm Geld geben, aber in demselben Augenblick kam ihr zweiter Mann dazu. Der erste Mann verbarg sich im Herd und wurde nie wieder gesehen. Er war ein Gott

geworden und ist es bis heute geblieben. — In manchen Familien stellt man dem Küchengott kein Bild auf, sondern steckt die für ihn bestimmten Weihrauchkerzen in die Ritzen des Kamins. In anderen Familien steht sein Bild im Hauptraum des Hauses. Der Geburtstag des Gottes, der vierzehnte Tag des siebenten Monats, wird in jedem Haus gefeiert. Am vierundzwanzigsten des zwölften Monats treten die Götter nach dem Glauben des Volkes eine zehntägige Ferienreise an. Man verbrennt deshalb für den Küchengott ein Papierpferd, und was er sonst für die Reise braucht. Er macht seinen Besuch bei den höheren Göttern, um ihnen seinen Jahresbericht abzustatten. Während der ersten Tage des neuen Jahres muß immer eine Lampe brennen, um dem Gott zu zeigen, daß man seiner Rückkunft harrt und ihn begrüßen will. Kehren Kinder von einer Reise heim, so müssen sie, sogleich nachdem sie ihre Eltern begrüßt haben, dem Su-Meng-Kong opfern. Wenn die Schweine fett werden, schreibt die Hausmutter das Gedeihen dem Küchengott zu und bringt ihm ein Dankopfer, wenn sie sie verkauft hat.

Nach dem Tode des Hausvaters bekommt der älteste Sohn das Bild Su-Meng-Kong's und das Weihrauchfaß, das vor dem Gott stand, die anderen Söhne erhalten aber nur Asche aus diesem Räuchergefäß. Jeder kauft sich dann, was ihm zum Kultus fehlt, stellt in seinem Haus ein Bild des Küchengottes auf und betet zu ihm, ehe eine Mahlzeit gekocht wird.

Gegen Ende des chinesischen Jahres nimmt man den Schutzgott eines Ortes aus seinem Tempel, setzt ihn in einen vergoldeten, offenen Tragsessel und läßt ihn von prächtig gekleideten Trägern durch die Hauptstraßen tragen. An der Spitze des Zuges gehen Musikanten, während das Volk hinterher mit allerhand seltsamen Fähnchen folgt. Zuletzt darf der Gott als Ehrengast einem Schauspiel

beiwohnen, das im Freien gespielt wird. Hat er doch mehrere Monate im Dunkeln und unter Spinnenweben zugebracht, was ist da natürlicher, als daß er Langeweile hat und sich freuen wird, wenn ihm einmal eine Abwechslung geboten wird.

Götter, die sich fortgesetzt taub gegen die Bitten der Gläubigen erweisen, können auch abgesetzt, oder die üblichen Feierlichkeiten abgeändert werden, wenn die Umstände zu der Ansicht berechtigen, daß eine andere Form der Verehrung dem Gotte angenehmer ist. In einem Dorfe hatte man eine Geldsumme zusammengesteuert und sie dem Dorfältesten übergeben, damit er das Jahresfest des Schutzgottes veranstalte. Der Mann war aber ein Spieler, und ehe er's sich versah, hatte er die ganze Summe verspielt. Als Tag um Tag verging, und weder Schauspiel noch Festzug abgehalten wurde, begannen die Dorfbewohner in den Aeltesten zu dringen, daß er seine Pflicht erfülle, da zu befürchten war, der Gott möchte, wenn man zu lange warte, verdrießlich werden und seinen Unwillen an seinen Verehrern auslassen. Als das Neujahr herankam, wurde das Drängen der Dörfler immer ungestümer. Sie ließen sich nicht mehr mit Entschuldigungen hinhalten, und doch hatte der Aelteste weder Geld noch Kredit, um den Festzug auszurüsten. Endlich wußte er sich nicht anders zu helfen, als daß er den Gott auf den Rücken nahm und mit ihm durch die Straßen zog. Eine staunende Menge folgte ihm und suchte ihm den Gott zu entreißen. Schließlich drängte man den Träger an's Ufer, der Gott fiel in's Meer und wurde von den Wogen hin und her geschleudert, so daß er einige Glieder brach und seine Vergoldung Schaden litt. Man fischte den Gott heraus, flickte ihn und stellte ihn wieder im Tempel auf. Das Volk wurde von schweren Ahnungen drohenden Unglücks gequält. Doch das nächste Jahr war besonders glücklich, es brachte

reiche Ernten und keine Seuchen. Was anders konnte die Ursache sein, als daß dem Gott die neue Art, sein Fest zu feiern und das Seebad gefiel, und er dafür das Land segnete? In jenem Dorf wird bis auf den heutigen Tag das Fest des Gottes auf jene eigenthümliche Weise gefeiert.

Die allgemeine Bildung in China wird wesentlich beeinträchtigt durch den Gebrauch der schwerfälligen Schriftzeichen, die, wie wir gesehen haben, der Erwerbung der nothwendigsten Vorkenntnisse, des Lesens und Schreibens, im höchsten Grade hinderlich sind. Ehe nicht die alten Schriftzeichen abgeschafft und an ihre Stelle neue Buchstabencharaktere eingeführt werden, wird auf eine Besserung nicht zu rechnen sein. An vielen Punkten jedoch tauchen bereits die Anzeichen dafür auf, daß diese Aenderung früher oder später eintreten wird. Eine große Anzahl junger Chinesen studirt in den von Ausländern geleiteten Seminarien in Hongkong, Kanton, Schanghai und Peking, und Hunderte verlassen jedes Jahr diese Anstalten, nachdem sie sich dort eine abendländische Bildung erworben haben. An der Küste werden Zeitungen, die von Eingeborenen herausgegeben werden, in vielen hunderttausend Exemplaren verbreitet, viele naturwissenschaftliche Werke werden aus fremden Sprachen in's Chinesische übersetzt, und die Regierung hat sogar selbst eine Anzahl amtlicher Uebersetzer angestellt. Viele junge Chinesen gehen auch mit Staatsunterstützung in's Ausland, um dort zu studiren. Alle diese verschiedenen Bildungskreise werden sich immer weiter ausdehnen und die Reform mit vorbereiten helfen, der das chinesische Volk mit Nothwendigkeit entgegensieht.

Der gegenwärtig tobende Krieg wird das „Reich der Mitte“ von Grund auf aufwühlen, und ohne Zweifel dem Eindringen westlicher Kultur größeren Vorschub leisten, als es ein halbes Jahrhundert des Friedens vermocht hätte.



Hans Sachs.

Eine Jubiläumsgabe. Von **Richard Staude.**

Mit 4 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Am 5. November 1894 feiert Deutschland den vierhundertjährigen Geburtstag des Nürnberger Dichters und Schuhmachers Hans Sachs. Bei dieser Gelegenheit wird man den Jubilar gewiß allerorten gebührend durch Wort und Schrift verherrlichen, wird ihn gleichsam vor dem geistigen Auge Vieler auferstehen lassen. Und diese Auferstehung ist leider auch sehr nöthig. Denn die große Masse unseres Volkes hat den Volksdichter vergessen, viele Gebildete kennen ihn nur aus der Oper „Die Meistersinger", und Millionen wissen von ihm nichts als den Spottvers:

„Hans Sachs war ein Schuh-
macher und Poet dazu."

Aber der brave Nürnberger Dichter hat ein besseres Andenken verdient, und dieses zu befördern sollen auch die folgenden Zeilen dienen.

Hans Sachs wurde zu Nürnberg am 5. November 1494 als einziger Sohn des Schneiders Jörg Sachs geboren. Als er heranwuchs, wurde er acht Jahre lang in die lateinische Spitalschule geschickt, wo er als heller und wißbegieriger Kopf einen guten Grund für die Zukunft legte,

wenn er es auch im Lateinischen nicht weiter brachte, als ein heutiger Tertianer, weshalb er auch später offen von sich bekannte: Ich bin „ein ungelehrter Mann, der weder Latein noch Griechisch kann". Dann gab der Vater seinen Hans zu einem guten Schuhmacher in die Lehre, aber der Schuhmacherlehrling schaffte sich noch einen zweiten Lehrer an, indem er sich mit einem eifrigen Meistersinger, dem Leineweber Nunnenbeck, in Verbindung setzte, und sich von ihm in die Geheimnisse des Meistersanges einweihen ließ. Als siebzehnjähriger Geselle ging Hans Sachs auf die Wanderschaft und durchwanderte mit offenem Auge und empfänglichem Herzen einen großen Theil Deutschlands. Er war in Regensburg, Passau, Salzburg, München, Würzburg, Frankfurt a. M., Koblenz, Köln, Aachen, Leipzig, überall längere oder kürzere Zeit arbeitend und stets ein eifriges Mitglied der Meistersingschule.

Schon während dieser Zeit fühlte er sich zum Dichter berufen, wie er uns in einem späteren Gedicht erzählt. Nach fünf Jahren kehrte er als welterfahrener Jüngling in seine Vaterstadt zurück, und nun galt es, Meister im Handwerk zu werden. Dazu gehörte aber nach löblichem Brauch der alten Zeit vor Allem eine Frau. Im vollen Bewußtsein, daß es sich um sein Lebensglück handle, prüfte der junge Mann verständig und besonnen, ehe er sich ewig band, und seine Wahl fiel auf Kunigunde Kreuzer aus Wendelstein bei Nürnberg. Zugleich war sein Probe- und Meisterstück von den „Rugsherren" des Handwerks angenommen worden, und nun konnte Hochzeit gehalten werden. Der fünfundzwanzigjährige Ehemann bezog ein eigenes Haus und suchte sich vor allen Dingen den goldenen Boden des Handwerks zu gründen, während er einstweilen die „Poeterei" sein ließ.

Durch Fleiß, Mäßigkeit und Rührigkeit gründete er sich vorerst einen behaglichen Wohlstand und stand bald als

geachteter und angesehener Mann in der Bürgerschaft da. Seine Ehe war eine glückliche, wenn ihm auch die Bitternisse des Ehestandes nicht erspart blieben, wie das folgende humoristische und doch so wahre Gedicht beweist, das wir zur Charakteristik des Sängers hier wiedergeben wollen:

Vom bittersüß ehelich Leben.

Meine Frau ist mein Paradeis theuer
Darbei mein tägliches Fegefeuer;
Sie ist ein Himmel meiner Seel'
Sie ist auch oft mein Pein und Höll';
Sie ist mein Engel auserkorn
Und ist oft mein Fegteufel wor'n.
Sie ist mein Wünschelruth und Segen,
Ist oft mein Schauer und Platzregen;
Sie ist mein Mai und Rosenhag,
Ist oft mein Blitz und Donnerschlag . . .
Sie ist mein Wonn' und Augenweid',
Ist oft mein Trauer und Herzeleid;
Sie ist mein königlicher Saal,
Ist oft mein Krankheit und Spital.
Sie ist mein Fürsprech und Erlediger,
Ist oft mein Ankläger und Prediger.
Meine Frau ist mein getreuer Freund
Auch oft worden mein größter Feind;
Sie ist meine Tugend und mein Laster,
Sie ist mein' Wund und auch mein Pflaster,
Sie ist mein's Herzens Aufenthalt
Und machet mich doch grau und alt.

Jetzt ließ er auch den Musen wieder freie Bahn, denen er in den ersten Jahren nur sonntäglich in der Meistersingschule gedient hatte. Er las, studirte und dichtete, was ihm vor die Hand und vor das Auge kam. Als guter Nürnberger nahm er auch regen Antheil an dem Wohl und Wehe seiner Vaterstadt. Er huldigte seiner Vaterstadt durch den „Lobspruch der Stadt Nürnberg", der schon

durch seinen reichen Stoff für uns werthvoll ist, da er in vierhundert Zeilen die Einrichtungen und Herrlichkeiten Nürnbergs, sowie die Thätigkeit seiner Bürger schildert. Auch die großartigen Fürsteneinzüge, Volksfeste und Turniere führt er uns in seinen Gedichten vor. Als aber Nürnberg durch die Belagerung des Markgrafen Albrecht Alcibiades in große Bedrängniß gerieth (1552), da nahm er herzlichen Antheil an der allgemeinen Noth und machte seinem bekümmerten Herzen Luft in einem „Klagspruch der Stadt Nürnberg", worin er das Elend anschaulich schildert, das bedrückte und unzufriedene Volk zur Eintracht und Fügsamkeit mahnt und seine Mitbürger mit frommem Trost aufrichtet.

So floß sein Leben in regelmäßigem Wechsel von Handarbeit, Studiren und Dichten im Allgemeinen ruhig und glücklich dahin. Ein schwerer Schlag traf ihn im Jahre 1560, wo ihm seine treue Kunigunde nach einundvierzigjähriger Ehe starb, nachdem er schon alle seine Kinder, zwei Söhne und drei Töchter, durch den Tod verloren hatte, nur vier Enkelkinder waren ihm geblieben. Er setzte seiner treuen Gattin ein schönes Denkmal in dem Gedicht: „Wunderbarlich Traum von meiner lieben abgeschiedenen gemahel kundigund Sächsin." Der vereinsamte siebenundsechzigjährige Mann entschloß sich nach anderthalb Jahren zu einer zweiten Heirath mit einem jungen Mädchen, Barbara Harscherin, und feierte die Hochzeit „fein schlicht und still". Daß auch diese Ehe glücklich war, zeigt sein „kunstlich Frauenlob", das er seiner Barbara zu Ehren dichtete, und sein frisches, fröhliches Schaffen, das er gerade in den nächsten Jahren entwickelte. Nach etwa fünf Jahren glaubte er doch wegen Abnahme seiner Kräfte die letzte Abrechnung über sein poetisches Lebenswerk halten zu müssen in dem Spruch: „Summa aller meiner Gedicht," doch ganz konnte er auch jetzt sich nicht von seinem Dichterberuf trennen.



Hans Sachs nach einem Holzschnitte der Dresdener Handschrift M. 6.

Indessen seine Kräfte nahmen bald reißend ab. Sein Schüler Puschmann gibt uns ein rührendes Bild von dem altersschwachen Meister, der, in seinem grauen Bart, „grauweiß wie eine Taube", an seinem Tisch sitzt und den Besucher schweigend mit einem schwachen Neigen des Hauptes grüßt, und ein Freund setzt unter das wohlgelungene Bildniß des einundachtzigjährigen Greises, das der Maler Herreißer gemalt hatte, die Worte (siehe das Porträt):

„Zwei Monat ein und achtzig Jar alt
War ich Hans Sachs in der Gestalt,
Von Andres Hernegsen abgemalt.
Ein Kind war ich auf d'Welt geboren,
Zum Kind bin ich auch wieder worn,
Denn all mein Kraft hab' ich verlorn.
Gott b'scher mir nur ein seliges End'
Und nehm' mein Seel' in seine Händ',
Geb mir auch ein fröhlich Urstend."

So schlief der unermüdliche Mann, der die Ahle und Feder so rastlos geführt hatte, endlich am 19. Januar 1576 ein zur ewigen Ruhe. Seine Zunftgenossen trugen ihn zu Grab, und die Meistersinger sangen ihm einen Scheidegruß; aber ein besonderes Grab konnten sie nicht für ihn erlangen, der weise Rath der Stadt ahnte nicht, welchen berühmten Schuhmacher man begrub, und daß man auch nach Jahrhunderten noch gern sein Grab würde schmücken wollen.

Wenn wir nun, nachdem wir den äußeren Lebensgang des ehrsamen Handwerksmeisters kurz dargestellt, uns der dichterischen Persönlichkeit des Hans Sachs zuwenden, so treten uns gewisse Eigenthümlichkeiten seines poetischen Schaffens entgegen, die wir zunächst kurz erörtern wollen.

Die auffälligsten Eigenthümlichkeiten sind die Fruchtbarkeit und ihr entsprechend der Stoffreichthum. Beides ist geradezu staunenswerth, wenn wir bedenken, daß Hans

Sachs, wie er selbst sagt, Alles „neben seiner Handarbeit" geschaffen hat. So hat er auf der Höhe seines Schaffens einmal in zwei Jahren über 300 lyrische und epische Gedichte und in zehn Jahren einmal 155 dramatische und 400 erzählende Dichtungen verfaßt, also durchschnittlich wöchentlich eine Dichtung und mehr. Da ist es dann kein Wunder, wenn er in seinem Generalregister von 1560 beinahe 5400 Dichtungen verzeichnet, und fünf Jahre später in der „Summa all' meiner Gedichte" feststellt, daß er 14 starke Foliobände mit Meisterliedern und 18 Foliobände mit sonstigen Dichtungen vollgeschrieben hat. Rechnen wir hierzu noch das später Gedichtete, so ergeben sich: 4275 Meisterlieder, einige sonstige Lieder, 208 Dramen und an 1700 Spruchdichtungen, in Summa 6205 Dichtungen. Und diese Massenhaftigkeit seiner Schöpfungen bereitete unserem Dichter eine freudige Genugthuung, wie wir aus der genauen Registrirung und öfteren Berechnung sehen können.

Und was für ein Stoff ist in diesen Dichtungen bewältigt und dargestellt! Man kann fast sagen: Alles, was im Himmel und auf Erden und unter der Erde ist, vor Allem das Reich der Natur und Geschichte, der Kunst und Wissenschaft, und alle sonstigen menschlichen Thätigkeiten und Erlebnisse. Aus seinen Schriften ließe sich wohl das reichste Kulturbild herstellen, das je ein Dichter von seiner Zeit gegeben hat. Und woher strömte ihm diese Stoffmasse zu? Es waren zwei Quellen: die der eigenen reichen Lebenserfahrung und die der Lektüre. Seine Belesenheit ist geradezu großartig. Am gründlichsten kennt er die Bibel, er kennt aber auch die bedeutendsten griechischen und römischen Schriftsteller in Uebersetzungen und Auszügen, er ist bekannt mit der alten Geschichte und Mythologie, mit dem deutschen Sagen- und Anekdotenschatz, mit den wichtigsten neueren Dichtern des Auslandes, kurz, er hat

so ziemlich Alles gelesen, was damals in deutscher Sprache gedruckt vorlag, und viele von diesen Büchern besaß er persönlich, wie uns sein genaues Bibliotheksverzeichniß beweist. Und wenn er nun einen neuen Stoff in sich aufgenommen hatte, so drängte es ihn unwiderstehlich, das Empfangene zu gestalten und Anderen mitzutheilen, wenn es auch nur in ganz volksthümlichen Knittelversen geschah.

Und damit kommen wir auf die dritte Eigenthümlichkeit: das war der Drang zu lehren, der Drang, durch seine Dichtungen das geistige und sittliche Leben seiner Mitbürger zu fördern. Und dieser lehrhafte moralische Zweck ist zugleich auch die stärkste Triebfeder seines Schaffens. Er hält es für seinen Beruf, nützliche Kenntnisse zu verbreiten, Tugend und Frömmigkeit zu pflegen und das Laster, welches da ist „alles Unheils ein Ziehpflaster", zu verfolgen und zu strafen. Dazu muß ihm jeder Stoff dienen, er mag heroisch oder alltäglich, ausländisch oder deutsch sein; er entfernt aus ihm Alles, was nach seiner Meinung anstößig ist, und spitzt ihn dann auf eine moralische Lehre zu, die am Schluß mehr oder minder breit angehängt wird.

Dies Vorherrschen des lehrhaften Zweckes ist nun gewiß für unser heutiges Empfinden ein Mangel; auch verleitete ihn die Tendenz zu allerlei Mißgriffen. Er hält alle Stoffe für gleich gut geeignet zur dichterischen Behandlung; er arbeitet die Stoffe nicht geistig um, sondern gibt sie oft nur so wieder, wie er sie aufgenommen und verstanden hat; er läßt den lehrhaften Zweck oft gar zu breit vorwalten, so daß manchmal die moralische Auslegung länger ist als die Geschichte, und huldigt überhaupt durchgängig einer breiten Redseligkeit, die uns Modernen oft recht langweilig ist. Aber wenn wir bedenken, daß das Moralisiren und Schulmeistern die einfache Folge seiner

ganzen bürgerlichen Nützlichkeitsanschauung war, daß seine Zeitgenossen gerade diesen lehrhaften Ton beanspruchten, und daß jene Redseligkeit gerade bei den scherzhaften Stoffen den Eindruck behaglichen Plauderns macht, so erscheinen uns jene Mängel in viel milderem Lichte, sie gehören eben zu Hans Sachs wie der Körper zur Seele, sind ein untrennbares Stück seiner Eigenart, ebenso wie die immer wiederkehrenden Eingänge von seinem Traumgesicht, die gewissenhafte Angabe der Stoffquelle und sein treuherziger Schluß mit dem Reim auf Hans Sachs.

Suchen wir uns nun nach dieser allgemeinen Charakteristik seiner Poesie auch ein Bild von den einzelnen Richtungen seines dichterischen Schaffens zu machen. Er war thätig auf allen Gebieten der Poesie, als Liederdichter, als Erzähler und als Dramatiker.

Fassen wir zuerst seine Lieder in's Auge. Als Liederdichter ist Hans Sachs fast ausschließlich Meistersinger. Wir wollen hier nicht ausführlich auf den Meistersang eingehen. Er ist bekanntlich im Gegensatz zur ritterlichen Poesie der Minnesänger die Poesie der Handwerker, und darum auch eine handwerksmäßige Poesie, die Jahrhunderte lang in den Städten Süddeutschlands gepflegt wurde. Aus Handwerkern aller Zünfte bildete sich hier eine neue Zunft der Meistersinger, mit Lehrlingen, Gesellen und Meistern, Gesellenstück und Meisterstück. Die Kunst wird rein äußerlich in die statutengemäße Form des Gedichtes gelegt, besonders in den regelmäßigen dreitheiligen Bau der Strophen aus den beiden „Stollen“ und dem „Abgesang“, in die künstliche Reimverschlingung der Strophen, in die gleichmäßige Silbenzahl der gereimten Zeilen und in den richtigen Gesang des Liedes. Meister wurde, wer einen neuen Ton, das heißt ein neues Versmaß mit neuer Melodie ersonnen hatte und gut vortrug, Sieger beim Wettsingen war, bei dem die „Merker“ des Vorsteheramtes am wenigsten

Fehler gegen die zahllosen Regeln der „Tabulatur“, das heißt der Gesetze des Meistergesangs, notirt hatten. Die Nürnberger Singschule hielt ihr Hauptsingen an den drei großen Festen in einer Kirche, und ihr Freisingen allsonntäglich in der Meisterstube. Für die Kirche wurden nur Lieder geistlichen Inhalts zugelassen, für das Freisingen auch weltliche Stoffe, und im Uebrigen war jedes Mitglied der Singschule durch die Statuten zu einem ehrbaren Lebenswandel verpflichtet.

An den Arbeiten und Bestrebungen dieser Meistersinger nahm Hans Sachs hervorragenden und tiefeingreifenden Antheil. Er reformirte die Nürnberger Singschule in sittlicher und künstlerischer Hinsicht, ihr regelmäßiger Besuch war ihm Herzensbedürfniß und Erbauung, und bald stand er im Kreise seiner Genossen als höchste Autorität da. Zu seinen sechs Tönen, die er schon als Jüngling erfunden hatte, ersann er noch sieben andere, darunter solche bis zu 63 Reimen in der Strophe, und im Ganzen hat er 4275 Meisterlieder in 272 Tönen verfaßt, das ist beinahe die Hälfte seines handschriftlichen Nachlasses. Und dennoch ließ er diese Meisterlieder nicht drucken. Als Grund davon gibt er selbst an, daß sie nach altem Brauch Eigenthum der Schule seien, „die Singschule zieren und erhalten sollten“, und als zweiter Grund hat gewiß in seinem Herzen mitgesprochen das Gefühl für das Unpoetische dieser von der Tabulatur beherrschten Dichtungen.

Und dies ist auch das Urtheil der heutigen Zeit. Es fehlt den Meisterliedern, auch vielfach denen des Hans Sachs, der innere Gehalt und die tiefere Poesie, sie sind trotz ihres religiösen und moralischen Zweckes künstliche Reimereien; nur die Lieder Hans Sachsens, in denen er weltliche Stoffe behandelt, stehen höher, da sie nach Inhalt und Ausdruck seinen Spruchgedichten sehr ähnlich sind. Der Meistergesang hat also keinen poetischen, sondern nur

kulturgeschichtlichen Werth. Er ist ein lebendiger Zug des idealen Strebens der damaligen Bürgerschaft nach reicherer geistiger Bildung und sittlichem Fortschritt, von ihrer Freude an Poesie und Musik; er schuf den braven Handwerksleuten ein edles Vergnügen, hielt Tausende von gemeinen Genüssen ab und förderte einen ehrbaren Lebenswandel. Und das ist auch der tiefere Grund, warum Hans Sachs der edlen Meistersingerkunst so viel kostbare Zeit und Kraft widmete. Aber seine poetischen Verdienste und Lorbeeren hat er sich nicht auf dem Gebiet des Regelzwanges, sondern auf dem Gebiet der freien Poesie erworben, wo er seine dichterische Eigenart ungehemmt zum Ausdruck bringen konnte.

Werfen wir einen Blick auf dies freie Schaffen des Dichters, so fällt uns zuerst der erzählende Dichter in's Auge, schon durch die Menge seiner Schöpfungen dieser Art, die er selbst auf 1700 berechnet. Diese Masse verwehrt uns auch, genauer auf Einzelnes einzugehen, oder unser Urtheil mit Proben zu belegen. Denn kleine Proben nützen hier gar nichts, da die Eigenart nicht in einzelnen Kraft- und Glanzstellen besteht, sondern gleichmäßig als Stimmung über dem Ganzen ausgebreitet ist; ganze Stücke aber zu bringen, verbietet uns der Raum. Hans Sachs nennt seine erzählenden Gedichte, zu denen er auch die rein belehrenden rechnet, „Sprüche" oder Gespräche, weil er sie in Spruchform, das heißt in kurzen Reimpaaren, bringt. Dieser einfache Vers war gerade die passende Ausdrucksform, um das, was ihm Geist und Herz bewegte, schlicht und zwanglos auszusprechen, und darum hat er ihn auch in all' seinen Dichtungen, die nicht Meistergesänge sind, angewandt.

Was nun die einzelnen Arten seiner „Sprüche" betrifft, so sagen uns hier am wenigsten zu: die bloßen Umschreibungen biblischer Lehrbücher, die Gespräche, Fabeln,

Träume und Allegorien, weil sich hier das Belehrende und Mahnende zu stark vordrängt und zuweilen in eine förmliche Predigt ausartet, für die uns doch die Prosa die natürlichere Form zu sein scheint. Hierher gehören zum Beispiel die Spruchgedichte: „Der Eigennutz, das greuliche Thier mit seinen zwölf Eigenschaften", worin er in 400 Versen alles Unheil aufzählt, das der Eigennutz in der Welt gethan hat und noch thut, ferner „Die Nachred, das greulich Laster, sampt seinen zwölf Eigenschaften", worin er Wesen und Wirkung der Verleumdung schildert. Doch treffen wir auch in dieser Gattung Gutes und Vorzügliches, nämlich da, wo ihm der Stoff Gelegenheit zur humoristischen Behandlung gibt, oder wo er aus seiner eigensten persönlichen Erfahrung heraus reden kann. Hierher gehört vor Allem das bereits angeführte Gedicht vom „bittersüß ehelich Leben", worin er einem jungen Heirathskandidaten in komischen Gegensätzen die Erfahrungen seiner eigenen Ehe auseinandersetzt; dann „die neunerley heudt (Häute) einer bösen frawen (Frau)", in welcher ein bösartiges Eheweib, das stets den Mann durch Zank und Widerspruch aufreizt, geschildert wird. Ferner „Die drey Klaffer", in denen die männlichen Lästerzungen, die beim Wein über All' und Jeden schimpfen, gegeißelt werden; endlich ein „Kampfgesprech zwischen dem Todt vnnd dem Natürlichen leben", in welchem in allegorischem Gewande der Vorzug des Todes in Gott und Jesu Christo vor dem Erdenleben bewiesen wird.

Auch die Zeitgeschichte behandelt Hans Sachs in diesen „Gesprächen", zum Beispiel die Türkenkriege, sowie die hohe Politik in dem Gedicht „Ein artlich Gespräch der Götter, die Zwietracht des Römischen Reiches betreffend", worin nach mancherlei Reformvorschlägen der Götter schließlich Minerva als die einzige Person, die hier helfen könne, den „gemeiner Nutz" bezeichnet. Merkur soll nun diesen

Die Neünerley heudt
einer bösen Frawen/ sambt jren Neun Eygenschafften.

Mehr das Bitter Süeß Ehlich Leben.



Hans Sachs

Genaue Nachbildung des Originaltitels.

„gemeinen Nutz“ auf der Erde suchen, findet ihn aber in einem so jammervollen Zustand, daß ihn erst Aeskulap, der Gott aller Arznei, mit Kräutern und Pflastern wieder auf die Beine bringen muß, damit er sein Reformwerk auf Erden beginnen könne; damit tröstet sich auch der aus seinem Traum erwachende Dichter.

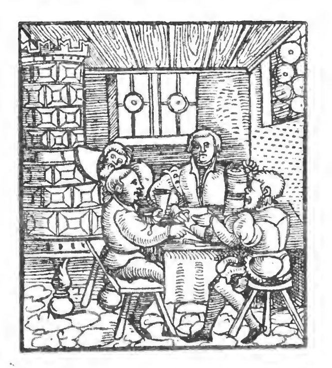
Noch besser als diese gesprächartigen sind unserem Dichter die rein erzählenden Gedichte gelungen, weil hier die Lehre von der Handlung getragen wird, ohne sich störend in dieselbe einzudrängen. Am gelungensten sind aber nach dem Urtheil aller Sachkenner die Schwänke. Denn hier konnte der Dichter seine Hauptgabe der klaren Beobachtung und der anschaulichen Schilderung zeigen; hier brauchte er den Boden seiner Erfahrung, das deutsche Bürger- und Bauernleben, nicht zu verlassen; hier standen sie vor ihm, die närrischen Menschen seines Umganges: der habgierige Schneider, der tölpelhafte Bauer, der marktschreierische Charlatan, der durchtriebene fahrende Schüler, der streitsüchtige Landsknecht, die zänkische Frau; hier konnte er auch seine Gabe des natürlichen Humors schalten und walten lassen.

Wir wollen nur einige Beispiele hierfür andeuten. Am bekanntesten ist sein Schwank vom Schlauraffenland. Wie köstlich ist hier das Paradies aller sinnlichen Seelen geschildert, wo Allen ihre gemeinen Wünsche so handfest und faustdick befriedigt werden, wo Faulheit, Dummheit und Gefräßigkeit zu so hohen Ehren kommen — ein komisches Widerspiel zu dem goldenen Zeitalter, von dem seit Alters die ideal gesinnten Menschen träumen. Erwähnen wollen wir nun noch die Schwänke: „St. Peter und die Landsknechte“ und „Der Teufel läßt keinen Landsknecht mehr in die Hölle fahren“, wonach die Landsknechte sowohl für den Himmel als auch für die Hölle zu schlecht sind, und nennen zum Schluß noch den Schwank: „Der Schneider

Die drey Klaffer.

Mer des klaffers zung

Mehr der Hederlein bin. ich genandt/ zenckischen Leüten wol bekant.



Hans Sachs.

Genaue Nachbildung des Originaltitels.

mit dem Panier." Wie drollig ist hier der Gedanke, daß der Teufel dem kranken Schneider im Traum eine Fahne vorhält, die aus all' den Tuchstücken zusammengesetzt ist, die der Schneider in seinem Leben von dem Zeug seiner Kunden entwendet (oder in der Schneidersprache „nach der Maus geworfen") hat!

Hiermit sei es genug. Nun noch ein Wort von den Dramen unseres Dichters. Erst in seinem reiferen Alter (von 1550 an) fühlte er sich zum dramatischen Schaffen hingezogen, dann aber so energisch, daß er in zwei Jahren 30 Dramen schrieb und bei der schließlichen Sammlung seiner Gedichte 208 dramatische Werke feststellen konnte. Er unterscheidet dabei „traurige Tragedi", „fröhliche Comedi" und „kurzweilige Spiel"; das Merkmal der Tragedi ist ihm, daß sie mit dem Tod der Hauptperson endet, der Comedi, daß die Hauptperson am Leben bleibt, auch wenn sonst die gräßlichsten Dinge geschehen; in zweifelhaften Fällen nennt er sein Werk kurzweg ein Spiel. Schon hieraus sieht man, daß man ihn nicht nach dem Maßstab unseres heutigen fortgeschrittenen Dramas, sondern nach seiner Zeit beurtheilen muß, die auf diesem Gebiet fast nichts kannte, als das geistliche Schauspiel, das heißt eine dialogisirte biblische Geschichte, und das Fastnachtsspiel, wo gemeine Späße in rohester Form zum Besten gegeben wurden. Beide Arten erfreuten sich aber großer Beliebtheit beim Volke, gerade auch in Nürnberg, und das war es eben, was unseren Hans Sachs zum Schaffen anregte, um auch von den Brettern, die die Welt bedeuten, lehrend und veredelnd auf das Volk zu wirken.

Man spielte in Nürnberg ohne ein Theatergebäude, und zwar die ernsten biblischen Stücke in der Marthakirche, die Komödien in einem Gasthof, Alles unter Aufsicht und Censur des ehrbaren Rathes, der zum Beispiel dem Hans Sachs aufgab, nicht mehr als zweimal in der Woche zu

spielen und für den Eintritt nicht mehr als drei Pfennig für die Person zu nehmen. Die Bühne war ein einfaches Gerüst, zwar schon mit Hintergrund und Versatzstücken (von Bäumen und Häusern) zur Andeutung des Ortes, aber nach drei Seiten zu frei, also ohne Vorhang; die Kleidung war wie die Sprache für alle Personen aus allen Zeiten und Völkern die Nürnbergische, nur nach dem Rang der Personen unterschieden, und alle Rollen wurden von Männern gespielt, die meist dem niederen Handwerkerstand angehörten.

Eigenthümlich ist den Spielen des Hans Sachs und seinen Zeitgenossen die Person des „Ehrenholdes" oder Herolds, der nach alter Sitte im Prolog auf die darzustellende Handlung vorzubereiten hatte und im Epilog die Moral der Geschichte kräftig hervorzuheben hatte. Er ist bei Hans Sachs der Vertreter des Rechtes, der Sitte und der Redlichkeit, der Verkündiger des Volksurtheils. Nebenher hatte der mit dem Heroldsstab, dem Reichsadler und dem Barett geschmückte Ehrenhold auch die Aufgabe, die Quelle des Stückes zu nennen, zum Beispiel: „Wie das zweiundzwanzigste Caput der anderen Chronika sagen thut", oder das Publikum zur Aufmerksamkeit und Stille zu ermahnen; zum Beispiel:

„Seid still und züchtig um und um
Und hört nach Läng' die ganze Summ'!"

oder:

„Nun seiet fein ruhsam und still,
Daß kein' Person werd' irr' im Spiel."

Dieser Ehrenhold ist uns zugleich ein Beweis für den lehrhaften moralischen Zweck der Hans Sachs'schen Dramen, die gleich seinen übrigen Dichtungen die Tugend fördern und das Laster strafen sollten.

Diese Dramen haben freilich schwere Mängel. Hans Sachs hat keine Einsicht in das Wesen des Dramas, in

den künstlerischen Aufbau desselben, er erzählt oft, was dargestellt werden müßte, und sucht das darzustellen, was sich gar nicht darstellen läßt; er vereinfacht nicht die über Zeit und Raum zerstreute Geschichte; er macht ganz willkürliche Akteintheilungen, oft fünf bis zehn, je nach dem Umfang des Stoffes, und vor Allem, er entfaltet nicht das innere Leben und Streben der Personen, und stellt daher Vieles nur skizzenhaft und im Umriß dar. Aber fast alle diese Mängel kommen auf Rechnung der Zeit, deren Kind er war, und gerade im Vergleich zu seinen Zeitgenossen zeigt er doch manchen Vorzug und Fortschritt. Vor Allem führte er seine Zeitgenossen aus der Enge und Dürftigkeit des dramatischen Stoffes zu einem reicheren und edleren Inhalt, indem er das weite Gebiet des Menschenlebens und Menschenstrebens eröffnete, wie es in Sage, Geschichte und Gegenwart vorlag; er verstand es zugleich, diese Stoffe auf den Zeitraum weniger Stunden zusammenzudrängen und dadurch einladender zum Schauen zu machen, während die alten geistlichen Spiele oft einen oder mehrere Tage in Anspruch nahmen. Auch die rohe Form des Dramas veredelte er, er gab reichliche und treffliche Anweisungen für die scenische Darstellung und für die richtigen Geberden der Spielenden — und durch alles dies legte er fruchtbare Keime zur weiteren Entwickelung des Dramas.

Am kräftigsten und deutlichsten kommen diese Vorzüge zur Geltung und am meisten werden auch die vorhin erwähnten Fehler vermieden in seinen Komödien und ganz besonders in den Fastnachtsspielen. Denn hier fällt die Rolle des Ehrenholdes weg, hier ist nur ein kleiner Stoff zu bewältigen, stets einaktig und ohne scenische Schwierigkeiten, hier schafft der Dichter aus eigenster Erfahrung, hier deckt sich seine Anschauungsweise und Ausdrucksweise völlig mit den Stoffen, die aus dem kleinbürgerlichen Leben entnommen sind, hier kann er seine Gabe des Humors und

Ein Kampfgeſprech zwiſchen dem Todt vnnd dem Natür lichen leben/ Weliches vnter jn bey- den das peſſer ſey/ faſt Kurtzweylich zů leſen.

1538.



Genaue Nachbildung des Originaltitels.

der milden Satire leuchtend und wärmend wirken lassen, und darum ist Hans Sachs in seinen Fastnachtsspielen so hervorragend wie in seinen Schwänken, und schuf manches Spiel, das heute noch Werth hat. Da treten sie wieder auf, die volksthümlichen Gestalten und Typen, die wir schon aus seinen Schwänken kennen, und treiben ihre Possen und Narreteien, aber immer in den Schranken des Anstandes (wenigstens nach den derben Begriffen des damaligen Publikums) und niemals frivol.

Wie haben nun die Zeitgenossen und die folgenden Geschlechter über den Werth und die Bedeutung des Mannes geurtheilt? Da ist es nun zunächst sicher, daß er auf dem Höhepunkt seines Schaffens im engeren Kreise der Heimath und in den weiten Kreisen des deutschen Volkes mit Ehren genannt und bekannt war, und sein Ruhm wuchs noch seit dem Erscheinen des ersten und zweiten Foliobandes seiner Gesammtwerke, wie er denn auf den Titelblättern seiner Werke öfter „der weitberühmte Hans Sachs" genannt wird. Aber an dieser Anerkennung nahmen keinen Theil: der Rath der Stadt, die Patrizier, die Künstler- und Gelehrtenkreise Nürnbergs; wenigstens haben wir kein Zeichen, daß er von diesen Kreisen irgendwann oder irgendwie gewürdigt und ausgezeichnet oder auch nur genannt wurde. Bezeichnend hierfür ist, daß der Rath der Stadt nicht einmal ein besonderes Grab für den Dichter bestimmte. Hans Sachs war eben in seinen Augen ein Handwerker und kein Gelehrter und Lateiner, Latein und Bildung fiel aber für die Anschauung jener Zeit völlig zusammen. Seine Popularität ist also durchaus auf die weiten und breiten Volksschichten, auf den Stand der Handwerker, Gewerbtreibenden und Bauern beschränkt, und zum Glück kannte auch Hans Sachs keinen anderen Ehrgeiz als den Beifall dieser Volkskreise. Sein Ruhm dauerte noch bei der nachfolgenden Generation, bis der

dreißigjährige Krieg mit dem übrigen nationalen Besitz auch unseren Dichter beseitigte und dafür die gelehrten Dichter emporbrachte. Da ward auch Hans Sachs vergessen oder mißachtet, und es kam jener Spottvers auf von dem „Schuh-macher und Poeten dazu". Endlich kamen bessere Zeiten, und es war kein Geringerer als Goethe, der gerade zweihundert Jahre nach dem Tod des Dichters seinen erstaunten Zeitgenossen mit jugendlicher Begeisterung „Hans Sachsens poetische Sendung" verdeutlichte und den Meister in diesem Gedicht treffend charakterisirte. Nun ging es aufwärts mit Hans Sachsens Ehre, unsere Literaturhistoriker würdigten seine Bedeutung, seine besseren Gedichte fingen an bekannt zu werden, seine Vaterstadt Nürnberg setzte ihm 1874 ein Denkmal, und immer mehr stimmten die Nachkommen in ihrem anerkennenden Urtheil über Hans Sachs überein.

Und wie lautet nun das Gesammturtheil über unseren Dichter?

Es ist im Grunde genommen genau dasselbe, wie das von Goethe und wie das unserige, das wir seither in einzelnen Zügen angedeutet und im Allgemeinen vorbereitet haben. Hans Sachs war vor Allem ein ganzer Mann, und dabei ein echter Volksdichter, wenn auch seine Hauptstärke in der Tendenz liegt. In ihm vereinigt sich Herzensfrömmigkeit mit echt sittlicher Gesinnung und einem festen, stets regsamen moralischen Urtheil. Daraus ergab sich das unbestechliche Gerechtigkeitsgefühl, mit dem er Hohen und Niedrigen die bittere Wahrheit sagt und doch auch überall das Gute anerkennt; und daher ist er stets duldsam, wenn es sich um bloße Meinungen handelt, streng nur, wenn er gegen Laster ankämpft, doch auch hier ist es ihm leicht, diese mit gutem Humor als menschliche Thorheit zu verstehen und zu verlachen. Und so ist sein Urtheil überall wohlwollend und mild, und diese vermittelnde Milde ist

ein Hauptkennzeichen seines Charakters. Diese Milde ist nun harmonisch vereint mit einer unverwüstlichen Ruhe und Heiterkeit des Gemüths, die gegründet ist auf fleißige Arbeit und treue Pflichterfüllung, getragen von einer gesunden Lebensanschauung, die nicht gestört wird durch Ehrgeiz und leidenschaftlichen Antheil an den stürmischen Bewegungen seiner Zeit. Auch besaß er die Gabe der sicheren Beobachtung von Natur und Menschenleben, den rastlosen Bildungstrieb, den lebendigen Gestaltungsdrang, die Kunst der Darstellung und Schilderung, die Freude am Heimathlichen und Volksthümlichen, die Gabe der Schalkhaftigkeit und des Humors, die Kraft und Urwüchsigkeit des sprachlichen Ausdruckes.

Natürlich erkennt ein gerechtes Urtheil auch die Schranken und Schwächen der Hans Sachs'schen Dichtung. Er war kein poetischer Genius, dazu fehlte ihm die eigene Gedankenfülle, die schöpferische Phantasie: „er dichtet über Alles und erdichtet nichts", er kann weniger Neues erschaffen, als Gegebenes umschaffen, er verfällt infolge der übergroßen Massenhaftigkeit seiner Dichtungen leicht in ermüdende Breite, Seichtheit und Eintönigkeit, und dichtet oft eilfertig und handwerksmäßig, aber — so wollen wir unser Schlußurtheil zusammenfassen — er ist und bleibt trotz alledem ein glücklich begabtes poetisches Talent, der fruchtbringende Förderer der mittelalterlichen Poesie, der Erzieher und Lehrer seines Volkes, der gute Patriot, der gemüthvolle Humorist, ein liebens- und verehrungswürdiger deutscher Mann und zugleich der fruchtbarste, eigenartigste und bedeutendste Volksdichter, den die deutsche Kulturgeschichte aufzuweisen hat.

Wohl hat ein dreihundertfünfzigjähriger Fortschritt uns weit hinausgehoben über seine dürftigen Anfänge und Bestrebungen, aber gar manches Gebiet des Volkslebens bedarf noch des Wirkens in seinem Sinn, bedarf noch Männer

seiner Richtung. Hätten wir nur genug Volksdichter und Volksschriftsteller im Sinn und Geist unseres Hans Sachs, um die Errungenschaften der führenden Geister dem Volksgeiste zuzueignen, um die Freude am Heimathlichen und Volksthümlichen zu mehren, um den echt deutschen Zug des Humors zu pflegen und durch alles dies die Freude am Vaterland zu nähren, es wäre um unsere modernen Verhältnisse besser bestellt.

Möge das vierhundertjährige Jubiläum des Dichters, das Deutschland nun feiert, dazu beitragen, daß der bleibende Kern seines Wesens, die werthvolle Eigenart seiner Persönlichkeit im Bewußtsein aller gebildeten Deutschen und insbesondere der Volkslehrer und Volksbildner aufgefrischt und dauernd gekräftigt werde. Denn damit wird nicht blos eine Ehrenpflicht gegen den todten Dichter, sondern auch eine pädagogische Pflicht gegen unser deutsches Volk erfüllt. Und damit wird Hans Sachs erst das Denkmal gesetzt, das dauernder ist als Erz und Stein, und das ihm wie allen großen Deutschen gebührt: das Fortleben im Sinn und Gemüth des deutschen Volkes. Dann geht auch in Erfüllung, was der große Goethe unserem Dichter gewünscht hat:

„Ein Eichkranz, ewig jung belaubt,
Den setzt die Nachwelt ihm auf's Haupt!"





Im ostgalizischen Erdwachsbezirk.

Reiseerinnerung von **A. Kreuzer.**

Mit 11 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Wie es so leicht kein Reisender versäumt, von Krakau einen Ausflug nach dem berühmten Steinsalzbergwerke von Wieliczka zu machen, so sollte man auch Lemberg, die kirchenreiche Hauptstadt des österreichischen Königreiches Galizien, nicht verlassen, ohne von dort einen Ausflug nach dem erst wenig bekannten und doch so hochinteressanten ostgalizischen Erdwachsbezirk unternommen zu haben.

Europa besitzt ja bekanntlich an vielen Orten Erdölquellen, doch ist zunächst nur in Oesterreichisch-Galizien deren Vorkommen von größerer Bedeutung. Dort zieht sich die Erdölregion in einer Breite von zwei bis drei deutschen Meilen am Nordabhange der Karpathen von Neu-Sandec bis in die Bukowina hin. Den Mittelpunkt der dortigen Industrie bildet der Ort Boryslaw bei Drohobycz, wo auch das Erdwachs gefunden wird.

Um in diesen an Bodenschätzen so reichen Bezirk zu gelangen, fahren wir auf der Linie Lemberg-Brody der galizischen Karl-Ludwigsbahn bis Stryi durch endlose Flächen erst wenig kultivirten Landes. Die einförmige, öde Landschaft, der wenig erfreuliche Charakter der Ortschaften wie der einzelnen Wohnstätten, und die Tracht

der Einwohner bringt es uns bald zum Bewußtsein, daß wir uns hier bereits in „Halb-Asien“ befinden.

Die erste Abwechslung in das trübselige Bild, das uns der Blick aus dem Fenster des Eisenbahnwagens gewahren läßt, bringt uns der Dnjester, der seine gelblich-grauen Fluthen zwischen flachen, von Weiden eingefaßten Ufern dahinwälzt. Von der Station Wolica an wandelt das Flachland sich in hügeliges Gelände, auch gewahren



Ansicht von Lemberg.

wir jetzt ausgedehnte Waldungen und an den Bahnhöfen gewaltige Lager aufgestapelten Brennholzes.

Was die Landbevölkerung betrifft, so scheint sie hier vorwiegend aus Ruthenen und Juden zu bestehen und ungemein arm zu sein. Man sieht viele Bauern, welche die Füße mit Lumpen umhüllt haben, die durch Bindfaden festgehalten werden; Andere tragen hohe Stiefel, Leinwandhosen und einen kaftanartigen Rock aus demselben Stoff. Das wärmste Kleidungsstück ist die Mütze aus Schaffell oder Filz. Viel stattlichere Erscheinungen sind die polnischen Gebirgsbauern oder Mazuren, die man

manchmal an den Stationen sieht. Die Huzulen, deren Hauptsitz die östlichen Karpathen bilden, und die als Feld- oder Holzarbeiter beschäftigt werden, gehören wieder zu den Ruthenen. Sie sind ein abgehärtetes, starkknochiges und gesundes Geschlecht, aber auch roh und unwissend; viele ihrer Weiber sieht man mit augenscheinlichem Behagen ihr Pfeifchen dampfen.


Bauer aus der Gegend von Wolica.

Stryi, an dem gleichnamigen Flusse, gehörte einst dem Polenkönige Johann III. Sobieski, dem Sieger bei Chotin, Lemberg und Wien über die Türken. Heute bildet das Städtchen einen Knotenpunkt verschiedener Bahnlinien, auch der nach Chyrow-Premysl, an welcher das ostgalizische Oelland liegt.

Wir steigen in Stryi um und fahren in westlicher Richtung weiter. In der Ferne gewahrt man während der Fahrt die Ausläufer der Karpathen; Waldungen,

zahlreiche Wasserläufe bringen Abwechslung in das Landschaftsbild und nach und nach werden auch die Ortschaften zahlreicher. Endlich fahren wir in den Bahnhof von Drohobycz ein, der sich schon von Weitem durch die hoch-



Polnische Gebirgsbauern („Mazuren").

ragenden Schornsteine der umliegenden Ceresinfabriken und Petroleumraffinerien kenntlich macht. Da wir jedoch zuerst sehen wollen, wie das Erdöl und das Erdwachs aus dem Erdinnern an's Tageslicht befördert wird, so halten wir uns hier vorderhand nicht auf, sondern benutzen

ohne Aufenthalt die schon bereitstehende Zweigbahn, die nach dem etwa zehn Kilometer entfernten Boryslaw führt.

In der Nähe des Bahnhofes gewahrt man zuerst eine Bodenerhebung, gebildet durch die hier abgelagerten Haldengesteine des ganzen Reviers. Der Fremde, der sich einen orientirenden Ueberblick verschaffen will, besteigt am besten den von einem offenen Kiosk gekrönten Kaiserhügel, den man bei einem Besuche des Kaisers Franz Joseph aus diesem Haldengestein errichtet hat, und der ungefähr inmitten des etwa zwei Kilometer langen und ein Kilometer breiten Grubendistriktes von Boryslaw liegt. Das Bild, das sich von seiner Höhe unseren Augen darbietet, ist zwar nichts weniger als schön, aber dafür um so eigenartiger, und gibt uns sofort einen Einblick in die ringsum betriebene Erdöl- und Erdwachsgewinnung.

Im Westen dehnt sich eine Barackenstadt aus, gegen Osten gewahrt man zahllose Pumpen und Bohrwerke mit den darüber aufgeführten Holzpyramiden, in der Ferne ragen ein paar hohe eiserne Schornsteine vereinzelt auf, und gegen Süden bildet der Kamm der Karpathen den Abschluß.

Boryslaw war vor dem Beginn der Petroleumindustrie ein elendes Dorf, jetzt ist es eine Stadt mit über 9300 ständigen Einwohnern, zu denen noch eine an Kopfstärke wechselnde Anzahl von Arbeitern kommt, die sich ebenfalls schon auf 9000 belaufen hat. Die Stadt besitzt nur eine einzige Hauptstraße, welche das Grubenrevier quer durchschneidet; ihre Häuser verdienen in Wahrheit diese Bezeichnung nicht, da sie durchweg nichts anderes sind als hölzerne, mit Schindeln gedeckte Hütten. Das ganze Gelände ist von Natur aus bereits hügelig, und dieser Charakter wird noch verschärft durch die zahllosen großen und kleinen Haufen von Haldengestein, die man überall zwischen den Baracken und den Schachthütten lagern sieht.

Der Zustand der Straßen und Wege ist ein wahrhaft trostloser, da nicht einmal für das aus den Schachten und Gruben heraufgepumpte stark ölhaltige Wasser Abflüsse gebaut werden. Man läßt es einfach fließen, wohin es will und kann, und so ist die ganze Gegend eigentlich ein

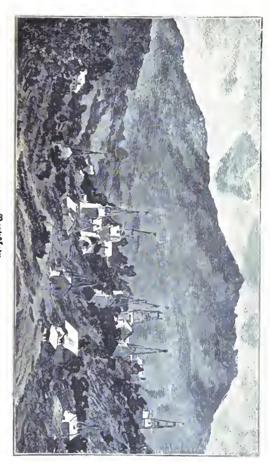


Huzulischer Bauer und Bäuerin aus den Karpathen.

einziger großer Sumpf, in dem Fußgänger, Reiter und Fuhrwerke beinahe versinken.

Neben den in Leinwandröcke und Leinwandhosen gekleideten ruthenischen Bauern fallen in den Straßen die vielen Gesichter orientalischen Schnittes auf, was uns jedoch nicht mehr wundert, wenn wir vernehmen, daß von den 9300 Einwohnern gegen 7500 Juden sind. Aeußerst originelle Gestalten sind die Handelsjuden, die vielfach beritten in der Umgegend ihrem Gewerbe nachgehen.

In der ganzen Umgegend reiht sich nun, soweit das Auge reicht, Schacht an Schacht, Brunnen an Brunnen, und Pumpwerk an Pumpwerk. Die Gewinnung von Erdöl im Kleinen war in Galizien schon lange bekannt, wurde aber vordem kaum gewürdigt und nahm erst einen nennenswerthen Aufschwung, als das Mineralöl seit etwa 1859 ein Welthandelsartikel zu werden begann. Man hat dann in dem galizischen Oelbezirk lange einen maßlosen Raubbau betrieben und erst neuerdings in rationellere Bahnen einzulenken begonnen, wie man jetzt auch mit dem Graben von Schächten aufhört und immer ausschließlicher die kanadische Gestäng- oder die pennsylvanische Seilbohrung anwendet.


Boryslaw.

Das bisher aufgeschlossene Oelgebiet beträgt mehr als 9000 Hektar, und der Distrikt Boryslaw allein liefert jährlich gegen 300,000 metrische Centner Naphtha und

Paraffin. Zuerst legte man den Hauptwerth auf die Petroleumgewinnung, allein gegenwärtig spielt die seit



Bauern und Handelsjude.

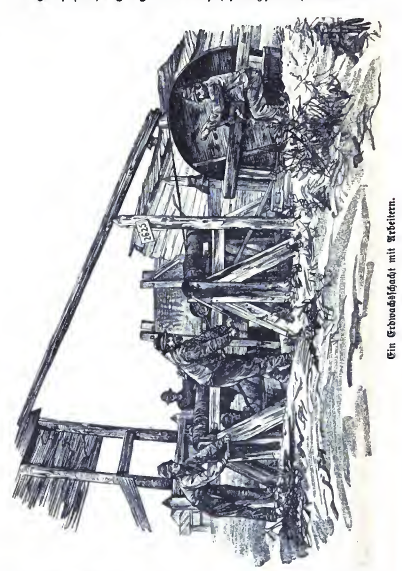
etwa drei Jahrzehnten betriebene Erdwachsindustrie in Boryslaw die weitaus wichtigste Rolle.

Das Erdwachs oder Ozokerit findet sich an keinem

anderen Orte in so weiten und mächtigen Gängen vor, wie hier. Es ist ein Mineral aus der Ordnung der Harze in Gestalt einer lichtgelben, lauchgrünen, braunschwarzen oder auch wohl ganz schwarzen Masse von wachsartiger Konsistenz. Es wird zwischen den Fingern klebrig und dann bald außerordentlich bildsam, riecht wie Petroleum, schmilzt bei 58 bis 93 Grad und besteht im Wesentlichen aus Kohlenwasserstoffen. Das Erdwachs bildet Flötze wie die Steinkohlen, die sich sowohl nahe der Oberfläche, als auch in bedeutender Tiefe (in Boryslaw über 160 Meter) finden und bergmännisch ausgebeutet werden. Die sogenannten „Nester" stehen nicht selten unter solchem Druck, daß beim Oeffnen derselben das mit eingeschlossene Gas das Erdwachs als eine weiche Masse hervortreibt, in der die Arbeiter versinken und ersticken, wenn sie nicht zeitig genug flüchten können. Zur Verarbeitung wird das rohe Material mit Dampf geschmolzen und nach dem Absetzen in Formen gegossen, die man dann auf Ceresin, Paraffin und Mineralöle verarbeitet.

Ein Schacht liefert an Erdwachs durchschnittlich zwei bis vier Centner, jedoch zuweilen auch dreißig Centner täglich, an Oel ein bis drei Centner. In den Erdwachsschächten arbeiten gewöhnlich vier Mann an der Oberfläche der Erde, während unten drei Mann thätig sind. Ueber der Oeffnung liegt auf zwei Holzständern eine Haspelwinde, mittelst welcher die gefüllten Eimer oder Körbe zu Tage geschafft und dann geleert wieder hinuntergelassen werden. Auf ein von unten heraufschallendes Klingelzeichen, daß wieder ein Behälter gefüllt sei, beginnt immer das Hinaufwinden. Oben wird nach dem Entleeren eines Eimers auch gleich der Inhalt sortirt, indem man die wachshaltigen Stücke und das reine Wachs von dem Gestein trennt. Dies geschieht jedoch nur ziemlich oberflächlich, so daß in den Halden noch sehr viel brauchbares Material steckt.

Das Wachs kommt von den Schachten in die meist an der Hauptstraße gelegenen Wachsschmelzhütten, wo man es



Ein Erdwachsschacht mit Arbeitern.

durch das Schmelzen von den gröbsten Beimischungen befreit und dann — wie oben erwähnt — in konische For-

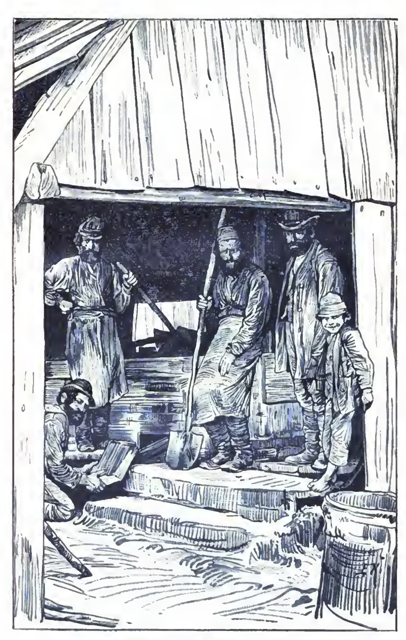
men gießt, worauf es in Blöcken von etwa 25 Kilogramm in den Handel kommt.

In den angefahrenen Erdwachsgängen müssen gar nicht selten die Arbeiten wegen zu heftigen Wasserandranges eingestellt werden; es erscheint darin neben dem Wasser auch stets Petroleum, das man wohl als den Zwillingsbruder des Erdwachses bezeichnen darf, da beide Kohlenwasserstoffverbindungen sind. Wenn sich aber auch beim Erdwachs stets Petroleum findet, so ist das Umgekehrte jedoch nicht immer der Fall.

Das Petroleum wird in Boryslaw gewöhnlich in Bottiche gepumpt, worin das mit ausströmende Wasser zu Boden sinkt und dann durch ein Blechrohr abfließt. Das oben schwimmende rohe Petroleum schöpft man in Fässer und behandelt es in den noch keineswegs auf der Höhe der Zeit stehenden Raffinerien mit Schwefelsäure. Trotz dieser primitiven Einrichtungen wird es aber wasserhell und sehr rein in den Handel gebracht. Die Petroleumindustrie soll in Galizien 40 Prozent Reingewinn abwerfen, während dieser in Amerika anf 20 Prozent veranschlagt wird.

Nach der Besichtigung dieser verschiedenen industriellen Etablissements gibt es in Boryslaw nichts mehr, was uns dort länger fesseln könnte. Wir benutzen daher den nächsten Zug, um nach Drohobycz zurückzudampfen und uns auch dort etwas näher umzusehen.

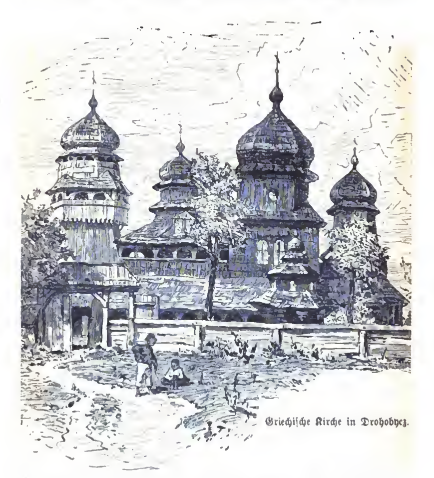
Die Stadt liegt in einer fruchtbaren Gegend an der Tysminica, ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts. Sie zählte vor dreißig Jahren vielleicht 8000 Einwohner, während sie es jetzt auf über 18,000 gebracht hat, was natürlich dem Erdöl und dem Erdwachs zu danken ist. Es sind bedeutende Fabriken vorhanden, welche aus den zu Boryslaw gewonnenen natürlichen Schätzen des Bodens Naphtha, Paraffin, Paraf-



Das Innere einer Wachsschmelzhütte.

finkerzen u. s. w. herstellen, sowie noch andere industrielle Etablissements, unter denen namentlich die Salzsiedereien von Belang sind.

Zwischen dem Bahnhofe und der Stadt dehnt sich eine



Griechische Kirche in Drohobycz.

endlose Vorstadt mit ärmlichen Hütten aus; Drohobycz selbst hat massive, durchweg einstöckige Häuser, ein Realobergymnasium, ein Basilianerkloster, eine schöne gothische Hauptkirche und verschiedene andere Gotteshäuser, unter denen besonders eine sehr alte griechische Kirche wegen

ihrer Holzarchitektur bemerkenswerth ist.

Unter den Fabriken interessirt uns vorzugsweise das etwa zwei Kilometer von Drohobycz entfernt an der Straße nach Boryslaw gelegene Etablissement der Firma Gartenberg, Lauterbach, Goldhammer & Comp., das namentlich in Bezug auf die Verarbeitung des Erdwachses wohl das Bedeutendste leistet.


Ceresinfabrik der Firma Gartenberg, Lauterbach, Goldhammer & Comp. bei Drohobycz.

Die Baulichkeiten der Fabrik, in der täglich 400 Centner rohes Erdwachs und 90 Centner Erdöl verarbeitet werden, sind sehr solide und praktisch angelegt. Alle Apparate, deren nähere Beschreibung für Laien kaum von Interesse sein dürfte, werden mit Dampf betrieben. Der Hauptsache nach besteht das Verfahren in dem Destilliren des Rohmaterials, im Pressen des Destillates vermittelst hydraulischer Pressen, worauf noch das

Umschmelzen und die Behandlung mit Schwefelsäure folgt. Aus gutem Erdwachs lassen sich etwa 70 Prozent weißes Ceresin (ein dem Bienenwachs sehr ähnliches Präparat, das oft zum Ersatze desselben dient) gewinnen; bei der Erzeugung von Paraffin erhält man neben 45 Prozent dieses Stoffes noch gegen 6 Prozent Benzin, 14 Prozent Naphtha, 15 Prozent Schmieröl und 20 Prozent Rückstände, die ebenfalls ausgenutzt werden.


Abraham Schreiner.

Zum Schluß unserer Wanderung durch das ostgalizische Erdwachsrevier sei Angesichts der von amerikanischer Seite häufig fälschlich in Anspruch genommenen Priorität darauf hingewiesen, daß als der eigentliche „Vater der Petroleumindustrie" vielmehr Abraham Schreiner aus Boryslaw anzusehen ist, der 1853 erstmals Petroleum zu Beleuchtungszwecken hergestellt und in den Handel gebracht hat.

Schreiner besaß in Boryslaw ein Grundstück, in dessen Bodenvertiefungen sich oft eine fette, theerartige Masse ansammelte, welche die Bauern jener Gegend schon seit Alters her zu Umschlägen für Wunden oder Geschwüre bei Menschen und Thieren und außerdem als Wagenschmiere

benutzten. Schreiner machte aus dem Schlamm eine Kugel, durch die er einen Docht zog; dieser sog die Flüssigkeit in sich und brannte, wenn man ihn ansteckte, mit röthlicher Flamme — die erste Petroleumlampe war erfunden. Dann machte er sich aus einem eisernen Topfe eine Art Destillirapparat zurecht, der zwar beim ersten Versuch in Stücke sprang, während Schreiner selbst am ganzen Körper verbrannt wurde, doch gelang es ihm nach weiteren Bemühungen, ein penetrant riechendes, schmutzigfarbiges Oel zu gewinnen — das erste Petroleum. Von diesem Oel verkaufte Schreiner 1853 an den Apotheker in Drohobycz; er hat mithin nicht nur als Erster das Petroleum erzeugt, sondern es auch zuerst in den Handel gebracht.

Der Apotheker und Chemiker Nikolasch in Lemberg kaufte von ihm einen Centner für fünfzehn Gulden, und ihm gelang es, da er sich sehr für die Angelegenheit interessirte, aus dem ungereinigten Destillat eine farblose und klare Flüssigkeit herzustellen, so daß er als der erste Petroleumraffineur zu betrachten ist.

Schreiner betrieb nun die Petroleumgewinnung in größerem Maßstabe, ließ 1856 die ersten Schachte graben und richtete eine Destillation und Raffinerie ein. Seine Anlagen brannten aber zweimal ab, wodurch der hochverdiente Mann in unverschuldete Armuth gerieth, während jetzt Andere, die in seine Fußstapfen traten, reich wurden. Sein Verdienst aber bleibt unbestreitbar, da das erste amerikanische Petroleum nicht vor 1854 verkauft worden ist, und die Nordamerikaner selbst das Inslebentreten ihrer Petroleumindustrie erst vom 27. August 1859 datiren.





Mannigfaltiges.

Mißverständnisse. — Frau v. Staël war eine enthusiastische Verehrerin des in seiner Heimath rasch vergessenen englischen Dichters Richardson und wollte, als sie zum ersten Male nach London kam, das Grab des Poeten aufsuchen, um seinem Andenken den Tribut der Dankbarkeit für die gewährten geistigen Genüsse darzubringen.

„Wo finde ich das Grab des großen Richardson?" fragte sie den Oberkellner des Hotels, in welchem sie abgestiegen war.

„Das Grab des großen Richardson?" überlegte dieser bei sich; „sie meint doch nicht etwa den großen Schänkwirth in Coventgarden? Auch wüßte ich nicht, daß der gestorben wäre. Es wird wohl James Richardson von Richardson, Goodlack & Comp. in Cornhill sein. Vielleicht hat sie irgend welche Geldansprüche an den Partner, der vor einiger Zeit mit Tod abgegangen sein soll."

So sandte er denn die Fremde zu dem Geschäftslokale der Firma Richardson, Goodlack & Comp. in Cornhill, wo Frau v. Staël zu einem würdig aussehenden Gentleman geführt wurde, der vor einem hohen Pulte saß.

„Mein Herr," redete sie ihn an, „ich möchte das Grab Richardson's besuchen!"

„Das Grab Richardson's?" rief der Angeredete, die Augen aufreißend. „Gott steh' uns bei, Madame, unser Herr Richardson hat sich nie im Leben wohler gefühlt, als gerade jetzt, und ist eben auf's Land gefahren."

„Sie mißverstehen mich, mein Herr. Ich meine den göttlichen Richardson!"

„Ah so, Madame," erklärte jetzt der würdige Gentleman,

„Sie meinen einen Geistlichen? Mir ist leider keiner dieses Namens bekannt."

„Ich denke an keinen Geistlichen," versetzte Frau v. Staël ungeduldig, „sondern Clarissa Harlowe's Richardson."

„Kenne Niemand, der mit einer Dame dieses Namens in Verbindung steht," war die Antwort des Kaufmannes, der von dem Roman „Clarissa Harlowe" offenbar nie gehört hatte.

Voller Verzweiflung stürzte Frau v. Staël fort und erspähte zufällig auf der Straße den Laden eines Buchhändlers, bei welchem sie endlich die gewünschte Aufklärung erhielt. Durch ein Cab zur St. Clemens Paulskirche gebracht, bewog sie den Küster durch ein Trinkgeld, sie mit der Laterne zu dem Grabe des Dichters zu begleiten. An dem moderbedeckten Grabsteine kniete sie dann nieder und küßte den langgesuchten Namen, um, nachdem so ihrem Herzenswunsche Genüge geschehen, befriedigt nach ihrem Gasthofe zurückzukehren. E. K.

Kann man ohne Zunge sprechen? — Der englische Professor Huxley beantwortet diese Frage in bejahendem Sinne.

Viele Beispiele in der That kennt die Geschichte, daß Menschen ohne Zunge sprechen konnten. So wurde z. B. im Jahre 484 nach Christi Geburt auf Befehl Hunerich's 60 Christen die Zunge herausgeschnitten, aber bald darauf fingen einige von ihnen wieder an zu predigen. Ferner soll Papst Leo III. gerade durch eine solche Verstümmelung seine Sprache wieder erhalten haben. Im Jahre 1742 bestand eine gewisse Margareth Cutting ihr Examen vor der Rochal Society in England. Keine Spur von Zunge war mehr in ihrem Munde vorhanden und doch sprach sie fast ebenso gut als die Anderen. Jussieu erzählt von einem Mädchen, das ohne Zunge geboren worden war, und als sie 17 Jahre alt war, gab es Niemand, der im Ernst behaupten konnte, sie hätte keine, es sei denn, er wußte wirklich, daß sie in der That keine Zunge habe.

Demnach scheint die Zunge nicht in dem Grade nöthig zu sein, als man bisher anzunehmen geneigt war. —dn—

Artigkeit gegen Artigkeit. — Lefebure de Fourey, ein berühmter Mathematiker in Paris, war wegen seiner Grobheit als Examinator besonders gefürchtet. Eines Tages hatte er einen Kandidaten zu prüfen, der eine Aufgabe nicht zu lösen wußte

und nun mit der Kreide in der Hand verlegen an der Tafel stand. Nachdem er ihm eine Weile zugesehen hatte, wandte Lefebure sich an den Schuldiener: „Holen Sie eine Kiepe Heu herauf," sagte er im ruhigsten Tone, „der Herr Kandidat will jedenfalls erst frühstücken."

Die bodenlose Grobheit gab dem Examinanden seine Geistesgegenwart wieder, und schlagfertig fügte er hinzu: „Bringen Sie gleich zwei Kiepen, der Herr Professor wird mein Gast sein."

A. S.

Seltene Freundschaft. — Am 12. Januar 1582 ward zu Giebichenstein ein neuer Galgen gesetzt und am 26. Januar mit der ersten Hinrichtung eingeweiht. Diese sollte eigentlich nur einen Verbrecher, Augustin Abendroth, betreffen, während sein Kamerad, Nikel Wintergrün, mit dem er gemeinsam verschiedene Diebstähle ausgeführt hatte, Gnade erlangen und nur des Landes verwiesen werden sollte. Dieser aber wollte, gewiß ein seltener Fall, lieber zur Gesellschaft mithängen, und so geschah ihm sein Wille, und er wurde auch mit aufgeknüpft. Vogel.

Die beste Grabschrift. — Als William Penn gestorben war und ein kostbarer Denkstein über seinem Grabe errichtet werden sollte, sandten die Indianer Deputirte in die Kolonie mit der Bitte, man möge in ihrem Namen folgende Worte auf das Denkmal schreiben: „William Penn war ein guter Mann!" Und die Quäker fanden, daß durch diese Inschrift jede andere überflüssig wurde. E. K.

Schnelle Erfüllung. — Der französische Schriftsteller Fontenelle war fast hundert Jahre alt, als in einer Gesellschaft eine etwa ebenso alte Dame zu ihm sagte: „Ich glaube, uns Beide hat der Tod vergessen!"

„Pst!" erwiederte Fontenelle, „sprechen Sie nicht so laut — er könnte es hören!"

Und in der That, der Tod mußte etwas gehört haben, denn er kam bald, und Fontenelle legte das hundertste Jahr nicht ganz zurück; am 11: Februar 1657 geboren, starb er am 9. Januar 1757.

—dn—

